

Göttinger Kirchen des Mittelalters

Jens Reiche und
Christian Scholl (Hg.)



Universitätsverlag Göttingen

Jens Reiche und Christian Scholl (Hg.)
Göttinger Kirchen des Mittelalters

Dieses Werk ist lizenziert unter einer
[Creative Commons
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
4.0 International Lizenz.](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/)



erschienen im Universitätsverlag Göttingen 2015

Jens Reiche und
Christian Scholl (Hg.)

Göttinger Kirchen
des Mittelalters



Universitätsverlag Göttingen
2015

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gemeinsames Bund-Länder-Programm für bessere Studienbedingungen und mehr Qualität in der Lehre

Dieses Vorhaben wird aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01PL11061 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autoren.



Niedersächsisches Ministerium
für Wissenschaft und Kultur



Anschrift der Herausgeber

PD Dr. Jens Reiche
PD Dr. Christian Scholl
Georg-August-Universität Göttingen
Kunstgeschichtliches Seminar und
Kunstsammlung
Nikolausberger Weg 15
37073 Göttingen
Tel.: 0551 / 39-5093
Email: kunsts@gwdg.de

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den Göttinger Universitätskatalog (GUK) bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (<http://www.sub.uni-goettingen.de>) erreichbar. Es gelten die Lizenzbestimmungen der Onlineversion.

Satz und Layout: Christian Scholl
Umschlaggestaltung: Jens Reiche
Titelabbildung: Jens Reiche

© 2015 Universitätsverlag Göttingen
<http://univerlag.uni-goettingen.de>
ISBN: 978-3-86395-192-4

Inhalt

Vorwort 5

Jens Reiche

Göttinger Kirchen des Mittelalters. Eine formgeschichtliche Einordnung 9

Die sechs mittelalterlichen Kirchen Göttingens 9 – Die Göttinger Bauformen im regionalen Vergleich 14 – Die romanische Phase (bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts) 15 – Westbauten und Westtürme 18 – Der Bautyp der Stufenhalle 21 – Pfeilerformen 25 – Chorschlüsse 27 – Die Gewölbe 29 – Das Maßwerk 33 – Strebepfeiler 37 – Bauskulptur 39 – Blattformen an Kapitellen und anderen Stellen 39 – Konsolen und eingestreute Köpfe 41 – Schlusssteine 44 – Ein lokales Beziehungsgeflecht und seine regionalen Wechselwirkungen 46

Christian Scholl

Funktion und architektonische Gestalt: Eine Annäherung an die mittelalterlichen Kirchen in Göttingen 49

An der Oberfläche gekratzt 50 – Zur Ausstattung einer Kirche im Mittelalter 53 – Messe und Hochaltar 53 – Reliquien 55 – Retabel 56 – Die Umgebung des Altars 58 – Lettner und Chorgestühl 61 – Nebenaltäre 62 – Bestattungen 65 – Kanzel, Gestühle, Taufbecken 66 – Freiräume für die Ausstattung: Architektur als Hülle 67 – „Göttinger Gotik“ 72 – Reformation 81 – Barock und Aufklärung 88 – Historismus: Conrad Wilhelm Hase in Göttingen 97 – Die Göttinger Kirchen im 20. Jahrhundert 103

Sonja Friedrichs und Sara Nina Strolo

St. Johannis 106

Forschungsstand und Quellenlage 107 – Lage und Patrozinium 109 – Baubeschreibung und Vergleichsbauten 109 – Der Außenbau 109 – Westbau 109 – Das Westportal 110 – Das Langhaus 111 – Das Nordportal – Zeugnis romanischer Baukunst in Göttingen 111 – Das Südportal 112 – Der Chor 113 – Der Innenraum 113 – Zur relativen Bauchronologie des mittelalterlichen Kirchengebäudes 116 – Romanische Vorgängerbauten 116 – Bauchronologie der gotischen Kirche 119 – Die liturgische Ausstattung der mittelalterlichen Kirche 125 – Restaurierungsgeschichte 126 – St. Johannis unter dem Einfluss der Reformation 126 – Die Restaurierung des späten 18. Jahrhunderts 128 – Veränderungen an der Bausubstanz 128 – Die frühklassizistische Ausstattung 129 – Die Restaurierungen des 19. Jahrhunderts 130 – Umgestaltungen vor der großen Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase 130 – Die Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase 131 – Die Johanniskirche im 20. Jahrhundert 137

Klara Wagner und Anna Luisa Walter

St. Jacobi 150

Geschichte 152 – Die Zeit als „Burgkirche“ 152 – Die Zeit als „Bürgerkirche“ 154 – Die Baugestalt 155 – Langhaus und Chor 156 – Die Außengestaltung des Chores 156 – Die Außengestaltung des Langhauses 157 – Zur Interpretation des möglichen Planwechsels zwischen Chor und Langhaus 159 – Die Innengestaltung des Chores 161 – Die Innengestaltung des Langhauses 164 – Der Westbau 166 – Baudaten 166 – Die Baugestalt des Westbaus 169 – Die Sakristei 173 – Restaurierungen 176 – Die Restaurierungsgeschichte bis 1900 176 – Die Restaurierungsgeschichte im 20. Jahrhundert 179 – Exkurs: Eine Jakobuskirche in Göttingen? 182

Judith Krüger und Hanke Tammen

St. Marien 196

Der einschiffige Kernbau des späten 13. Jahrhunderts 200 – Der Ausbau zur dreischiffigen Anlage im 14. Jahrhundert 204 – Von der reinen Halle zur Stufenhalle: Die Baugeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts 207 – Die Erweiterung des Chores im frühen 16. Jahrhundert 210 – Der Chorumbau des 18. Jahrhunderts 212 – Baumaßnahmen im 19. Jahrhundert 216 – Arbeiten der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts 216 – Veränderungen unter Conrad Wilhelm Hase 1883-85 217 – Die Rekonstruktion des Chores 1887-1890 219 – Die Marienkirche im 20. Jahrhundert 222

Ines Barchewicz und Steven Reiss

St. Nikolai 232

Baugeschichte 234 – Der Außenbau 238 – Das Langhausinnere 243 – Das Innere des Chores 245 – Das Innere der Sakristei 248 – Die Schlusssteine der Kirche 252 – Die Nikolaikirche als Pfarrkirche in nachmittelalterlicher Zeit 253 – Die Nikolaikirche als Universitätskirche 255

Nicole Dubis und Elke Vogel

St. Albani 266

Geschichte 267 – Die Gründung der Kirche 267 – Von der Dorf- zur Stadtkirche 268 – Der Neubau des 15. Jahrhunderts 269 – Grundriss und Außenbau 270 – Spuren des Bauverlaufs an den Außenwänden 272 – Das Maßwerk 277 – Der Turm 278 – Die Portale 280 – Der Innenraum 281 – Die Raumdisposition 281 – Die Gewölbe 283 – Die Ausmalung 286 – Der Hochaltar 287 – Restaurierungen 288 – St. Albani im 16. Jahrhundert 288 – St. Albani im 18. Jahrhundert 289 – St. Albani im 19. Jahrhundert 291 – St. Albani im 20. Jahrhundert 292

Lena Hoppe

Die Paulinerkirche 302

Die Bettelorden 304 – Die Gründung des Paulinerklosters 306 – Die Auflösung des Klosters und die nachfolgende Nutzung 307 – Baubeschreibung 309 – Der Außenbau 309 – Der Innenraum 316 – Die Ausstattung 321 – Architektonische Veränderungen nach dem Mittelalter 324

Christian Scholl

Die Barfüßerkirche 336

Der Franziskanerorden 338 – Die Etablierung des Franziskanerklosters in Göttingen 340 – Das Kirchengebäude 342 – Datierungsfragen 347 – Zur Nutzung und Ausstattung der Göttinger Barfüßerkirche 351 – Von der Auflösung des Klosters bis zum Abriss der Gebäude 354

Jan Stieglitz

Mittelalterliche Kapellen in Göttingen 357

Die Kapelle St. Georg 358 – Die Fronleichnamskapelle 359 – Die Hl.-Kreuz-Kapelle 361 – Die Hl.-Geist-Kapelle 364 – Die Bartholomäuskapelle 366 – St. Jodocus und die Kapelle im Walkenrieder Hof 367 – Fazit 367

Anhang

Synopsis 370

Portale 372 – Strebebpfilergiebelchen 376 – Maßwerkfenster 377 – Langhauspfeiler und Sockel 388 – Schlusssteine 390

Literatur 399

Bildnachweis 434

Register 435

Orte 435 – Personen 438

Vorwort

Mit den Pfarrkirchen St. Johannis, St. Jacobi, St. Marien, St. Nikolai und St. Albani sowie der ehemals den Dominikanern als Klosterkirche dienenden Paulinerkirche verfügt Göttingen über einen Bestand von sechs bedeutenden gotischen Sakralbauten des 14. und 15. Jahrhunderts. Für eine Stadt dieser Größe ist dies durchaus bemerkenswert: Göttingen wird im südlichen Niedersachsen diesbezüglich nur von Braunschweig übertroffen, das allerdings im Mittelalter eine wesentlich größere Stadt gewesen ist.

Umso erstaunlicher ist es, dass eine kunsthistorische Bearbeitung der mittelalterlichen Kirchen Göttingens bislang nur unzureichend erfolgt ist.¹ Im Gegensatz zu den ebenfalls überregional bedeutenden mittelalterlichen Altarretabeln dieser Stadt, denen in jüngster Zeit eine umfassende Publikation² gewidmet wurde, hat die Architektur lange Zeit kaum Beachtung gefunden.

Der vorliegende Band will, indem er sich den Göttinger Kirchen des Mittelalters widmet, eine wichtige Lücke schließen. Entstanden ist er als gemeinsames Projekt von Dozenten und Studierenden am Kunstgeschichtlichen Seminar der Georg-August-Universität Göttingen. Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte, von der Göttinger Hochschuldidaktik initiierte und betreute Programm „Forschungsorientiertes Lehren und Lernen“ (FoLL) bot hierfür den institutionellen und finanziellen Rahmen.

Im Folgenden werden die sechs erhaltenen Kirchen jeweils monographisch vorgestellt. Behandelt werden darüber hinaus auch verloren gegangene Sakralbauten wie die Barfüßerkirche und die kleineren Kapellen. Ein Schwerpunkt der überwiegend von Studierenden verfassten Einzeluntersuchungen liegt auf der Klärung baugeschichtlicher Zusammenhänge. Zwei einleitende Aufsätze, für die die

¹ Ältere Überblicksdarstellungen bieten Schadendorf 1953; Unckenbold/Bielefeld 1953a; Unckenbold/Bielefeld 1953b; Weinobst 1975 und Reuther 1987.

² Noll/Warncke 2012.

Herausgeber verantwortlich zeichnen, dienen der architekturgeschichtlichen und nutzungsgeschichtlichen Kontextualisierung. Im Anhang sind Portale, Strebepfeilgiebelchen, Maßwerkfenster, Langhauspfeiler und Schlusssteine in einer Synopse gegenübergestellt.

Allerdings lässt sich die mittelalterliche Bausubstanz erst dann angemessen erschließen, wenn man die erheblichen Eingriffe und Umbaumaßnahmen beachtet, die in nachreformatorischer Zeit – vor allem im 18. und 19. Jahrhundert – vorgenommen wurden. Daher gehen die folgenden Beiträge immer wieder auf die neuzeitliche Nutzungs- und Restaurierungsgeschichte der Bauten ein. Auf diese Weise eröffnet sich ein thematischer Nebenschauplatz, der als Beitrag zum protestantischen Kirchenbau und zur Geschichte der Denkmalpflege auch eigenständiges Interesse beanspruchen bedarf.

Bei der Durchführung des Projekts haben wir von vielen Seiten Hilfe erfahren. Ein besonders großer Dank gilt derjenigen Einrichtung, die uns das Vorhaben überhaupt ermöglicht hat und in Zeiten zunehmender Verschulung des Studiums ein so sinnvolles und fruchtbares Gegeninstrument darstellt: dem durch das Qualitätsprogramm Campus QPLUS der Universität Göttingen finanzierten FoLL-Programm und seiner Betreuerin Susanne Wimmelmann. Darüber hinaus danken wir herzlich denjenigen Institutionen, die uns ihre Objekte zugänglich gemacht und unsere Arbeit umfassend unterstützt haben: den Kirchengemeinden St. Johannis, St. Jacobi, St. Marien und St. Albani, der Universitätskirche St. Nikolai und der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen als Nutzerin der Paulinerkirche. Viele Namen wären hier anzuführen: stellvertretend nennen wir Pastor Harald Storz von St. Jacobi, der unser Projekt stets mit großem Interesse und wichtigen Hinweisen begleitete, die Diakonin für Kirchenpädagogik Bettina Latke, die uns wichtige Türen öffnete, und Dr. Christian Fieseler von der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek, der die Bearbeitung der Paulinerkirche ermöglichte. Alle Gemeinden und Einrichtungen haben uns in großzügiger Weise geholfen.

Selbst wenn eine Überblicksdarstellung zu den Göttinger Kirchen des Mittelalters seit längerem fehlt, haben sich doch immer engagierte Forscher mit ihnen auseinandergesetzt, die auch unser Projekt mit Rat und Tat begleiteten. Besonders danken wir Karl Heinz Bielefeld, dem langjährigen Leiter des Göttinger Kirchenkreisarchivs und umfassendsten Kenner der Göttinger Kirchen. Wichtige Hilfe erfuhren wir auch von Kunsthistorikerkollegen und -kolleginnen: Prof. Dr. Thomas Noll, PD Dr. Arwed Arnulf und Dipl. Kulturwirtin Christine Hübner. Ihnen allen danken wir herzlich.

Neben den Bauten selbst bildeten vor allem die Archive unsere wichtigste Arbeitsgrundlage. Ein großer Dank gilt dem Kirchenkreisarchiv und seiner Leiterin Dr. Mechthild Weiß. Hier war das meiste Archiv- und Bildmaterial zu finden. Wichtig waren aber auch das Stadtarchiv und das Städtische Museum Göttingen, geleitet von Dr. Ernst Böhme. Ihm und der für die historischen Ansichten verantwortlichen Kustodin Simone Hübner sowie Wolfgang Barsky als Betreuer des

Fotoarchivs danken wir herzlich. Zudem war das Universitätsarchiv Göttingen unter Leitung von Dr. Ulrich Hunger eine bedeutende Quelle. Diese Einrichtungen bilden das kulturelle Rückgrat der Stadt. Ohne sie hätten wir das Projekt nicht durchführen können.

Dankbar sind wir auch dem Universitätsverlag Göttingen und Jutta Pabst für die mittlerweile schon bewährte Zusammenarbeit. Die Fotografin des Kunstgeschichtlichen Seminars, Kristina Bohle, half uns institutionenübergreifend bei der Digitalisierung historischer Ansichten aus dem Städtischen Museum und aus der Kunstsammlung der Universität Göttingen. Ein ganz besonderer Dank geht schließlich an Frau Bibliotheksberrätin i. R. Magdalene Leimkühler, die bereit war, die erheblichen Mühen der Lektoratsarbeit auf sich zu nehmen.

Wem gebührt das abschließende „last, but not least“? Wir möchten es nutzen, um den Studierenden zu danken, die mit dem Schreiben der Texte die eigentliche Hauptarbeit übernommen haben: Sonja Friedrichs und Sara Nina Strolo, Klara Wagner und Anna Luisa Walter, Judith Krüger und Hanke Tammen, Ines Barchewicz und Steven Reiss, Nicole Dubis und Elke Vogel, Lena Hoppe sowie Jan Stieglitz. Das Schreiben und Redigieren dieses Buches war für uns alle kein Spaziergang. Jetzt, wo es fertig ist, sind wir dankbar und glücklich.

Jens Reiche und Christian Scholl, Göttingen, im März 2015

Göttinger Kirchen des Mittelalters. Eine formgeschichtliche Einordnung

Jens Reiche

Die sechs mittelalterlichen Kirchen Göttingens

Die Göttinger Altstadt hat ungewöhnlich viele Baudenkmale des Mittelalters bewahrt. Neben dem Rathaus, Resten der beiden Stadtmauern und einigen Dutzend Wohnbauten, die durchweg in Holz (Fachwerk) gebaut sind, prägen vor allem die sechs mittelalterlichen Kirchen (Abb. 1, 2) bis heute das Stadtbild. Für eine mittelgroße Stadt ist das ein sehr beachtlicher Bestand. Die Einwohnerzahl Göttingens hat im 15. Jahrhundert etwa 6000 betragen,¹ das ist nur etwa ein Drittel der Größe Braunschweigs, welches die größte Stadt der Region war. Neben allen fünf Pfarrkirchen – St. Johannis, St. Jacobi, St. Albani, St. Nikolai und St. Marien, von denen die letztgenannte zusätzlich von einer Deutschordenskommende genutzt wurde –, ist mit der Paulinerkirche auch die Klosterkirche des Dominikanerkonvents erhalten. Von den größeren Kirchen ging lediglich die Franziskanerkirche (genannt „Barfüßerkirche“) durch Abbruch verloren. Sämtlich verschwunden sind dagegen die kleineren Kapellen im Stadtgebiet, die von Bruderschaften, Klosterhöfen oder Spitälern genutzt wurden, und die in jeder mittelalterlichen Stadt zahlreich gewesen sind.

Als erstes sollen über die Göttinger Kirchen zwei vielleicht zunächst banal erscheinende Besonderheiten festgestellt werden: Sie sind fast alle innerhalb recht kurzer Zeit entstanden, und sie sind in ihrer Baugestalt untereinander sehr ähnlich.

¹ Asmus 1987, bes. Abb. 1 S. 166.

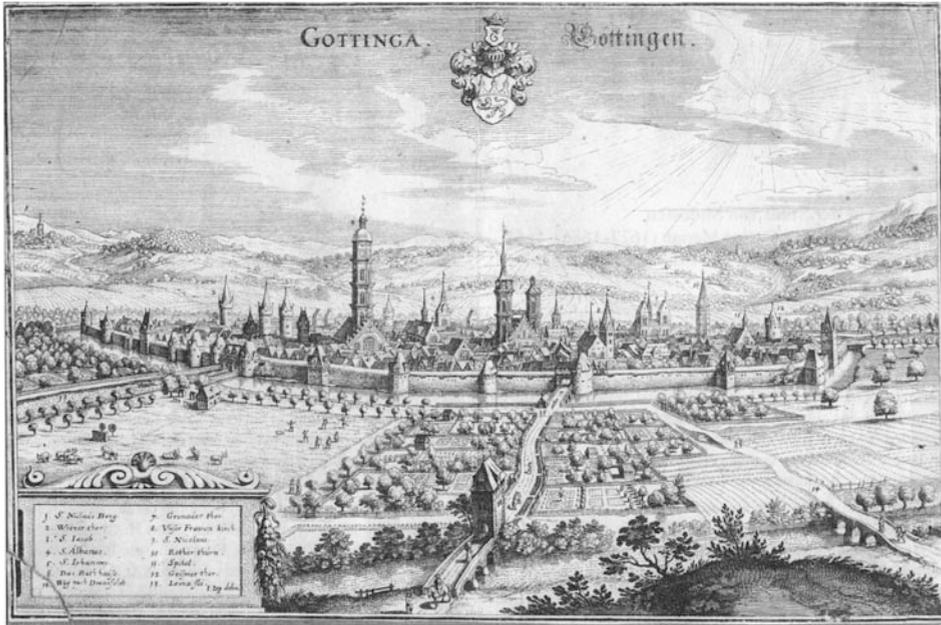


Abb. 1: Göttingen, Ansicht der Stadt von Westen, Kupferstich von 1641 nach einer Zeichnung von Johannes Jeep um 1610, Göttingen, Städtisches Museum

Aus der Zeit bald nach der Stadtentstehung stammen nur geringe, später neu versetzte Bauteile von St. Johannis, insbesondere das noch spätromanische Nordportal. Die Göttinger Kirchen gehören im Aufgehenden ansonsten sämtlich der Hoch- und Spätgotik an, auch wenn es von mehreren Kirchen ältere Vorgänger gegeben hat: Die romanischen Vorgänger der Johannis- und Nikolaikirche konnten in Teilen ergraben werden. Die Albanikirche muss als Pfarrkirche des 953 genannten Dorfes Gutingi² sogar in die ottonische Zeit zurückgehen, doch hat es in der Kirche bisher keine Grabungen gegeben. Von einer Saalkirche des fortgeschrittenen 12. oder des 13. Jahrhunderts lassen sich im heutigen Bau geringe Reste feststellen.³ Der Gründungsbau von St. Marien, eine Saalkirche, steckt als Kern noch in der heutigen Kirche; er stammt aus der Zeit unmittelbar nach der Gründung der Neustadt um 1290.⁴

² Urkunde Ottos I.: MGH, Diplomata regum et imperatorum Germaniae, I, 1879-84, Nr. 165, S. 246f.

³ Es handelt sich um die südöstliche Kante der Kirche, die in der Ecke zwischen Chor und südlichem Seitenschiff sichtbar ist, und um den Abdruck des Dachs an der Chorwand.

⁴ 1290 Gründung der Neustadt, deren Pfarrkirche St. Marien ist. Einige über der Sakristei wiederverwendete Hölzer konnten dendrochronologisch auf 1298/1299 datiert werden. Düker 1998, S. 19. – Lubecus 1994, S. 95 berichtet von einem Baubeginn der Marienkirche im Jahre 1290 und ebd., S. 99 von einem Ablass des Jahres 1295.

Bei der großen Bauperiode der Göttinger Kirchen machte anscheinend die Paulinerkirche den Anfang. Sie dürfte sehr bald nach der Klostergründung von 1294⁵ begonnen worden sein, denn schon 1331 konnte sie geweiht werden.⁶ Wenig später oder parallel dazu wurde auch St. Johannis neu gebaut. Den sichersten Anhaltspunkt für ihren Zeitansatz liefern das dendrochronologisch auf 1348 datierte Dachwerk⁷ und ein Glockenguss im selben Jahr⁸. Beides muss am Ende der Bauarbeiten gestanden haben, so dass man auch hier einen Baubeginn um 1300 oder im frühen 14. Jahrhundert annehmen darf.

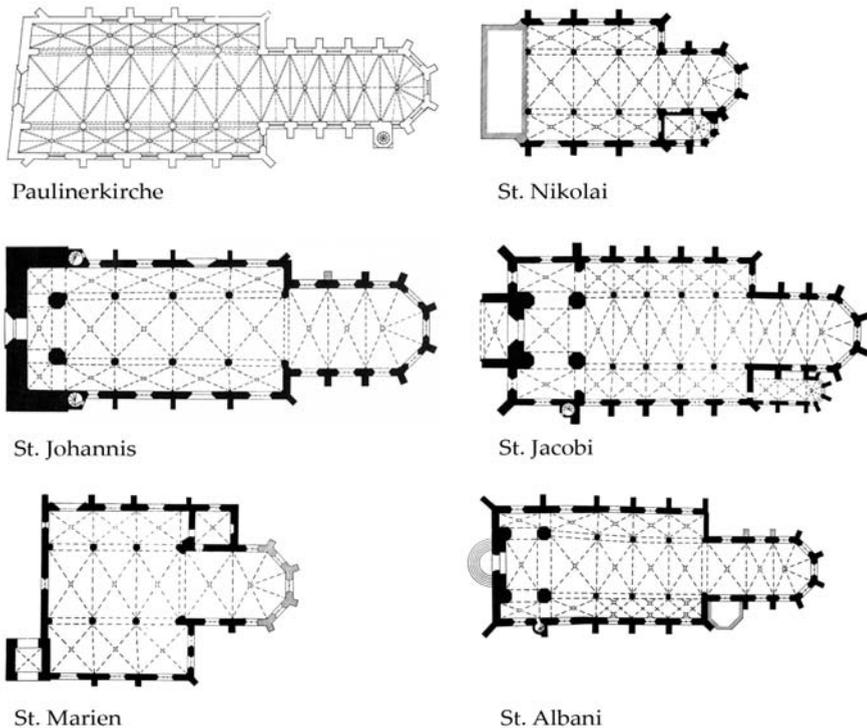


Abb. 2: Grundrisse der erhaltenen mittelalterlichen Kirchen Göttingens

Noch vor Vollendung der beiden ältesten Kirchen sind auch die Erweiterung von St. Marien und der Neubau von St. Nikolai begonnen worden, aufgrund ihrer übereinstimmenden Detailformen wohl synchron zueinander. Der Baubeginn von

⁵ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 41, S. 31. Bezeugt auch von Lubecus 1994, S. 98.

⁶ Überliefert nur von Lubecus 1994, S. 98.

⁷ Schütte, Sv. 1995, S. 27.

⁸ Reuther 1987, S. 533; Schütte, Sv. 1995, S. 29.

St. Marien ist dabei mit gewisser Wahrscheinlichkeit nach der Übernahme der Kirche durch den Deutschen Ritterorden 1319 anzusetzen.⁹ Als weiterer chronologischer Anhaltspunkt kann ein Ablass von 1339 dienen.¹⁰ Für die Nikolaikirche wurde vermutlich 1351 ein Altar gestiftet,¹¹ und 1355 wurde ein Ablass für die Ausstattung ausgesprochen;¹² die Kirche dürfte zu diesem Zeitpunkt weitgehend fertiggestellt gewesen sein. Noch vor der Vollendung von St. Nikolai, 1350, nahm man auch den Neubau von St. Jacobi in der Nachbarschaft der Burg – und daher auch unter dem Patronat des welfischen Herzogs – in Angriff.¹³ Eine Bauinschrift von 1361 in der Vorhalle kann sich nicht auf diesen wesentlich jüngeren Bauteil beziehen, besagt also nichts über den Baufortschritt. 1369 versuchte Herzog Otto der Quade von Braunschweig-Göttingen, das Nörtener Stift nach St. Jacobi zu verlegen, scheiterte damit aber 1372.¹⁴ Obwohl 1383 bereits ein Marienaltar im nördlichen Seitenschiff gestiftet wurde,¹⁵ war die Kirche sicher bei weitem noch nicht fertiggestellt, als die Göttinger Bürger 1387 die Burg zerstörten und Otto den Quaden vertrieben,¹⁶ denn erst 1402 konnte der Hochaltar aufgestellt werden.¹⁷ Als letztes folgten die Obergeschosse des Westturms (1426-1459).¹⁸ Zum Schluss wurde dann auch noch St. Albani erneuert, dessen Chor anscheinend der älteste Teil der Kirche ist; leider kann seine Entstehungszeit formgeschichtlich nur sehr ungenau auf das 14. Jahrhundert festgelegt werden. Dafür ist die Dokumentation für den Westbau von St. Albani (Südwestecke inschriftlich 1423 bezeichnet,¹⁹ 1447 eine Glocke gegossen²⁰) und für das bis 1476 gewölbte und damit fertiggestellte Langhaus²¹ dichter. Etwa um die gleiche Zeit, nach 1468/1469,²² wurde auch St. Marien neu – vielleicht sogar erstmals – gewölbt. Ganz am Ende des Mittelalters erhielt diese Kirche nochmals einen neuen Chor, für den die Baudaten 1510 und 1512 überliefert sind.²³

⁹ Schenkungsurkunde vom 5. Dez. 1318: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 85, S. 67f.

¹⁰ Ausgestellt am 2. Dezember 1339. Ebd., Nr. 149 S. 143f.

¹¹ Lubecus 1994, S. 114.

¹² Ebd., S. 115.

¹³ Ebd., S. 115.

¹⁴ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 268, S. 272-275.

¹⁵ Ebd., Nr. 308 S. 338f.

¹⁶ Hierzu Mörke 1987, S. 281.

¹⁷ Laut der Inschrift am Altarretabel.

¹⁸ Vgl. Anm. 95.

¹⁹ Das gleiche Datum überliefert Lubecus 1994, S. 149.

²⁰ Ebd., S. 166.

²¹ Wie Anm. 98.

²² Nach Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 12 und Schadendorf 1953, S. 6 sowie Bielefeld 1970 soll das Mittelschiffsgewölbe gegen 1500 (Nachricht der Chorvollendung 1510 laut Lubecus 1994, S. 288 und der Weihe des Hochaltars 1512) erhöht worden sein. Die dendrochronologische Datierung des Dachwerks auf 1468/1469 bietet jedoch für die Gewölbe in allen drei Schiffen einen *Terminus post quem*. Düker 1998, S. 24.

²³ Lubecus 1994, S. 288; UB Göttingen, Bd. 3, 1881, Nr. 76, S. 56.

Die Bauzeiten der Göttinger Kirchen des Mittelalters bündeln sich damit in dem vergleichsweise kurzen Zeitraum von rund 180 Jahren mit einem nochmaligen Schwerpunkt im 2. Viertel des 14. Jahrhunderts, als bis zu vier Kirchen gleichzeitig im Bau waren. Die Stadt muss in dieser Zeit ausgesprochen wohlhabend gewesen sein. Sie ist in der Gotik so großzügig mit Kirchen ausgestattet worden, dass in den folgenden vier Jahrhunderten, abgesehen von der Reformierten Kirche (1752-1753) und der ersten katholischen Kirche St. Michael (1787-1789), in Göttingen kein weiterer Kirchenbau mehr notwendig gewesen ist; erst im 20. Jahrhundert kam es wieder zu Neubauten.

Mehr noch als die Bauzeiten erweisen sich die gewählten Bautypen als von überraschend geringer Bandbreite, denn alle Kirchen ähneln sich in vielen Punkten sehr stark. Dies gilt nicht für die Westbauten; diese fallen nämlich recht unterschiedlich aus. Dagegen gehören die sechs erhaltenen Göttinger Kirchen alle dem Bautyp der Stufenhalle an, bei dem das Mittelschiff gegenüber den Seitenschiffen leicht erhöht ist, so dass ein mehr oder weniger niedriger Wandstreifen über den Arkadenbögen entsteht, der aber nirgendwo ausreicht, um wie bei einer Basilika Obergadenfenster einzubrechen (Abb. 12). Dies ist schon deshalb unmöglich, weil alle drei Schiffe ein gemeinsames Dach haben (das gotische Dachwerk ist allerdings nur bei St. Johannis und St. Marien erhalten). Als zweites stimmt auch die Form der Arkadenpfeiler überein: Durchgängig findet man achteckige Pfeiler, fast überall mit einem Kämpfer, der profiliert oder als Blattfries artikuliert ist. Wie signifikant diese Ähnlichkeiten wirklich sind, wird erst richtig deutlich werden, wenn wir uns im nächsten Abschnitt der architekturgeschichtlichen Einordnung der Göttinger Bauformen zuwenden und uns mögliche Alternativen zur Stufenhalle ansehen. Etwas weniger auffällig ist, dass die Göttinger Kirchen auch eine übereinstimmende Chorform haben: Es sind alles Langchöre unterschiedlicher Größe mit polygonalem 5/8-Schluss. Auf Nebenchöre wurde verzichtet.

Nur einzelne nicht erhaltene Kirchen verstoßen gegen diese Uniformität. Die eine ist der deutlich ältere Vorgänger von St. Johannis, der – entsprechend dem in der Romanik Üblichen – höchstwahrscheinlich eine Basilika gebundenen Systems gewesen ist. Sie muss daher auch in der Folge getrennt behandelt werden.

Auch die zweite aus dem Schema herausfallende Kirche ist etwas vor der Hauptbauperiode der Göttinger Kirchen entstanden. Die Franziskaner ließen sich 1268 in Göttingen nieder. Für 1303 ist eine Beisetzung in der Barfüßerkirche belegt, und nach unsicherer Überlieferung war diese 1306 vollendet;²⁴ damit ist sie um gut zwei Jahrzehnte älter als die Paulinerkirche gewesen. Die leider nicht mehr stehende Kirche war nach anlässlich des Abbruchs 1820 entstandenen Grundrissen und Schnitten zu urteilen eine breite, gewölbte Saalkirche mit nach innen gezogenen Strebepfeilern, zwischen denen Kapellen untergebracht waren.²⁵ Obwohl Saalkirchen bei den Bettelorden weit verbreitet sind, ist die Göttinger Barfüßerkirche

²⁴ Reuther 1987, S. 544.

²⁵ Ebd., S. 545; Freigang 1994a, S. 82; Beckermann/Köther/Schlothuber 1994, S. 26, 61f.

mit ihren Wandpfeilern ein völliges Unikum in der mittelalterlichen Sakralbaukunst. Angesichts der schlechten Überlieferung muss man sich fragen, ob es sich nicht doch um das Ergebnis eines späteren Umbaus handelt.

Neben den Pfarr- und Klosterkirchen existierten im Göttinger Stadtgebiet mehrere Kapellen. Nur von drei von ihnen ist die Baugestalt überliefert. Die Fronleichnamskapelle, die Walkenrieder Kapelle und St. Crucis sind kleine Säle gewesen, die im Osten mit polygonalen 5/8-Schlüssen versehen waren.²⁶ Für einfache gotische Kapellen ist dies ein Standardtyp. Saalkirchen sind auch der Kernbau von St. Marien²⁷ und der Vorgänger von St. Albani gewesen; beide waren so breit wie die heutigen Mittelschiffe der Kirchen.

Die Göttinger Bauformen im regionalen Vergleich

Ein Vergleich der mittelalterlichen Göttinger Bauformen mit denjenigen in den Nachbarorten und in anderen Regionen ist nicht nur Selbstzweck, sondern liefert wertvolle Aufschlüsse über den Kenntnisstand der Handwerker und der Auftraggeber. Mittelbar erhalten wir damit auch zusätzliche Informationen über die ökonomischen und politischen Außenbeziehungen der Stadt.

Um es vorwegzunehmen, hinkt Göttingen – wie das gesamte südliche Niedersachsen – dem Wandel der Formensprache eher hinterher. Im 13. Jahrhundert waren international Frankreich und innerhalb des Reichs entsprechend die westlich gelegenen Regionen führend, vor allem das Rheinland, das die Impulse als erstes aufnahm und weitervermittelte. Nur vereinzelt bildeten sich im Hinterland neue schöpferische Zentren heraus (z. B. der Magdeburger Dom oder für den Ostseeraum Lübeck). Im 14. Jahrhundert wurde die Situation vielschichtiger: Maßgeblich blieben weiterhin die Kathedralbauhöfen von Köln und Straßburg, doch kamen nach und nach zusätzliche Zentren hinzu, insbesondere Prag und Wien. Was sich nicht änderte, war die periphere Lage des heutigen Niedersachsens, in dem sich nur sekundäre Zentren mit Strahlkraft ins engere Umland ausbilden konnten.²⁸ Verhältnismäßig wichtig waren als künstlerische Zentren Braunschweig und Hildesheim, mit denen, wie wir sehen werden, auch Göttingen im Austausch stand.

Das Geflecht der auf Göttingen einwirkenden und – fast zu vernachlässigen – der von Göttingen ausgehenden Impulse ist für die mittelalterliche Architektur bisher noch nie im Einzelnen untersucht worden. Bei Hans Reuther, von dem der einzige jüngere Überblicksartikel über die Göttinger Architektur der Zeit stammt, werden sie geographisch nur sehr pauschal mit Westfalen, Hessen und Niedersachsen benannt.²⁹ Es ist an der Zeit, wenigstens in Ansätzen eine zeitliche und geo-

²⁶ Reuther 1987, S. 531 mit Abb. 1 S. 532, S. 545-547.

²⁷ Hierzu Bielefeld 1970 und Düker 1998.

²⁸ Hierzu Ausst. Kat. Braunschweig 1985. Demnächst auch: Müller/Reiche 2015.

²⁹ Reuther 1987, S. 535 (für St. Johannis). Etwas ausführlicher bei Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 8.

graphische Differenzierung zu versuchen. Dies ist nicht einfach, und man muss sich dabei im Wesentlichen auf eigene Beobachtungen stützen, denn weder zur gotischen Architektur in Niedersachsen noch zu der in den Nachbarregionen ist der Forschungsstand auch nur halbwegs zufriedenstellend.³⁰

Die romanische Phase (bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts)

Für die Spätromanik stehen in Göttingen nur wenige ergrabene Reste. Die Annahme Sven Schüttes, an St. Johannis seien aufgehend noch große Abschnitte eines romanischen Westbaus und der Nordwand der dazugehörigen Kirche erhalten,³¹ kann im Mauerwerk nicht nachvollzogen werden.³² Vielmehr muss man sich allein auf die mageren und widersprüchlichen Grabungsergebnisse vom Ende des 19. Jahrhunderts und der 1960er Jahre stützen.³³ Der Versuch Schüttes, hieraus gleich drei Vorgängerbauten zu rekonstruieren, ist sehr hypothetisch, denn die Befunde sind zu lückenhaft (Abb. 3). Gesichert scheint für den ersten Bau eine Apsis mit vorgelagertem Chorjoch, welche zu einer Kirche gehören, über deren Baugestalt und Datierung man aber sonst nichts weiß. Von Bau II kennt man die Fundamente von drei Arkadenstützen auf der Nordseite (Säule, Rechteckpfeiler und erneut Säule), die ihre Verlängerung in einer Trennmauer anscheinend zwischen Hauptchor und nördlichem Nebenchor der Kirche fanden; von der nördlichen Ne-

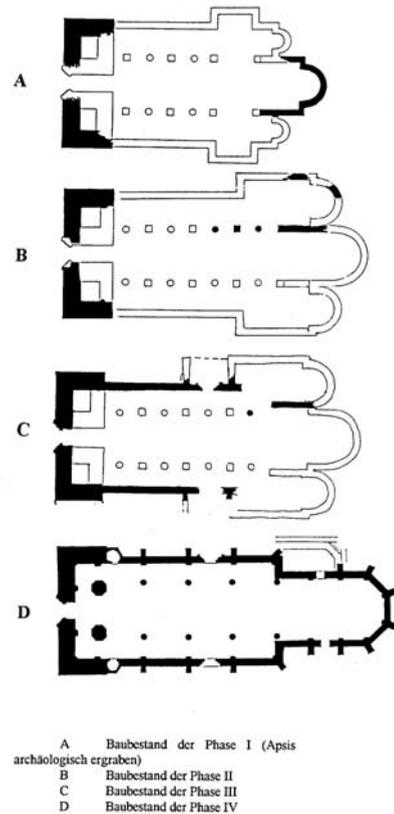


Abb. 3: Göttingen, St. Johannis: Rekonstruktion der Bauphasen nach Sven Schütte

³⁰ Zu nennen sind hier für Niedersachsen und Westfalen Thümmeler 1970, für Thüringen Wedemeyer 1997 und für Hessen Kiesow 1988.

³¹ Schütte, Sv. 1995, S. 21-26.

³² In diesem Sinne auch schon Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 4-6 und Unckenbold 1953 (Das Nordportal), S. 21.

³³ Bielefeld 1965; Schütte, Sv. 1995, S. 21-26.

benapsis des wohl dreischiffigen Baus konnten ebenfalls kürzere Abschnitte nachgewiesen werden. Die heutigen Außenmauern des Langhauses könnten in ihrem Verlauf denjenigen des romanischen Baus folgen, sicher ist dies jedoch nicht. Man kann also eine Basilika gebundenen Systems (d. h., auf jedes Mittelschiffsjoch entfallen auf jeder Seite zwei Seitenschiffsjoche) mit Stützenwechsel rekonstruieren, deren sonstige Baugestalt aber viele Fragen offen lässt.³⁴ Es scheint ferner, als habe man die Trennmauern zwischen den Chören nachträglich etwas nach außen gerückt (Bau IIa oder III?). Eher verwirrend sind in diesem Zusammenhang die beiden Abdrücke von Dachanshlagen, die sich im Dachraum von St. Johannis sowohl am Westbau als auch an der Chorwand jeweils auf Mittelschiffsbreite nachweisen lassen, und die von Schütte für einen der Vorgängerbauten (seinen Bau III) vereinnahmt werden;³⁵ für romanische Dächer sind sie jedoch beide zu steil und harren daher weiter einer überzeugenden Deutung.

Am meisten weiß man noch über Bau II. Basiliken mit Stützenwechsel von Säule und Pfeiler gehören im sächsischen Raum fast durchweg der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts an. Als Beispiele seien hier Bursfelde und Amelungsborn (Abb. 4) genannt. Schon nach der Jahrhundertmitte begannen sich alternative Stützenformen durchzusetzen, denen meistens der Rechteckpfeiler mit Kantensäulen und Vorlagen zugrunde liegt, wie er sich z. B. in Lippoldsberg und bei den Braunschweiger Kirchen findet; der bisher übliche Stützenwechsel von Pfeiler und Säule wurde nun zugunsten komplexerer Vorlagensysteme aufgegeben. Der jüngere Vorgängerbau von St. Johannis kann also spätestens nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein.

Es ist ausgeschlossen, dass das an der Nordseite der Göttinger Johanniskirche im 14. Jahrhundert neu versetzte Säulenportal (Abb. 5) noch



Abb. 4: Amelungsborn, Zisterzienserklosterkirche, Langhaus nach Nordwesten

³⁴ Schütte, Sv. 1995 wagt mit Abb. 9 eine isometrische Rekonstruktion des Baus mit einem Querhaus. Siehe auch Freigang 1994, S. 83f.

³⁵ Schütte, Sv. 1995, S. 24.

zu dieser Bauphase gehört, denn durch seine dem Rundbogen eingestellten polyloben Bögen, die Form der Archivolte und die Kapitellskulptur verweist es eindeutig in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts und am ehesten in die Zeit um 1230/1240. Schon mehrfach ist auf die engen Parallelen mit der Klosterkirche Riddagshausen (Abb. 6), aber auch mit dem Westbau des Halberstädter Doms, hingewiesen worden.³⁶ Dies gilt insbesondere für den polyloben Bogen; aber auch die Kapitelle finden dort Parallelen. Von dieser vermutlichen Umbauphase von St. Johannis (Bau IIa oder III) sind im heutigen Dach in Zweitverwendung noch einige Balken erhalten, die dendrochronologisch auf um 1222 datiert sind.³⁷ Kaum glaubwürdig ist dagegen ein Zeitansatz von Teilen des Westportals ebenfalls um 1230.³⁸



Abb. 5: Göttingen, St. Johannis, Nordportal



Abb. 6: Riddagshausen, Zisterzienserklsterkirche, Portal

Nicht minder problematisch sind die unter St. Nikolai ergrabenen Mauerzüge einer dreischiffigen, wohl basilikalischen Kirche von etwas kleineren Dimensionen als die heutige, die einen Westbau und eine dreiteilige Choranlage hatte.³⁹ Unter dem querrechteckigen Chorjoch soll sich eine Hallenkrypta vom Anfang des 13. Jahr-

³⁶ Schadendorf 1953, S. 3f.; Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 24, 29, 31; Unckenbold 1953, S. 21; Gäbler 1976, S. 51; Reuther 1987, S. 531; Freigang 1994, S. 83f.; Schütte, Sv. 1995, S. 25.

³⁷ Schütte, Sv. 1995, S. 24.

³⁸ So ebd., S. 26. Gäbler 1976, auf den Schütte explizit verweist, hatte dagegen auch für die älteren Teile des Portals eine Entstehungszeit erst gegen 1300 angenommen.

³⁹ Schütte, Sv. 1989, hier S. 28f. Ein schematischer Plan bei Grote/Schütte 1988, S. 106.

hundreds befunden haben (Abb. 152).⁴⁰ Es fehlen jedoch Befunde zur Innenstruktur dieser vermeintlichen, sehr kleinen Krypta.

Westbauten und Westtürme

Blockartig geschlossene, quer zur Längsachse der Kirche gelagerte Westriegel mit zwei Turmaufsätzen sind im 12. Jahrhundert eins der typischsten Kennzeichen der romanischen Architektur im sächsischen Raum gewesen. Unter den vielen Beispielen seien hier nur Gandersheim, Bursfelde (Abb. 8), Lippoldsberg, Münchenlohra und die Mehrzahl der Goslarer und Braunschweiger Kirchen genannt.

Diese massiven Westbauten haben alle auf der Westseite einen Eingang in die Kirche und eine teils komplexe, in jedem Falle mindestens zweigeschossige Innenstruktur. Oft sind im Obergeschoss eine Michaelskapelle, eine Schatzkammer, eine Sängerempore oder – bei Damenstifts- und Frauenklosterkirchen – eine sich zum Schiff öffnende Nonnenempore untergebracht.



Abb. 7: Göttingen, St. Johann, Westbau



Abb. 8: Bursfelde, Klosterkirche, Westbau

⁴⁰ Reuther 1987, S. 539.

Der Westbau der Damenstiftskirche Gandersheim, der älteste der Reihe, ist in der Außen- und Innenstruktur sogar nochmals komplizierter und damit ein Reflex der vorromanischen Dreiturmwestbauten, für die von der älteren Forschung der irreführende Begriff „Westwerk“ geprägt worden ist.⁴¹ Angesichts der sächsischen Westriegel der Romanik mag es nicht erstaunen, wenn in der Forschung manchmal fälschlich angenommen worden ist, der Westbau von St. Johannis in Göttingen (Abb. 7) enthalte bis in erhebliche Höhe noch romanische Bausubstanz (s. o.). Dabei wurde jedoch übersehen, dass die romanische Tradition der sächsischen Westriegel auch noch in der Gotik eine größere Zahl von Nachfolgebauten gefunden hat: So haben St. Cyriakus in Duderstadt sowie St. Marien (Abb. 9) und St. Ägidien in Heiligenstadt ebenfalls Westriegel, deren Entstehungszeit zwischen kurz vor 1300 und nach 1370 liegt. Noch jünger ist der 1488 datierte Westbau von St. Nicolai in Alfeld.⁴²

Typologisch hat sich dabei gegenüber den romanischen Vorbildern wenig geändert, allerdings kommt als Nutzung nun auch die einer Orgelempore in Betracht. Der Westbau von St. Johannis in Göttingen weicht vom vorgestellten Typ insofern ab, als er zwar ebenfalls zweigeschossig ist, sich unten aber in voller Höhe des Mittelschiffs zu diesem öffnet. Im Innenraum ist er nur daran kenntlich, dass die Pfeiler für die Aufnahme der Last der Türme dicker sind als die übrigen Arkadenpfeiler; erst darüber ist ein zweites, ungewölbtes Geschoss untergebracht. Damit weist der Göttinger Westbau in der Struktur bereits auf spätgotische Westbauten voraus, die meist als Fortführungen der Schiffe konzipiert sind, und bei denen über den Seitenschiffsjochen die beiden Westtürme stehen; in der Außenerscheinung kommt auch hier manchmal eine Annäherung an Westriegel



Abb. 9: Heiligenstadt, St. Marien: Westbau

⁴¹ Hierzu als letzte Schönfeld de Reyes 1999, die mit der älteren Forschung gründlich aufräumt und den Terminus „Westwerk“ aus guten Gründen ganz ablehnt.

⁴² Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 116.

zustande. In der näheren Umgebung von Göttingen sind hierfür St. Alexandri in Einbeck und St. Martin in Heiligenstadt gute Beispiele.

Über dem rechteckigen Westbau von St. Johannis erheben sich zwei achteckige Türme, zwischen denen ein Verbindungsgang mit Maßwerkfenstern an der Ost- und Westseite aufgespannt ist. Ganz offensichtlich geht diese Lösung auf die Braunschweiger Vorbilder des Doms St. Blasii und von St. Katharinen (Abb. 11) zurück,⁴³ ersteres wohl noch aus dem späten 13. Jahrhundert stammend.⁴⁴ Tatsächlich ist die Göttinger Gestaltung sogar die einzige Rezeption dieser Lösung außerhalb von Braunschweig, allerdings in vereinfachter Form.



Abb. 10: Göttingen, St. Johannis, Westbau



Abb. 11: Braunschweig, St. Katharinen, Westbau

Die Westbauten der übrigen Göttinger Kirchen können hier wesentlich kürzer behandelt werden. St. Nikolai scheidet aus, da der Westbau nicht erhalten ist; nach alten Stadtansichten zu urteilen hatte die Kirche eine Doppelturmfassade mit zwei rechteckigen Türmen. St. Jacobi und St. Albani bieten jüngere, gegenüber St. Johannis reduziertere Varianten von Westbauten, bei denen die Öffnung zum Schiff mit den dicken Arkadenpfeilern beibehalten, aber nur ein mittiger Turm aufgesetzt wurde. Der Jacobiturm ist dabei sowohl durch die vorgestellte Vorhalle als auch durch die reiche Gestaltung als maßwerkgeschmückter achteckiger Turm und seine

⁴³ Schadendorf 1953, S. 8; Reuther 1987, S. 535.

⁴⁴ Laut Dorn 1978, S. 216 zwischen 1290 und 1300.

große Höhe ausgezeichnet. Die frappierende Ähnlichkeit dieses Turms mit den Türmen von St. Andreas in Braunschweig ist oft bemerkt worden, wird aber wesentlich besser im Zusammenhang der Maßwerkformen gewürdigt werden können (s. u.).

Der Turm von St. Marien stand anfangs seitlich vor dem Schiff. Er diente gleichzeitig als Torturm für die dazugehörige Deutschordenskommende und wurde erst später durch den Anbau eines breiten südlichen Seitenschiffs in die Flucht der Kirchengaußenwand gebracht. Eine ähnliche Position hat auch der Turm einer anderen Kirche einer Deutschordenskommende, nämlich derjenige der Deutschhauskirche in Würzburg, der sogar durch eine Straße von der zugehörigen Kirche getrennt ist.⁴⁵

Die Paulinerkirche schließlich hatte wie alle Bettelordenskirchen selbstverständlich keinen Turm, sondern nur einen Dachreiter über dem dritten Mittelschiffsjoch.

Der Bautyp der Stufenhalle

Eine Hallenkirche zeichnet sich gegenüber der Basilika dadurch aus, dass das Mittelschiff keine eigenen Fenster hat. Meistens sind auch alle Schiffe gleichhoch, schon deshalb, damit das Mittelschiff nicht noch dunkler wird, als es bei diesem Bautyp ohnehin schon der Fall ist. Ist das Mittelschiff dagegen höher als die Seitenschiffe, spricht man von einer Stufenhalle (manchmal auch von einer Pseudobasilika, insbesondere dann, wenn das Mittelschiff ein eigenes erhöhtes Dach hat). Die Göttinger Kirchen sind in der Mehrzahl Stufenhallen, bei denen der Höhenunterschied zwischen den höheren Mittel- und den niedrigeren Seitenschiffsgewölben deutlich zu erkennen ist, da über den Arkadenbögen ein sichelförmiger Wandstreifen eingefügt wurde (Abb. 12). Bei der Paulinerkirche, St. Marien und St. Albani fällt dieser Wandstreifen relativ hoch aus, bei St. Jacobi ist er etwas niedriger, und bei St. Johannis und St. Nikolai ist er fast zum Verschwinden gebracht. In den beiden letzten Fällen könnte man bereits wieder von echten Hallen sprechen, da die Gewölbescheitel in Mittel- und Seitenschiff praktisch auf gleicher Höhe sind; wegen der leichten optischen Überhöhung des Mittelschiffs hat dennoch für alle Göttinger Kirchen der Terminus „Stufenhalle“ seine Berechtigung.

Hallenkirchen als Bautyp sind schon in der Romanik verbreitet gewesen, vor allem im Südwesten Europas. Diese kommen aber für Göttingen als direkte Vorbilder bereits wegen der andersartigen Wölbung (Tonnen oder Kuppeln) nicht in Frage. Zeitlich und geographisch näher liegen die westfälischen Hallen der Spätromanik, doch sind diese in der Raumgestalt ebenfalls recht anders als die Göttinger Kirchen: Die älteren der westfälischen Hallen gehören dem gebundenen Sy-

⁴⁵ Der unmittelbar nach der Gründung 1219 errichtete Turm beherbergt eine Marienkapelle. Für die Kirche sind die Baudaten 1260 (Abläss), 1287 (Bauunterbrechung wegen der Straße) und 1296 (Wiederaufnahme des Baus) überliefert. Dehio Franken 1999, S. 1161-1163.

stem an, und erst die in den 1230er Jahren entstandene Soester Hohnkirche⁴⁶ hat in den Seitenschiffen genauso viele Joche wie im Mittelschiff; ermöglicht wurde dies durch sechsteilige Gratgewölbe. Kreuzrippengewölbe haben dann etwas später der Paderborner Dom und die Herforder Münsterkirche. Schließlich bietet das Mindener Domlanghaus eine gotische Umdeutung, ebenfalls mit Kreuzrippengewölben, jedoch auf kantonierten Pfeilern statt der spätromanischen Bündelpfeiler. Festzuhalten ist weiter, dass auch im 14. und 15. Jahrhundert noch Westfalen und die weiter östlich und nördlich gelegenen Regionen die Halle bevorzugten, auch wenn einige besonders wichtige Kirchen als Basiliken errichtet wurden, wogegen das Rheinland der Basilika treu blieb.⁴⁷

Als unmittelbare Vorbilder der Göttinger Stufenhallen, und hier ist zeitlich zuerst die Paulinerkirche zu nennen, müssen jedoch kurz zuvor entstandene Bettelordenskirchen gelten; die einschlägigen Vorbilder sind auch bereits von der Forschung genannt worden.⁴⁸ Am ältesten ist dabei die Apostelkirche in Münster, die dortige Minoritenkirche, deren Chordach dendrochronologisch auf um 1266 datiert ist.⁴⁹ Es handelt sich um eine echte Halle ohne Wandstreifen über den Arkadenbögen. Die Dominikanerkirche in Halle an der Saale, der heutige Dom, hat über den Arkadenbögen nur kleinere Wandstreifen; die Gewölbe ruhen dort auf Konsolen. Das Hallesche Kloster wurde um 1270 gegründet.⁵⁰ Die Erfurter Predigerkirche, deren Ostteile dendrochronologisch auf 1272/1273 datiert sind,⁵¹ ist zwar eine Basilika, aber die Gewölbe ruhen wie in Göttingen auf Dienststücken über den Kämpfern. Die Minoritenkirche in Höxter ist wiederum eine Stufenhalle, bei der die Wandstreifen über den Arkadenbögen sogar recht hoch ausfallen, muss aber als Sonderfall gelten, da hier ab 1281 ein älterer Saal durch Anfügung eines Seitenschiffs umgebaut wurde.⁵² Wolfgang Schenkluhn ist der Meinung, aus den Vorbildern der Bettelordensarchitektur sei in Göttingen mit der Paulinerkirche eine „standardisierte“ Stufenhalle⁵³ geschaffen worden.⁵⁴ Dabei lässt sich die Kirche nicht auf ein alleiniges Vorbild zurückführen, sondern verbindet Elemente unterschiedlicher Herkunft zu einer neuen Synthese. Die Göttinger Kirche sei, so Schenkluhn weiter, ihrerseits für die Halberstädter Bettelordenskirchen und die Braunschweiger Brüdernkirche (Abb. 14) vorbildlich geworden.⁵⁴

⁴⁶ Lobbedey 2000, S. 393-402.

⁴⁷ So ebd., S. 21.

⁴⁸ Schadendorf 1953, S. 5f.; Reuther 1987, S. 543f.; Schenkluhn 2000, S. 209-211.

⁴⁹ Poeschke/Syndikus/Weigel 1993, S. 144-156.

⁵⁰ Dehio Sachsen-Anhalt I 1999, S. 249-255; Schenkluhn 2000, S. 130, 132.

⁵¹ Dehio Thüringen 1998, S. 337-342.

⁵² Schenkluhn 2000, S. 132; Dehio Westfalen 2011, S. 477f.

⁵³ Schenkluhn 2000, S. 210.

⁵⁴ Ebd., S. 209-211.



Paulinerkirche



St. Nikolai



St. Johannis



St. Jacobi



St. Marien



St. Albani

Abb. 12: Innenansichten der mittelalterlichen Kirchen Göttingens

Tatsächlich wiederholen sowohl die Kirche St. Andreas des 1296 gegründeten Halberstädter Franziskanerklosters⁵⁵ als auch die vor 1343 begonnene Braunschweiger Brüdernkirche⁵⁶ den Raumtyp der Göttinger Paulinerkirche mit Mittelschiffsgewölben auf Dienststücken und hohen Wandzwickeln über den Arkadenbögen inklusive der Pfeilerform (s. u.).

Die hier vorgestellte Reihe verläuft jedoch nicht ganz so bruchlos, wie es scheint, denn in Göttingen ist man zum heutigen System erst nach einem Kon-

⁵⁵ Ebd., S. 211 mit dem abweichenden Gründungsjahr 1289; Dehio Sachsen-Anhalt I 2002, S. 338f.

⁵⁶ Dorn 1978, S. 209-215; Schenkluhn 2000, S. 211.

zeptwechsel gelangt. Die ursprüngliche Planung der Paulinerkirche sah wesentlich höhere Seitenschiffsgewölbe vor, von denen oberhalb des letzten Gewölbes im linken Seitenschiff noch ein Rippenstück vorhanden ist,⁵⁷ und entsprechend wohl auch höhere Arkadenbögen; der Raumtyp wäre damit der einer echten Halle gewesen. Christian Freigang macht als Motivation für den Planwechsel recht plausibel die größere Ökonomie des Dachwerks einer Stufenhalle geltend, denn dort konnte man auf die langen und damit teuren Zerrbalken verzichten.⁵⁸

Es ist eine ausgesprochene Besonderheit, dass in Göttingen eine – wenn auch groß dimensionierte – Bettelordenskirche zum Vorbild für alle Pfarrkirchen geworden ist. Allerdings war auch in St. Johannis zunächst ein anderer Bautyp vorgesehen: Das Mittelschiff sollte trotz gleicher Kämpfer- und Arkadenhöhe wesentlich höher gelegene Gewölbe erhalten, wovon noch senkrecht geführte Dienstansätze am Choreingangsbogen zeugen. Damit war entweder eine Stufenhalle mit hohen Wandstreifen im Mittelschiff wie bei der Paulinerkirche geplant oder aber ein ganz anderer Bautyp, nämlich eine Basilika. Schließlich entschied man sich doch für eine Stufenhalle, aber für eine, bei der das Mittelschiff weniger stark erhöht ist als in der Paulinerkirche, sodass über den Arkadenbögen nur sehr niedrige Wandzwickel verbleiben. Die zeitliche Priorität und damit die Vorbildfunktion wird in jedem Falle der Paulinerkirche zukommen: Lassen die bekannten Baudaten noch einen gewissen Spielraum zu, da der Baubeginn der Paulinerkirche unter Umständen auch deutlich nach der Gründung des Klosters 1294 gelegen haben könnte – 1331 wurde sie geweiht –, und man die Länge der Bauzeit der 1348 mit einem Dach versehenen Johanniskirche nicht kennt,⁵⁹ gibt doch die überzeugende typologische Ableitung aus der Bettelordensarchitektur den Ausschlag zugunsten der Göttinger Dominikanerkirche.

St. Nikolai folgte dann dem Modell von St. Johannis, während man im 15. Jahrhundert bei St. Albani und bei der Neuwölbung von St. Marien wieder zu dem der Paulinerkirche zurückkehrte; St. Jacobi schließlich, das zeitlich zwischen den älteren und den jüngeren Kirchen steht, ist ein Kompromiss zwischen beiden Varianten. Nur in St. Marien sind bei der Neuwölbung des 15. Jahrhunderts von der Paulinerkirche auch die Dienststücke und Kapitelle zwischen den Kämpfern und den Gewölbeansätzen des Mittelschiffs übernommen worden,⁶⁰ ansonsten ruhen

⁵⁷ Freigang 1994, S. 79.

⁵⁸ Ebd., S. 80.

⁵⁹ Die Bauzeiten im Mittelalter variieren sehr stark. Unter Umständen konnte man selbst einen anspruchsvollen Bau in drei bis vier Jahren errichten (Chor der Abteikirche Saint-Denis 1140-1144, Sainte-Chapelle in Paris 1241-1245); der entscheidende Faktor waren die zur Verfügung stehenden Mittel. Manchmal musste man eine jahrzehntelange Unterbrechung in Kauf nehmen, bis wieder Geld gesammelt war. Sehr häufig ist ein Bauverlauf, der am Anfang recht schnell voranschreitet und immer langsamer wird, sobald die ersten Bauteile benutzbar sind (z. B. beim Kölner Dom). So geht eine Überlegung wie diejenige, für eine große Kirche müsse man mindestens mehrere Jahrzehnte veranschlagen, an der Realität vorbei. Vgl. die sehr erhellende Passage bei Kimpel/Suckale 1985, S. 223-225.

⁶⁰ Die heutige Wölbung ersetzt ein älteres Gewölbe des 14. Jahrhunderts, das nach Düker 1998, S. 21 deutlich tiefer lag; m. E. kann der Unterschied jedoch nicht groß gewesen sein. Deutlich zu

sie direkt auf den Kämpfern oder wachsen aus der Mittelschiffswand heraus (St. Albani).

Die Beschränkung der Göttinger Kirchen auf den Typ der Stufenhalle erstaunt umso mehr, wenn man die zur Verfügung stehenden Alternativen berücksichtigt. Die meisten gotischen Stadtpfarrkirchen der Region sind Hallenkirchen mit drei gleichhohen Schiffen. Aber auch die Basilika wurde vom späten 13. bis zum und 15. Jahrhundert für anspruchsvolle Kirchen mehrfach gewählt, in der näheren Umgebung insbesondere für St. Martin und St. Marien in Heiligenstadt, St. Cyriacus in Duderstadt oder St. Andreas in Hildesheim. Allein St. Sixti in Northeim nimmt den Göttinger Bautyp der Stufenhalle mit achteckigen Pfeilern und Kreuzrippengewölben am Ende der Spätgotik auf, allerdings unter erheblicher Bereicherung bei den Details.⁶¹

Pfeilerformen

Mit der Beschränkung auf einen einheitlichen Bautyp hängt auch eine andere Uniformität der Göttinger Kirchen zusammen: Alle haben achteckige Pfeiler als Stützen zwischen den Arkaden, die oben durch profilierte oder mit Blattfries geschmückte Kämpfer in die Bögen und Gewölbe überleiten. Nur die chronologisch ganz am Ende stehenden Pfeiler von St. Albani sind kämpferlos. Diese Einheitlichkeit ist umso bemerkenswerter, als doch der gotischen Architektur ein ganzes Spektrum von Pfeilerformen zur Verfügung stand: Die erste, geradezu klassisch gotische Variante ist der kantonierte Pfeiler mit einem runden, seltener achteckigen Kern, dem in die vier Hauptrichtungen je ein runder Dienst vorgelegt ist (manchmal können es auch mehr Dienste sein). Diese Neuerung der 1194 begonnenen Kathedrale von Chartres setzte sich für Großbauten schnell durch und bekam erst wieder Konkurrenz, als ab 1231 an der Abteikirche von Saint-Denis der ältere Bündelpfeiler durch die Applizierung von vielen Dienstvorlagen modernisiert wurde. Daneben standen als einfachere Alternativen Rundpfeiler und eben auch Achteckpfeiler zur Verfügung.

Das Bild ist auch im hiesigen Raum eindeutig: Für alle anspruchsvollen Kirchen fanden kantonierte Pfeiler Verwendung. Gut kann man die Hierarchie in Duderstadt nachvollziehen, wenn auch anhand von Bauten, die erst dem 15. Jahr-

sehen sind noch zwei Dienstansätze des Mittelschiffsgewölbes seitlich des Chorbogens, die auf eine Wölbung ohne die runden Dienststücke schließen lassen. Man muss sich fragen, ob im 15. Jahrhundert das ältere Gewölbe wirklich wieder komplett entfernt wurde, oder die Wölbung im 14. Jahrhundert nicht einfach unvollendet geblieben war.

⁶¹ 1470 begonnen von Meister Hans Meinecke, Langhaus 1492-1497, Schiffe bis 1513 gewölbt, Anbauten bis 1519. Kämmerer/Lufen 2002, S. 241f. – In St. Sixti sind die Schlusssteine ungewöhnlich reich gestaltet, indem mehrfach auf ihnen Heiligenfiguren appliziert worden sind, die fast doppelt so groß wie der Durchmesser des Schlusssteins selbst sind. Auch die Gewölbeanfänger und Gurtbögen sind durch figürliche Bauskulptur bereichert. In den Kapellen seitlich des Turms hat man Sternengewölbe eingeführt.

hundert angehören: Die Stiftskirche St. Cyriakus hat kantonierte Pfeiler, die Pfarrkirche St. Servatius Achteckpfeiler. Ganz ähnlich ist die Situation in Hildesheim: Die Hauptpfarrkirche St. Andreas hat kantonierte Pfeiler, die Neustädter Pfarrkirche St. Lamberti Achteckpfeiler. In Heiligenstadt hat die die Stiftskirche St. Martin Bündelpfeiler, und die Pfarrkirchen St. Marien (Abb. 13) und St. Ägidien sind mit kantonierten Pfeilern versehen. Rundpfeiler sind eine offensichtliche Reduktionsvariante des kantonierten Pfeilers. Dies kann man in der Münsteraner Apostelkirche gut nachvollziehen, denn die Stützen sind rechts kantonierte Pfeiler und links Rundpfeiler. Die Apostelkirche war eine Franziskanerkirche – kantonierte Pfeiler wurden also auch manchmal von den Bettelorden eingesetzt (ebenso in Höxter). Umgekehrt kommen Rundpfeiler auch in Stadtpfarrkirchen mittleren Anspruchs vor (z. B. in Melsungen).



Abb. 13: Heiligenstadt, St. Marien, südliches Seitenschiff nach Nordosten



Abb. 14: Braunschweig, Brüderkirche, Mittelschiff nach Nordwesten

Der Achteckpfeiler ist ganz überwiegend eine Domäne der Bettelordenskirchen gewesen. Schon bei der 1250 begonnenen Franziskanerkirche in Konstanz kann man ihn nachweisen,⁶² aber auch die Dominikanerkirche in Halle und die Predigerkirche in Erfurt weisen diese Pfeilerform auf, zwei der unmittelbaren Vorbilder

⁶² Nußbaum 1985, S. 98; Schenkluhn 2000, S. 118.

für den Bautyp der Göttinger Paulinerkirche, ebenso wie zwei ihrer Nachfolgebauten, die Franziskanerkirche Halberstadt und die Braunschweiger Brüdernkirche. In den beiden letztgenannten Kirchen wie auch in Halle ist jedoch im Gegensatz zu Göttingen auf die Kämpfer verzichtet.

Nur vereinzelt hat man für städtische Pfarrkirchen den Achteckpfeiler gewählt, z. B. in Grebenstein oder bei der Erfurter Kaufmannskirche, letztere mit einer anspruchslosen Flachdecke. Erst im späteren 15. Jahrhundert erfreute sich der Typus einer etwas größeren Beliebtheit, wohl weil er dem geometrisch-scharfkantigen Formempfinden der Spätgotik entgegenkam, und fand nun auch für Großbauten Verwendung. In St. Moritz in Halle sind Achteckpfeiler bezeichnenderweise nur im gegenüber dem Chor jüngeren, formal vereinfachten Langhaus zu finden. In der Halleschen Marktkirche wurden die Pfeilerseiten sogar gekehlt, um eine größere Dynamik zu erzeugen. Weitere Beispiele aus der Nähe von Göttingen für einfache Achteckpfeiler des 15. und frühen 16. Jahrhunderts sind St. Nicolai in Alfeld, St. Blasii in Hann. Münden und St. Sixti in Northeim. Die Situation in der Spätgotik kann jedoch nicht auf die aus dem 14. Jahrhundert stammenden Göttinger Pfarrkirchen übertragen werden.

Man fragt sich, warum die Paulinerkirche in Göttingen nicht nur für den Bautyp, sondern auch für die Pfeilerform verbindlich geworden ist. Ein solcher Bescheidenheitsgestus will nicht recht zum Repräsentationswillen einer wohlhabenden Stadt im Spätmittelalter passen. Selbst wenn man zubilligen möchte, dass keine der Göttinger Kirchen mit den Stiftskirchen der umgebenden Städte oder der in Konkurrenz zum dortigen Dom stehenden Hildesheimer Hauptpfarrkirche mithalten sollte, und die Basilika daher ausschied, wäre es doch durchaus möglich gewesen, auch eine Stufenhalle mit einem anderen Pfeilertypus zu kombinieren. Letztlich muss die lokale Bautradition zumindest in diesem einen Punkt gegenüber dem regionalen Anspruchsniveau übermächtig gewesen sein.

Chorschlüsse

Einheitlich sind die Göttinger Kirchen auch hinsichtlich ihrer Chöre gestaltet. Sie haben durchgängig einen Langchor, der polygonal auf fünf Seiten eines Achtecks geschlossen ist (Abb. 2). Unterschiede ergeben sich allein bei der Länge des Chors, die von einem bis zu vier Jochen variiert. Am längsten ist dabei der Chor der Paulinerkirche, gefolgt von dem der Barfüßerkirche. Angesichts ihrer Funktion als Klosterkirchen ist dies wenig verwunderlich, mussten doch – je nach Zahl der Mönche – große Chorgestühle untergebracht werden. Unter den Bettelordenskirchen haben z. B. auch die Franziskanerkirchen in Stralsund, Münster und Trier sehr lange Chöre. Leider wissen wir nicht, ob auch die Chöre der Pfarrkirchen Gestühle aufgenommen haben (so etwas gibt es durchaus, z. B. im Ulmer Münster) und gegenüber dem Langhaus mit einem Lettner abgeschlossen waren.

Die einheitliche Chorform der Göttinger Kirchen ist jedoch wesentlich weniger auffällig, als es die Stufenhalle und der Achteckpfeiler sind, handelt es sich doch bei dem Langchor mit 5/8-Schluss um die häufigste Chorform der Gotik überhaupt. Etwas verwundern muss allenfalls der durchgängige Verzicht auf Nebenchöre, wie sie doch bei größeren Pfarr- und auch Bettelordenskirchen häufig zu finden sind. Doch konnten auch an der östlichen Abschlusswand der Seitenschiffe Altäre aufgestellt werden, und an die Stelle eines der Nebenchöre tritt in Göttingen regelmäßig eine Sakristei, die meistens einen 5/8-Schluss hat.⁶³

Die aufwändigere Chorform des Umgangschors ist in der gotischen Architektur wesentlich seltener und in der Regel für Kathedralen oder besonders hochrangige Stifts- und Pfarrkirchen reserviert. In unserem Raum ist er neben den Domen von Verden und Halberstadt sowie der Stiftskirche St. Aegidien in Braunschweig ganz wenigen Haupt- und Ratspfarrkirchen vorbehalten, namentlich St. Marien in Lübeck, St. Marien in Osnabrück und St. Andreas in Hildesheim (Abb. 15) sowie der Lüneburger Ratskapelle St. Nikolai.

Ebenso wenig gibt es in Göttingen gerade Chorschlüsse, wie sie bei den Zisterziensern (z. B. in der Nähe von Göttingen Amelungsborn, allerdings mit einem gerade schließenden Chorumgang) und im Ostseeraum ganz generell häufig sind. Die einzige Stadtpfarrkirche der Region mit geradem Chorschluss ist übrigens St. Nicolai in Alfeld.



Abb. 15: Hildesheim, St. Andreas, Chor

⁶³ Erhalten an St. Nikolai, St. Jacobi (beide auf der Südseite, zweijochig und mit 5/8-Schluss) und St. Marien (auf der Nordseite, einjochig und rechteckig), nachweisbar an der Paulinerkirche (auf der Südseite), an St. Johannis und St. Albani (beide auf der Nordseite).

stilbildende Erfindung von vielen gewesen. In der Nähe von Göttingen wurden Netzgewölbe mit der 1394 begonnenen Cyriakuskirche in Duderstadt eingeführt,⁶⁶ und zwar gleich in einer sehr aufwändigen Form mit einem Teppich aus vielen sich überkreuzenden Rippen, der das ganze Mittelschiffsgewölbe überzieht (Abb. 17).



Abb. 17: Duderstadt, St. Cyriakus, Gewölbe im Mittelschiff

Die Kreuzrippengewölbe der bereits fertigen Göttinger Kirchen mussten im Vergleich dazu konservativ, ja geradezu antiquiert wirken, so dass man sich entschlossen hat, wenigstens bei der letzten noch im Bau befindlichen Kirche – das Langhaus von St. Albani wurde erst 1476 fertig gewölbt – im Seitenschiff, nicht etwa im breiteren Mittelschiff, Netzgewölbe zu erproben.

Schon im frühen 15. Jahrhundert hatte man an einem Göttinger Profanbau auf andere Weise mit Gewölbeformen experimentiert, nämlich an der 1402-1404 erbauten Rathauslaube (Abb. 18).⁶⁷ Dort wurden die Rippen wie bei einem normalen Kreuzgewölbe gezogen, stützen jedoch keine Kappen, sondern ein Steinplattendach; die über den Rippen verbliebenen Zwickel sind mit Maßwerkdreipässen gefüllt. Möglich ist diese Konstruktion durch die geringen Dimensionen jedes Jochs. Die Formschöpfung geht unmittelbar auf die etwa ein Jahrhundert ältere Tonsur am Magdeburger Dom zurück.

Wenig auffällig ist die Profilierung der Göttinger Gewölberippen: Fast alle haben mittig einen schmalen Steg, der von stark zurückweichenden Kehlen begleitet wird und am Kappenaufleger mit je einer Platte endet, und folgen damit der gängigen Vereinfachung des älteren Birnstabs. Echte Birnstabrippen sind nur diejenigen von St. Johannis.

Die gotische Architektur ist bekannt für ein konsequentes Skelettsystem der tragenden Glieder, das darin besteht, dass Gewölberippen optisch von schlanken senkrechten Diensten getragen werden, die wiederum entweder auf einem Auflager (meist dem Kämpfer der Arkadenpfeiler) beginnen oder aber bis zum Boden heruntergezogen werden. Optisch scheint das Gewölbe auf diese Weise nicht auf den Wänden zu ruhen, sondern auf einem schlanken tragenden Gerüst.

⁶⁶ 1394 begonnen unter Meister Wilhelm Knoke (Datum und Meisternamen durch Bauinschrift am Chor überliefert); Schadendorf 1955, S. 2; Böker 1983, S. 12-14; Lufen 1997, S. 131.

⁶⁷ Reuther 1987, S. 549f.

In Göttingen ist das Dienstsyst \ddot{u} m am konsequentesten gleich bei dem \ddot{a} ltesten gotischen Bauteil einer Kirche eingesetzt worden, n \ddot{a} mlich dem Chorhaupt der Paulinerkirche. Die einzelnen Rippen des Polygons ruhen hier auf einzelnen, sehr schlanken und dadurch elegant wirkenden Diensten, bei denen Schaftringe stilisierte Kapitelle artikulieren. Am Eingang des Polygons, wo zwei Rippen mit einem Gurtbogen zusammentreffen, wurden drei Dienste geb \ddot{u} ndelt. Jeder einzelne Dienst ist als Birnstab profiliert. In den Chorpolygonen von St. Nikolai, St. Jacobi und St. Albani ist ein straffer \ddot{e} s System gew \ddot{a} hlt: Gleich ob nur eine Rippe oder aber zwei Rippen und ein Gurtbogen gest \ddot{u} tzt werden sollen, wachsen die Glieder aus einheitlichen Diensten ohne Kapitelle heraus, die in St. Nikolai und St. Albani rund und in St. Jacobi als Birnst \ddot{a} b \ddot{e} profiliert sind. Und schlie \ddot{s} lich werden auch die Gurtb \ddot{o} gen in den Seitenschiffen von St. Johannis von Birnstabdiensten gest \ddot{u} tzt, wogegen die Rippen auf Konsolen beginnen. Die Eigenart, nur den Gurtbogen als Dienst nach unten fortzusetzen, dagegen die Rippen am K \ddot{a} m \ddot{a} mpferpunkt mit Konsolen abzufangen, ist sogar eine Singularit \ddot{a} t von St. Johannis, die sich meines Wissens nirgendwo sonst in der gotischen Architektur nachweisen l \ddot{a} sst.



Abb. 18: Göttingen, Rathaus: Gewölbe in der Laube

Während Dienste in Göttingen offenbar auszeichnenden Charakter haben, denn sie werden ganz überwiegend in den Chorpolygonen verwendet, ist es ursprünglich eine Bescheidenheitsformel gewesen, Rippen auf Konsolen beginnen zu lassen. Deshalb haben bereits im 12. Jahrhundert die Zisterzienser eine Vorliebe für diese Form entwickelt. Doch konnten Konsolen auch ganz praktische Gründe haben, etwa um eine glatte Wand für die Aufstellung eines Chorgestühls zu ermöglichen; allerdings kann man nicht darauf schließen, dass in allen Göttinger Langchören Gestühle standen, nur weil dort die Dienste nicht bis zum Boden heruntergezogen sind. Gewölbeanfänger auf Konsolen sind in Göttinger Kirchen sehr häufig. Schon in der Paulinerkirche kommen sie an den Abschlüssen der Schiffe vor, offenbar, weil man keinen Dienst in die Ecken setzen wollte. Diese Konsolen wie auch die in der Sakristei von St. Nikolai sind als Rippenbündel mit kleinen Spitz- oder Kleeblattbögen gestaltet, wogegen die im Chorjoch von St. Jacobi und im Chor von St. Albani einfacher und fast amorph ausfallen. Bereits einmal in der Paulinerkirche, vor allem aber dann in den Seitenschiffen von St. Johannis, im Chor von St. Albani und an der Vorhalle von St. Jacobi findet man Kopfkonsolen.

Ein Kompromiss zwischen beiden entgegengesetzten Formen, dem Dienst und der Konsole, ist es, einen Dienst zu verkürzen und auf eine Konsole zu setzen, wie es in den Langchören der Paulinerkirche, von St. Nikolai⁶⁸ und von St. Albani geschehen ist. Dagegen stehen die Dienststücke in den Mittelschiffen der Paulinerkirche und von St. Marien auf den Kämpfern der Arkadenpfeiler. Bei den Stufenhallen, deren Mittelschiffe weniger stark überhöht sind, konnten die Rippen auch direkt auf diesen Kämpfern beginnen; dies ist in St. Johannis, St. Nikolai und St. Jacobi der Fall. Auch alle Seitenschiffsgewölbe beginnen auf der zum Mittelschiff gewandten Seite direkt auf den Kämpfern.

Eine Form, die erstmals im 13. Jahrhundert in Bettelordenskirchen vorkommt,⁶⁹ in der Spätgotik aber zum allgemeinen Formengut wurde, sind schließlich Rippen, die direkt in die Wand einschneiden, also ohne vermittelnde Konsolen oder Dienste. Schon in der Paulinerkirche ist diese Vorgehensweise einmal für den Westabschluss des Mittelschiffs gewählt, wurde aber erst in den Seitenschiffen von St. Marien, St. Jacobi und St. Albani zum Gestaltungsprinzip erhoben. In St. Albani schließlich, der jüngsten Göttinger Kirche, schneiden selbst die Rippen und Gurtbögen der Mittelschiffsgewölbe direkt in die Wand ein; dem straffen spätgotischen Formempfinden entspricht es, dass in dieser Kirche auf die Kämpfer der Arkadenpfeiler verzichtet wurde.

⁶⁸ Die Dienste setzten noch auf Fotos von 1953 auf Konsolen an und wurden erst danach bis zum Boden verlängert.

⁶⁹ Nußbaum 1985, S. 98.

Das Maßwerk⁷⁰

Als Maßwerk bezeichnet man eine geometrische Schmuckform der Gotik, die sich meist aus Kreisen und Kreissegmenten zusammensetzt und in erster Linie zur Unterteilung des oberen Teils von Fenstern (des sogenannten Couronnements) verwendet worden ist. Erfunden wurde es um 1215/1220 auf der Baustelle der Kathedrale von Reims und setzte sich in der gotischen Architektur sehr schnell durch. In Deutschland bediente man sich des Maßwerks erstmals in den 1230er Jahren. Die ältesten Maßwerkfenster beschränkten sich dabei noch auf Oculi oder Dreipässe in den Couronnements; erst später kam es zu einer Bereicherung der Formen. Für frühe Maßwerkformen im Raum Niedersachsen nimmt der nach 1274 begonnene und 1311 fast fertige Verdener Domchor⁷¹ eine zentrale Mittlerstellung ein. Seine Formensprache rezipiert direkt die des Kölner Domchors.



Abb. 19: Verden, Dom, Chorfenster

Da die ältesten in Göttingen geschaffenen Maßwerke verloren sind, fehlen hier solche frühen Formen. Das Maßwerk der Paulinerkirche wurde bereits im 18. Jahrhundert entfernt, und auch an St. Johannis sind alle Maßwerkfenster, abgesehen von den kleinen an den Türmen, im späten 18. Jahrhundert verlorengegangen und wurden erst bei der Restaurierung unter Conrad Wilhelm Hase 1885-1897 neu eingefügt; sie sind daher freie Erfindungen. Die Betrachtung Göttinger Maßwerkformen kann also leider nur vier von sechs Kirchen einbeziehen und beginnt zeitlich erst mit dem 2. Viertel des 14. Jahrhunderts.

Die überwiegende Zahl der Göttinger Fenster entspricht in ihrem Formenrepertoire dem zeitgenössischen Standard. Kirchenfenster des 14. Jahrhunderts sind üblicherweise zwei-, drei- oder sogar vierbahnig (nicht jedoch in Göttingen, wenn man von einem Blendfenster an St. Jacobi absieht). Nur kleine Fenster (z. B. an Treppentürmen oder Sakristeien) sind einbahnig und haben dann kein Maßwerk. Die einzelnen Bahnen schließen mit einem meist kleeblattförmig genasteten Spitzbogen ab, und bei der mittleren Bahn konnte über dem genasteten Spitzbogen nochmals ein Dreiblatt hinzugefügt werden. Dieses ursprünglich Kölner Motiv wurde in Niedersachsen erstmals in Verden aufgegriffen (Abb. 19) und war in der

⁷⁰ Zu Maßwerk allgemein Binding 1989. Zu Maßwerkformen im Raum Niedersachsen demnächst Reiche 2015.

⁷¹ Kunst 1969.

Folge sehr beliebt.⁷² In Göttingen findet man es an St. Nikolai. Seltener, aber gerade in Göttingen häufig wurden statt der mittleren die beiden seitlichen Bahnen mit je einem Dreiblatt überhöht, das dann zur Seite verdrückt werden musste, um für das Couronnement Platz zu machen. Dieses Motiv zeigen Fenster an St. Marien (Abb. 20), St. Nikolai (Abb. 21) und St. Jacobi und außerhalb von Göttingen an St. Martini und St. Jacobi in Braunschweig sowie an der Klosterkirche Amelungsborn.



Abb. 20: Göttingen, St. Marien: Fenster am Schiff



Abb. 21: Göttingen, St. Nikolai: Fenster am Schiff

Das Couronnement wurde im 14. Jahrhundert meistens aus verschiedenen in Rahmen gesetzten Passformen gebildet, die auf unterschiedlichste Weise kombiniert werden konnten: Dreipässe oder Vierpässe in Kreisen, Dreiblätter in sphärischen Dreiecken und Vierblätter in sphärischen Vierecken. Sphärische Formen sind in Niedersachsen erstmals am Chor von St. Alexandri in Einbeck nachweisbar, für dessen Besuch bereits 1313 ein Ablass ausgeschrieben wurde.⁷³ Bei dreibahnigen Fenstern wurden besonders gern drei Vierblätter in sphärischen Vierecken übereinander gestapelt (in Göttingen bei St. Nikolai und St. Jacobi, außerhalb z. B. an St. Martini und der Brüdernkirche in Braunschweig), aber auch viele andere Kombinationen sind möglich. Bei zweibahnigen Fenstern reduziert sich die Formenvielfalt stark, da nur für ein bekrönendes Motiv Platz ist.

All diese Standardmotive sind jedoch gerade die formgeschichtlich am wenigsten aussagekräftigen, und so ist es letztlich unmöglich, z. B. die Chorfenster von St. Albani zu datieren, denn sie weisen ein Vierblatt im sphärischen Viereck über zwei genasten Bahnen auf. Als Entstehungszeit kommt das gesamte 14., aber selbst noch das 15. Jahrhundert in Frage. Die Mehrzahl der extravaganteren Motive, wie etwa der vom Kölner Dom stammende Vierpass mit Lilienenden im Kreis oder der ebenfalls kölnische Dreistrahl, sind dagegen in Göttingen nirgendwo nach-

⁷² Zu finden z. B. am südlichen Seitenschiff von St. Blasii in Braunschweig, an St. Katharinen und an St. Martini in Braunschweig und an den Seitenschiffen des Hildesheimer Doms.

⁷³ 1290 ein erster Ablass für den Bau. Ziegahn 1963, S. 51-53.

weisbar, obwohl die beiden Motive im Raum Niedersachsen durchaus einige Verbreitung gefunden haben.

Neben den vielen regional gängigen Formen gibt es jedoch auch eine, die deutlich lokalspezifisch ist: Typisch für Göttingen ist ein Couronnement mit einem großen Kreis, welcher mit drei oder vier Dreiblättern in sphärischen Dreiecken (an St. Nikolai, Abb. 21, und einmal an St. Jacobi, Abb. 263 m) oder wahlweise drei Vierblättern in sphärischen Vierecken (an St. Marien, Abb. 20) gefüllt ist. Hier handelt es sich um ein Motiv, das auf einen engen Austausch der drei Göttinger Werkstätten schließen lässt, denn außerhalb ist es nur ein einziges Mal an St. Katharinen in Braunschweig bekannt.

Ein im späteren 14. Jahrhundert in der Region neu aufkommendes Motiv ist die Fischblase, eine gerahmte Form, die sich aus einer größeren und einer kleineren Spitze zusammensetzt und damit an einen Fisch aus Kopf und Leib erinnert. Wieder einmal handelt es sich um einen Import aus dem Westen. Die frühesten Fischblasen im deutschsprachigen Raum sind schon vor 1330 im Rheinland nachweisbar,⁷⁴ doch dauerte es eine Weile, bis sie Niedersachsen erreichten. In Göttingen kommen sie an den Westteilen des Langhauses von St. Jacobi vor.⁷⁵ Erst im 15. Jahrhundert fand das Motiv in der Region größere Verbreitung. Eine naheliegende Weiterentwicklung der Form ist, zwei oder sogar drei gegenständige Fischblasen in einem Kreis zu vereinigen, wie es in Göttingen am Langhaus von St. Albani als Teil der Baukampagne von 1423-1447 und beim Westfenster von St. Marien geschehen ist (Abb. 22), das daher nicht aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts stammen kann und Teil der kurz vor 1470 anzusetzenden Baukampagne sein muss.



Abb. 22: Göttingen, St. Marien: Westfenster

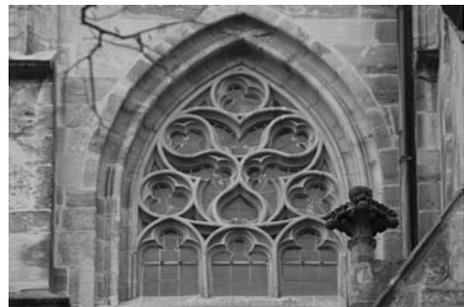


Abb. 23: Duderstadt, St. Cyriakus, Fenster

⁷⁴ Am Chor der Oberweseler Liebfrauenkirche, die 1308 begonnen wurde. Der Chor wurde 1331 geweiht. Sebald 1997, S. 113, 118f.

⁷⁵ Außerdem ist das Westfenster von St. Katharinen in Braunschweig zu nennen, dessen Entstehung vor 1379 liegen muss (Jahr der Vollendung des Südturms) und manchmal sogar im späten 13. Jh. oder um 1300 angenommen wird, was angesichts der Fischblase kaum möglich ist. Dorn 1978, S. 225.

Viele andere spätgotische Maßwerkformen sucht man in Göttingen vergebens, sicher auch deshalb, weil ohnehin nur St. Albani, der Turm von St. Jacobi und der Rest des Chors von St. Marien aus dieser Zeit stammen. Ein Leitmotiv der Spätgotik ist die geteilte Fischblase mit zwei an den Köpfen zusammengewachsenen Leibern gewesen, eine weitere der vielen Erfindungen Peter Parlers. In Göttingen stand das Motiv mit St. Cyriakus in Duderstadt fast vor Augen (Abb. 23), wurde aber nie eingesetzt. Auch die Wirbelrosette als komplizierte Zusammensetzung aus verschiedenen Fischblasen und anderen Formen fehlt, abgesehen von den geschnitzten Baldachinen des 1402 geweihten Altars von St. Jacobi, der überhaupt sehr ambitionierte Maßwerkformen zeigt.



Abb. 24: Göttingen, St. Jacobi: Turm



Abb. 25: Braunschweig, St. Andreas: Turm

Eine typisch spätgotische Form ist schließlich auch Schleiermaßwerk, das frei in einem Bogen hängend angebracht ist, wie man es erstmals schon um 1320 am Brautportal von St. Sebald in Nürnberg findet.⁷⁶ Die Baldachine im Schrein des Göttinger Jacobialtars von 1402 bieten eine etwas andere Ausformung des Motivs. Es könnte sein, dass hier ausnahmsweise eine hölzerne Kleinarchitektur für die Steinarchitektur vorbildlich gewesen ist, denn in leichter Abwandlung weist auch der zeitlich nach dem Altar entstandene Turm von St. Jacobi Schleiermaßwerk auf

⁷⁶ Binding 1989, S. 324; Weilandt 2007, S. 38f.

(Abb. 24). Der 1426-1459 errichtete Jacobiturm ist wiederum mit den Türmen von St. Andreas in Braunschweig (Abb. 25) engstens verwandt.

Der Göttinger und die Braunschweiger Türme unterscheiden sich nur in Details, etwa dem Fenstermaßwerk oder dem Rapport der abschließenden Bogenfriese. Die Ähnlichkeit ist so überzeugend, dass man kaum überrascht ist, wenn eine Braunschweiger Schriftquelle über die Berufung eines Baumeisters mit dem Namen „Jacob von Göttingen“ im Jahre 1454 berichtet.⁷⁷ Er muss für das Glockengeschoss mit den großen mittigen Maßwerkfenstern zuständig gewesen sein, denn die Türme von St. Andreas waren schon bis um 1420 bis zum Glockenhaus geführt worden; die Freigeschosse des Südturms wurden dagegen erst 1518-1532 in enger Anlehnung an die bereits vorhandenen Geschosse ergänzt.⁷⁸ Trotz der eindeutigen Quellenlage werden in der Forschung mehrfach die Türme von St. Andreas in Braunschweig als Vorbild desjenigen von St. Jacobi in Göttingen bezeichnet.⁷⁹ Allerdings gibt es Maßwerkschleier in St. Andreas bereits an einem Giebel des südlichen Seitenschiffs der Kirche. Es sind daher gewisse Zweifel an der üblichen Datierung zumindest dieses einen Maßwerkgiebels mit der Flucht nach Ägypten ins frühe 15. Jahrhundert⁸⁰ angebracht. Oder hat es an St. Andreas etwa schon vor 1454 einen engen Austausch mit der Göttinger Baustelle von St. Jacobi gegeben? Die Frage wird sich wohl nicht beantworten lassen, zeigt aber, dass wir mit den verbliebenen Befunden nur einen kleinen Teil der Wechselbeziehungen zwischen den Werkstätten rekonstruieren können.

Strebe Pfeiler

Wie sehr es sich lohnt, auf Einzelheiten zu achten, kann anhand der Gestaltung der Strebe Pfeiler exemplarisch gezeigt werden. Strebe Pfeiler dienen einer Verstärkung und Lastabtragung an den statisch neuralgischen Punkten der Außenmauern an den Jochgrenzen, wo der Schub der Gewölbegrate bzw. -rippen mit dem der Gurtbögen zusammentrifft. Entsprechend gibt es bereits in der romanischen Architektur Strebe Pfeiler fast überall dort, wo die Kirchen gewölbt worden sind; das ist in Mitteleuropa seit dem späten 11. Jahrhundert der Fall, wenn auch nicht durchgängig. So hatte in Göttingen bereits vor 1300 der gewölbte erste Saalbau von St. Marien Strebe Pfeiler. In der Gotik wurden die Strebe Pfeiler allmählich tiefer und mit Wasserschlagen abgetreppelt gestaltet, die einerseits – wie der Name

⁷⁷ Dürre 1861, S. 468 unter Verweis auf das Copialbuch von St. Andreas (1399-1524) im Stadtarchiv Braunschweig, fol. 42; Dorn 1978, S. 208; Böker 1983, S. 20. – Jacob von Göttingen könnte sogar mit Jakob von Worms, der ab 1428 an St. Jacobi und St. Albani tätig war, identisch sein (s. u. Anm. 98-100), angesichts der verstrichenen Zeit sollte man aber auch seinen Sohn oder eine ganz andere Person gleichen Namens in Erwägung ziehen.

⁷⁸ Dorn 1978, S. 208.

⁷⁹ Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 16; Reuther 1987, S. 537.

⁸⁰ Andere Giebel sind datiert, so das Relief der Verkündigung mit 1415 und die Kreuzigung des Hl. Andreas mit 1419. Dorn 1978, S. 207f.; Boockmann, A. 1993, Nr. 79 S. 86, Nr. 90 S. 93.

sagt – das Wasser vom Mauerwerk wegbringen, andererseits für eine bessere Lastabtragung des Schubs sorgen. Strebepfeiler stehen in der Regel rechtwinklig zur Mauer, wurden aber gerade an den Kanten des Gebäudes auch oft schräg gestellt. Auf die in der Gotik so charakteristischen Strebebögen konnte man in Göttingen verzichten; sie sind nur bei Basiliken notwendig, nicht bei Hallenkirchen, wo die hohen Seitenschiffe den Schub der Mittelschiffsgewölbe abfangen.



Abb. 26: Göttingen, Paulinerkirche: Strebepfeilerbegrönung



Abb. 27: Göttingen, St. Albani: Strebepfeilerbegrönung



Abb. 28: Göttingen, St. Marien: Strebepfeilerbegrönung am Chor

Über diese generischen Gemeinsamkeiten hinaus lässt sich an der Detailgestaltung der Strebepfeiler an den Göttinger Kirchen aber ein Formwandel ablesen, der als eine immer stärkere formale Bereicherung gelesen werden kann, und der übrigens in fast allen Zügen dem regional üblichen Wandel entspricht. Die ältesten Strebepfeiler sind die am Chor der Paulinerkirche, die lediglich mit einem am Rand profilierten kleinen Giebel und profilierten Wasserschlägen versehen sind. Bereits am Schiff der Kirche sind diese Giebelchen aber mit vorgeblendeten genasten Bögen versehen (Abb. 26), wie man sie in der Folge an allen anderen Kirchen wiederfinden wird.⁸¹

Parallel dazu fanden aber auch ganz einfache Strebepfeiler Verwendung, sogar solche mit nur geradem Abschluss, vor allem für weniger exponierte Stellen, aber auch z. B. am Chor von St. Jacobi und am Chor und Schiff von St. Albani. Eine weitere Bereicherung bieten die Westteile von St. Jacobi, wo als Begrönungen, teilweise über genasten Blendbögen, Krabben und Gruppen von drei schlanken Fialen hinzugefügt sind. An den Kanten des Westbaus von St. Albani sind die

⁸¹ Die Blendmaßwerke in den Giebelchen der Strebepfeiler von St. Johannis stammen aus dem 19. Jahrhundert.

Giebelchen nicht nur mit genasten Blendbögen, sondern auch als krabben- und kreuzblumenbesetzte Kielbögen gestaltet, und der ganze Strebepfeiler ist als Fiale aufgefasst, indem ihm nochmals eine mit Krabben besetzte pyramidale Bekrönung hinzugefügt worden ist, die man als Riese bezeichnet, und die von einer weiteren Kreuzblume bekrönt wird (Abb. 27). Den Kielbogen, den genasten Blendbogen und die Kreuzblume findet man – unter Weglassung des Riesen – auch an dem allerspätesten, 1510/1512 entstandenen Strebepfeiler am Chor von St. Marien, wo als letzte Bereicherung die Kanten mit schlanken Birnstäben versehen sind (Abb. 28). Eine Auflösung der Strebepfeilerkanten in Dienste ist eine verbreitete Erscheinung vor allem der süddeutschen Spätgotik gewesen.

Bauskulptur

Die ambitioniertesten Stellen eines mittelalterlichen Kirchenbaus für den Einsatz von Bauskulptur sind die Portale und das Chorinnere: Bei anspruchsvollen Bauvorhaben wurden in den Portalgewänden und an den Chorpfeilern, seltener auch am Äußeren des Chors, lebens- oder sogar überlebensgroße Figuren aufgestellt, und die Portale bieten oft figurenreiche Tympana. Große Steinskulpturen sind im Umland von Göttingen durchaus mehrfach erhalten, etwa an den Portalen von St. Ägidien in Heiligenstadt und St. Marien in Mühlhausen oder auch im Chor der Neustädter Kirche in Warburg. An den Braunschweiger Kirchen wurden besonders die Giebel mit Figuren ausgezeichnet.

Solche Ambitionen entwickeln die Göttinger Kirchen nicht, und die Bauskulptur beschränkt sich hier auf Kapitelle, die durchweg unfigürlich sind, auf einige Konsolen und Schlusssteine und schließlich auf wenige eingestreute Köpfe. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist die Sakramentsnische im Chor von St. Johannis, auf deren Giebel zwei fast vollplastisch gearbeitete, wenn auch deutlich unterlebensgroße Engel stehen, die damit die einzigen Ganzfiguren der mittelalterlichen Bauskulptur Göttingens sind.

Blattformen an Kapitellen und anderen Stellen

In der Hoch- und Spätromanik waren Figurenkapitelle ein wichtiger Bildträger im Kirchenraum gewesen. In der Gotik wurde dies zugunsten von Blattkapitellen weitgehend aufgegeben. Doch auch gotische Kapitelle – bei Pfeilern sollte man genau genommen von skulptierten Kämpfern oder Kämpferfriesen sprechen – konnten zwischen den Blättern Figureschmuck erhalten. In St. Martin und St. Marien in Heiligenstadt oder der Zisterzienserkirche Amelungsborn sind hier Fabelwesen, aber auch ganze biblische Geschichten untergebracht. Die Göttinger Kämpfer sind dagegen entweder nur profiliert – wie in der Paulinerkirche und St.

Jacobi durchgängig und auch bei einigen Kämpfern der anderen Kirchen – oder mit Blattfriesen versehen.⁸²

Die Blattwerkformen der Kapitelle von St. Marien und St. Johannis sind sehr eng miteinander verwandt (Abb. 29, 30).⁸³ In St. Marien sind durchgängig Weinblätter mit zentralen Verdickungen verwendet, während das Repertoire in St. Johannis reicher ist, denn man findet daneben auch Efeu- und Eichblätter sowie einige botanisch nicht genau definierbare Formen. In beiden Kirchen haben die Blätter meist diagonal gestellte Stängel und wirken daher sehr steif. Einzelblätter wurden kompositorisch oft in Form eines diagonal gestellten Kreuzes entwickelt. Die Oberflächen sind im relativ gleichmäßigen Wechsel von konkav und konvex gewellt und erscheinen wie geknietet; sie haben scharfe Ränder, die abrupt zum glatten Grund abfallen.



Abb. 29: Göttingen, St. Johannis, Kämpferkapitell



Abb. 30: Göttingen, St. Marien, Kämpferkapitell

Eine ganz vergleichbare Blattgestaltung tritt auch in den Archivolten der Nordportale von St. Nikolai und etwas vereinfacht St. Marien auf. Schließlich fallen auch die Blattformen an der Sakramentsnische von St. Johannis ähnlich aus, doch sind sie frei hinterarbeitet und deshalb insgesamt etwas stärker dreidimensional. Die vorgestellte Blattgestaltung entspricht durchaus einer im 14. Jahrhundert regional üblichen Machart, ist in der spezifischen Ausführung aber deutlich lokal geprägt. Alle Göttinger Blattformen haben untereinander wesentlich mehr stilistische Gemeinsamkeiten, als mit irgendeinem Blattkapitell außerhalb Göttingens bestehen.

Ganz anders fällt dagegen das deutlich jüngere Blattwerk der beiden Kämpfer im 1423-1447 entstandenen Westbau von St. Albani aus: Die Weinblätter sind hier um einen Stab geschlungen und besitzen wiederum artikulierte Mittelrippen.

⁸² Die Blattfriese an den Kapitellen von St. Nikolai wurden leider abgearbeitet und scheiden daher aus der Betrachtung aus.

⁸³ Bemerkt schon von Freigang 1994, S. 82.

Konsolen und eingestreute Köpfe

Im Gegensatz zu den Kämpfern sind in Göttingen manche der Konsolen, auf denen Gewölberippen oder Dienste ruhen, Träger figürlicher Bauskulptur. Bereits in der Paulinerkirche war einmal eine Konsole in der Form eines bärtigen Kopfes gestaltet worden (Abb. 31); da unter dieser Stelle am Ostende des südlichen Seitenschiffs sicher ein Altar gestanden hat, kann man spekulieren, ob ein Heiliger, vielleicht ein Apostel, gemeint ist. Eine ikonographische Deutbarkeit von peripherer figürlicher Bauskulptur ist in der gotischen Architektur nicht zwingend – oft handelt es sich nur um groteske Wesen oder böse Gestalten, die bedrohend wirken oder im günstigeren Falle bestraft werden –, kommt aber durchaus vor. So sind auf der Sohlbank des Chorfensters von St. Petri in Braunschweig zwei kleine Köpfe von Petrus und Paulus angebracht, die für den Betrachter von außen gleichsam den Hochaltar flankieren.



Abb. 31: Göttingen, Paulinerkirche, Kopfkonsole im Seitenschiff



Abb. 32: Göttingen, St. Johannis, Kopfkonsolen im Seitenschiff



Abb. 33: Göttingen, St. Johannis, Kopfkonsolen im Seitenschiff

Dies gilt sicher nicht für die insgesamt sechzehn Konsolköpfe in den Seitenschiffen von St. Johannis (Abb. 32, 33), die jeweils zu zweit gleich gestaltet einen Birnstabdiens flankieren. Ihre schematisierten und damit von unten noch einigermaßen sichtbaren Züge erlauben keine ikonographische oder auch mimische Differenzierung. Die Gesichter sind auf die Hauptmerkmale – große, lidlose Augen, die Nase, einen schmallippigen Mund, zwischen beiden manchmal eine Nasenfalte, und schließlich ein vorspringendes Kinn – beschränkt und sitzen auf einem kurz beschnittenen Hals. Die gescheitelten Haare schmiegen sich eng an den Schädel und bleiben entweder eine undifferenzierte Matte oder werden durch wenige Längsrillen in Haare aufgegliedert, die seitlich in einer großen Locke auslaufen können; nicht überall schauen unter den Haaren Ohren hervor. Die Gestaltung der einfachsten Köpfe in St. Johannis kehrt bei den drei in ein Maßwerkfenster im Chorinneren von St. Nikolai eingestreuten Köpfen exakt wieder (Abb. 34) – ein

Beleg für den engen Zusammenhang zwischen den beiden Werkstätten.⁸⁴ Möglicherweise gehört auch der Frauenkopf mit Kinnbinde am Nordportal von St. Nikolai in diesen Zusammenhang, denn auch in St. Johannes gibt es einmal eine ähnliche Binde, doch ist der Kopf angesichts seiner wenigen Details stilistisch nicht allzu aussagekräftig. Dies gilt erst recht für die drei Kopfmasken in einem Maßwerkfenster an der Südseite von St. Jacobi, bei denen man allenfalls den Schluss ziehen kann, dass die Idee, Köpfe in Maßwerk zu setzen, hier wieder aufgegriffen wurde (Abb. 88).⁸⁵ Ein Fenster auf der Südseite von St. Albani ist eine Variation des Themas, denn anstelle der Köpfe ist hier ein Adler untergebracht (Abb. 181).



Abb. 34: Göttingen, St. Nikolai: Blendmaßwerkfenster im Chor

All diese doch relativ einfachen Köpfe stehen in scharfem Gegensatz zu den vier naturalistischen Figurenkonsolen von St. Jacobi. Es handelt sich um zwei Atlanten im Chor (Abb. 35), die in den unmittelbaren Zusammenhang der Aufstellung des Hochaltars im Jahre 1402 gehören müssen, denn sie dienen als Stützkonsolen für die ausklappbaren Altarflügel, und zwei Büsten an der Vorhalle.

Die beiden Atlanten sind als grotesk verkrümmte, bärtige Träger gestaltet und fallen außer durch ihre offenbar auf bildhauerische Virtuosität hin konzipierte Haltung durch einen reichen Faltenwurf der Gewänder auf. Die Büstenkonsolen an der Vorhalle, eine Frau und ein bärtiger Mann, erreichen vielleicht nicht ganz diese Qualität, sind aber ebenfalls sehr naturalistisch gestaltet (Abb. 104, 105).

⁸⁴ Bemerkt schon von Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 9.

⁸⁵ Freigang 1994, S. 83 behauptet dagegen eine Verwandtschaft mit den Köpfen von St. Nikolai.



Abb. 35: Göttingen, St Jacobi, Konsole unter dem Jacobialtar



Abb. 36: Göttingen, Rathaus, Konsole in der Laube



Abb. 37: Göttingen, St. Marien: Konsole im Chor

Diese Konsolen von St. Jacobi haben in der älteren Göttinger Skulptur keine auch nur annähernden Voraussetzungen, und ihnen können nur die Skulpturen an der Laube und im Inneren des Rathauses an die Seite gestellt werden,⁸⁶ wo für die Jahre 1402-1405 Bauarbeiten belegt sind,⁸⁷ also praktisch zur gleichen Zeit (Abb. 36). Die Büstenkonsolen des Rathauses haben in denen von St. Jacobi zwar keine wörtlichen Entsprechungen, denn sie sind meist mit Blättern kombiniert und auch motivisch anders gestaltet, übereinstimmend sind jedoch der Naturalismus und die bildhauerische Virtuosität.

Man wird für beide Bauprojekte daher nicht unbedingt identische Steinmetzen annehmen müssen, gemeinsam ist jedoch der Einfluss parlerischer Kunst.⁸⁸ Peter Parler hatte mit der Bildnisgalerie im Triforium des Prager Veitsdoms eine aufsehenerregende Serie von individuell gestalteten Büsten vorgelegt,⁸⁹ die überall in Europa zum Vorbild für naturalistische Büstenkonsolen wurde – etwa zwei Jahrzehnte nach ihrer Entstehung auch in Göttingen. Eine Vermittlung über Duderstadt, wo – wie bereits erwähnt – an St. Cyriakus seit 1394 ein parlerisch geschulter Bauleiter tätig war, scheidet für die Konsolen jedoch eher aus, denn dort findet man nichts Vergleichbares.

Und auch in Göttingen selbst blieb diese Qualitätsstufe nur eine Episode, wie ein Vergleich mit den beiden während der Baumaßnahme um 1470 entstandenen Büstenkonsolen im Chor von St. Marien zeigt (Abb. 37). Gerade weil sie sich auf die parlerischen Vorbilder beziehen, fällt die unbeholfene Ausführung dieser Frauenbüsten so eklatant auf.

⁸⁶ Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 13.

⁸⁷ Wagner 1908, S. 11-19; Brinkmann, J.-U. 1993, S. 5; Reuther 1987, S. 548-551.

⁸⁸ Reuther 1987, S. 537, 550. – Ein Vergleich mit Kopfkonsolen im südlichen Seitenschiff der Gandersheimer Stiftskirche und im Fritzlarer Domkreuzgang, wie von Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 8 vorgeschlagen, scheidet wegen der wesentlich geringeren Qualität dieser Stücke aus.

⁸⁹ Ausst. Kat. Köln 1978, Bd. 2, S. 655-662.

Schlusssteine⁹⁰

Schlusssteine von Rippengewölben wurden im Laufe des 13. und noch stärker im 14. Jahrhundert zu einem beliebten Bildträger: Einerseits sind sie für alle sichtbar und bekrönen im wörtlichen Sinne das Kircheninnere – noch dazu inhaltlich aufgeladen durch das Christuswort vom Eckstein –, andererseits stellten sie aufgrund der großen Betrachterentfernung keine großen Ansprüche an das Können der Bildhauer. Die meisten Schlusssteine sind daher nur verhältnismäßig grob ausgearbeitet und beziehen einen Großteil ihrer Wirkung aus der farbigen Fassung. Neben figürlichen und vegetabilen Schlusssteinen gab es aber auch weiterhin die ungeschmückten, denen freilich bemalte und geschnitzte Holzscheiben vorgeblendet werden konnten. Die Betrachtung der Göttinger Schlusssteine wird sich aus diesen Gründen mehr auf die Themen der Dekoration konzentrieren als auf den Stil der Ausführung.

Beliebte Themenkreise für Schlusssteine waren in der Gotik Darstellungen von Christus, Maria und den Heiligen sowie Engeln, sei es in Person, als Allegorie (z. B. das Lamm oder ein Pelikan für Christus, aber auch allgemeine Glaubensallegorien kommen vor), durch auf sie verweisende Symbole oder Attribute oder seltener durch Inschriften. Aber auch die am Bau beteiligten Auftraggeber oder Stifter konnten gewürdigt werden, meistens in Form von Wappen oder Zunftzeichen, vereinzelt auch figürlich oder inschriftlich. Gelegentlich wurden auf Schlusssteinen auch Baudaten verewigt. Und schließlich fehlt auch nicht das Feld der mit dem Begriff der „Marginalien“ zusammengefassten Darstellungen, also Fabelwesen, Teufel, der Mensch im Kampf mit dem Bösen oder groteske Figuren, die meist als Darstellungen des Bösen gemeint sind. In manchen Fällen überwiegt aber das spielerische Element, so bei den drei Fischen, die sich einen Kopf mit einem Auge teilen. Nur in wenigen Fällen bilden die Themen der Schlusssteine in einer Kirche ein zusammenhängendes Programm, auch wenn Ansätze dazu manchmal gegeben sind, insbesondere im Chorbereich, und einzelne Schlusssteine eine topographisch präzise Bedeutung haben können, etwa in der Nähe eines Altares, am äußeren Rand, von wo das Böse eindringen konnte, oder schlicht als Markierung des von einer Person oder einer Personengruppe gestifteten Bauteils.

Die Göttinger Schlusssteine spiegeln ganz repräsentativ einen Ausschnitt der soeben dargestellten Situation. Beginnt man mit der ältesten Kirche, der Paulinerkirche, so hat diese durchgängig ungeschmückte Schlusssteine, wie es bei einer Bettelordenskirche auch zu erwarten ist. Erst im Laufe des 14. Jahrhunderts ließen die Bettelorden allmählich figürliche Schlusssteine zu (z. B. bei der Braunschweiger Brüdernkirche; eine frühe Ausnahme ist die Erfurter Predigerkirche).

In St. Johannis sind die Schlusssteine des Chores leider verloren. Im Langhaus sind dagegen alle Schlusssteine figürlich. Man findet an exponierter Stelle im letzten Joch des Mittelschiffs den Kirchenpatron, den Hl. Johannes d. T., und des

⁹⁰ Die Literaturlage zu Schlusssteinen ist rudimentär: Nußbaum/Lepsky 1999, S. 165-167.

Weiteren ohne erkennbare Systematik die Hll. Barbara, Katharina, Andreas, Georg, einen Bischof und schließlich Christus mit den Leidenswerkzeugen, den Salvator mit der Weltkugel und einen Engel mit Krone (Abb. 268 a-m).

Die Schlusssteine von St. Nikolai sind in Göttingen künstlerisch die aufwändigsten, denn bei ihnen ist das Relief stärker als sonst artikuliert, und sie sind insgesamt am detailliertesten ausgearbeitet. Im Chor, der eigentlich der Höhepunkt der Dekoration sein sollte, und in der Sakristei wurden etwas unerwartet nur Blattmasken verwendet, also Motive, die zu den Marginalien gehören (Abb. 271 a-b), wogegen sich die Bildthemen der Heilsikonographie im Langhaus konzentrieren: In den beiden Ostjochen des Mittelschiffs und in den Ostjochen der Seitenschiffe bilden die vier Evangelistensymbole ein regelrechtes Bildprogramm, um das sich weiter der Hl. Laurentius, ein heiliger Bischof (wahrscheinlich der Kirchenpatron Nikolaus), das Lamm mit Kreuzstab, ein Pelikan und ein Adler mit Jungen gruppieren, letztere drei alle für Christus stehend (Abb. 271 c-l).

St. Jacobi hat nur im Chor figürliche Schlusssteine: im Chorpolygon das Lamm mit Kreuzstab und im Langchor zwei vegetabile Schlusssteine (Abb. 269 a-c). Die im Langhaus blieben sämtlich ungeschmückt.

Die Schlusssteine von St. Marien sind ebenfalls überwiegend ungeschmückt – inzwischen sind sie teils mit figürlichen Darstellungen bemalt, was aber im Einzelnen nicht dem mittelalterlichen Zustand entsprechen muss. Nur ein Schlussstein im nördlichen Seitenschiff hat ein glattes Wappen, und die im südlichen Seitenschiff zeigen im östlichen Joch das Zunftzeichen der Tuchmacher⁹¹ – offenbar die Stifter dieses Bauteils – und westlich auf zwei Joche verteilt die Gebetsformel „Ave Maria“ (Abb. 270 a-l).

Im Chor von St. Albani sind von Osten nach Westen das Lamm mit Kreuzstab, ein Phönix und ein Pelikan mit Jungen zu sehen, also auf Christus verweisende Symbole (Abb. 273 a-c). Die Schlusssteine im Langhaus blieben wiederum ungeschmückt.

Wie wir gesehen haben, bleiben Schlusssteinprogramme in Ansätzen stecken; am avanciertesten sind dabei noch die vier Evangelistensymbole in St. Nikolai, doch wurde diesem sekundären Teil der Dekoration anscheinend nirgendwo so viel Beachtung geschenkt, dass theologische Konzepte stringent durchgehalten wurden. Ansonsten findet man insbesondere Heilige, vor allem Modeheilige, in St. Johannes den Kirchenpatron an exponierter Stelle, Christussymbole wie das Lamm zweimal an exponierter Stelle im Chor und in St. Marien zweimal Zeichen der Stifter. Die als Marginalien bezeichneten Themen fehlen fast völlig, abgesehen von den Chören von St. Nikolai und St. Jacobi, wo an überraschend prominenten Stellen Blattmasken vorkommen.

Die mit Abstand meisten figürlichen Schlusssteine bietet in der Region sicher St. Cyriakus in Duderstadt, wo insgesamt 80 Schlusssteine mit Heiligen und christologischen Darstellungen gestaltet sind. Die in Göttingen verwendeten Themen

⁹¹ Azzola 1990.

kehren jedoch vielerorts wieder, z. B. in St. Martin in Heiligenstadt oder in der Stadtkirche von Grebenstein. In St. Blasii in Hannoversch Münden sind wie in St. Nikolai in Göttingen eineinhalb Jahrhunderte zuvor die östlichen Schlusssteine des Schiffs den vier Evangelisten gewidmet.⁹² Eine übergreifende, systematische Studie zu Schlusssteinen steht aus.

Ein lokales Beziehungsgeflecht und seine regionalen Wechselwirkungen

Formtransfer zwischen Baustellen konnte im Mittelalter auf verschiedene Arten geschehen: schriftlich (doch konnten nur die wenigsten Steinmetzen schreiben), über Zeichnungen (Musterbücher oder einzelne Skizzen, im günstigsten Fall maßstabsgerechte Pläne), mündlich durch das Zeugnis von Personen, die einen anderen Bau gesehen hatten (sicher das unzuverlässigste der denkbaren Kommunikationsmittel) oder aber durch direkten personellen Austausch, indem entweder jemand zu einem anderen Bau geschickt wurde, um Formen zu studieren, oder aber Handwerker eingestellt wurden, die von einer fremden Baustelle gekommen waren.

Für Göttingen ist ein personeller Austausch mit anderen Orten in vier Fällen durch Schriftquellen direkt nachweisbar. Wohlgemerkt beziehen sich diese Quellen alle auf Bauleiter, nicht auf einfache Steinmetzen, über deren Wanderungen wir wenig Konkretes wissen. Nur ein einziges Mal ist ein Austausch unter den Göttinger Baustellen erwähnt; das ist nur die Spitze des Eisbergs, denn man denke daran, dass um die Mitte des 14. Jahrhunderts an drei bis vier Kirchen gleichzeitig gebaut wurde. Außerdem betreffen alle vier bezeugten Personentransfers das 15. Jahrhundert, in dem die Schriftlichkeit bereits wesentlich dichter geworden war.

Im Jahre 1415 hatte ein gewisser Heinrich Herte den Neubau der Stadtkirche von Hessisch Lichtenau mit der Sakristei begonnen, verließ die Baustelle jedoch schon im folgenden Jahr, um am Göttinger Rathaus die Kellergewölbe sowie neue Fenster und Türen einzubauen – anscheinend vertragswidrig, denn die Stadt Lichtenau forderte brieflich seine Rückkehr ein.⁹³ Hessisch Lichtenau war auch im Spätmittelalter nur eine bescheidene Landstadt, und offenbar konnte der Göttinger Rat mehr zahlen. Herte waren übrigens zwischen fünf und elf Steinmetzen unterstellt.⁹⁴

Als Baumeister des Turms von St. Jacobi ist durch Verträge ab 1426 ein Hildesheimer Meister, Hans Rutenstein, dokumentiert.⁹⁵ Leider hilft ein Vergleich mit

⁹² Bauzeit des Schiffs 1487-1502. Thümmeler 1970, S. 263f.; Lufen 1993, S. 133-135.

⁹³ Mithoff 1885, S. 146f.; Wagner 1908, S. 19; Dehio Hessen I, 2008, S. 412.

⁹⁴ Wagner 1908, S. 20.

⁹⁵ 1425 oder 1426 wurde mit Hans Rutenstein ein Bauvertrag abgeschlossen: Ritter 1955-1956, S. 69. Lubecus 1994, S. 153 nennt ihn „Hansen Reutersen“. Für die Jahre 1416 und 1417 ist ein Bürger dieses Namens in Hildesheim nachweisbar: Ritter 1955-1956, bes. S. 69f. Außerdem Mithoff 1885, S. 279f.; Böker 1983, S. 18f.; Reuther 1987, S. 535f.; Dolle 2014, S. 22-27.

Hildesheimer Kirchen bei der Einordnung wenig weiter, denn weder die 1389 begonnene Andreaskirche⁹⁶ noch die Paulinerkirche, deren Dachreiter 1428-1429 errichtet worden sein soll,⁹⁷ bieten Voraussetzungen für die reichen Göttinger Formen.

Im Jahre 1454 ist ein Göttinger Baumeister nach Braunschweig gegangen, um dort an den Türmen von St. Andreas weiterzubauen; wie bereits gezeigt, lässt sich an den dortigen Bauformen mühelos nachverfolgen, dass er in Göttingen am Turm von St. Jacobi tätig gewesen war. Dies ist die einzige Schriftquelle, die vom Weggang eines Göttinger Baumeisters berichtet, und man kann aus ihr durchaus schließen, dass die Jacobi-Baustelle regional Aufsehen erregt hatte.

Schließlich ist als Baumeister von St. Albani, dessen Langhausgewölbe 1476 geschlossen wurden, Meister Jakob von Worms bezeugt,⁹⁸ dem Namen nach eine Person, die aus der oberrheinischen Bischofsstadt gekommen war; mindestens jedoch hatte sie Vorfahren von dort. 1428 und 1433 arbeitete „meister Jacob“ unter (oder neben) Hans Rutenstein am Jacobiturm, betreute gleichzeitig aber die Baustelle von St. Albani,⁹⁹ und im Jahre 1431 erlangte „mester Jacob (van wormest) lapicida“ das Göttinger Bürgerrecht.¹⁰⁰ Leider ergibt ein Vergleich mit dem einzigen erhaltenen, aus dieser Zeit stammenden Wormser Kirchenbau, der 1381 begonnenen Liebfrauenkirche, keine brauchbaren Referenzen, denn die Wormser Stiftskirche ist wesentlich größer und anspruchsvoller als St. Albani und auch in den Einzelformen keineswegs vergleichbar.

Diese Untersuchung hat sich dem Spannungsfeld von lokalen, gewissermaßen autochthon entstandenen Formen einerseits und regionalem oder gar überregionalem Austausch andererseits gewidmet. In überraschend hohem Maße haben sich dabei lokale Faktoren als mächtig erwiesen, denn nicht nur haben vielfach Wechselwirkungen zwischen den synchron arbeitenden Werkstätten gezeigt werden können, die sich meist in signifikanten Details äußern, etwa beim Maßwerk oder den Blattformen, sondern bestimmtes Formengut ist sogar über die gesamten 180 Jahre der mittelalterlichen Kirchenbautätigkeit in Göttingen konstant geblieben. Hier sind insbesondere der Bautyp der Stufenhalle, wenn auch mit leichten Varianten im Detail, und der Achteckpfeiler zu nennen. Für beides ist die älteste der Göt-

⁹⁶ Chor laut Inschrift 1389 begonnen, Nordseitenschiff 1404 fertig, 1504 das Langhaus an den Turm herangeführt. Härtel 2004, bes. S. 75-85. Von der älteren Forschung wird eine viel zu frühe Chronologie vertreten: Böker 1983, S. 10.

⁹⁷ Zeller 1911, S. 266.

⁹⁸ „gesloten und geendigt durch meister Jacob von Wormse, mewermeister“: Lubecus 1994, S. 217. Die häufig zu lesende Jahreszahl 1467 beruht auf einem Abschreibfehler. Schadendorf 1953, S. 9. Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 507.

⁹⁹ Stadtarchiv Göttingen, AB II, 17: Copiarium der Kirche St. Jacobi, S. 113-159, 170-172. Lubecus 1994, S. 154. Ritter 1955-1956, S. 71f. Bielefeld 2001, S. 18.

¹⁰⁰ Kelterborn 1961, S. 74; Bielefeld 2001, Amn. 4 S. 18. Eine weitere Erwähnung des „Mester Jacob von Wormetz unse Werkmester und Medeberger“ stammt vom 5. November 1464: Mithoff 1885, S. 165.

tinger Kirchen, die Paulinerkirche, der ausschlaggebende, ja geradezu schulbildende Bau gewesen.

Externe Impulse sind fast ausschließlich aus dem regionalen Umfeld gekommen. Dabei hat der Dominikanerorden um 1300 ein geographisch verhältnismäßig weitgespanntes Netzwerk genutzt, sowohl was die Vorbilder als auch Nachfolgebauten der Göttinger Paulinerkirche angeht; später waren die Kontakte regional noch wesentlich stärker eingeschränkt. Selbst die Kirchen der vor der Tür gelegenen, aber mainzischen Städte Heiligenstadt und Duderstadt wurden weitgehend ignoriert. Eine größere Rolle spielte nur Braunschweig, mit dem gleich mehrfach ein Austausch belegbar ist. Meistens gestaltete er sich in der Weise, dass Braunschweigisches Formengut in Göttingen kopiert oder vereinfacht wurde. Im Falle der Baustellen von St. Jacobi in Göttingen und St. Andreas in Braunschweig scheint jedoch ausnahmsweise einmal Göttingen der gebende Teil gewesen zu sein.

Höchstes Niveau hat die Göttinger Architektur nur ein einziges Mal zu Beginn des 15. Jahrhunderts und auch nur für kurze Zeit erreicht. Von der damaligen Qualität zeugen einzelne Bauformen an St. Jacobi und am Rathaus. Woher die ausführenden Steinmetzen kamen, ob direkt aus Böhmen oder vermittelt über eine andere Baustelle, muss offen bleiben, da parlerische Bauformen um 1400 schon ein internationales Phänomen geworden waren.

Funktion und architektonische Gestalt: Eine Annäherung an die mittelalterlichen Kirchen in Göttingen aus nutzungsgeschichtlicher Sicht

Christian Scholl

Wie nähert man sich mittelalterlicher Sakralarchitektur? Der Weg, der im Folgenden gegangen werden soll, führt vom „Kratzen an der Oberfläche“ direkt zum konzeptionellen Kern eines vorreformatorischen bzw. katholischen Kirchengebäudes und fragt erst dann nach der Bedeutung der spezifischen architektonischen Gestalt. Methodisch birgt dieser Weg zweifellos gewisse Unsicherheiten, was für einen reflektierten Umgang mit mittelalterlicher Architektur aber durchaus fruchtbar gemacht werden kann. Er beginnt mit Details sowie einzelnen Funktionen und Ausstattungsstücken, bevor die Gebäude selbst in den Blick genommen werden, welche diese Elemente enthalten bzw. bergen und den Funktionen Raum geben. Ein solches Vorgehen gründet sich auf die Annahme, dass die Nutzung einen Schlüssel für das Verständnis der Architektur in ihrer Funktionalität, aber auch ihrer formalen Eigenständigkeit zu bieten vermag.

In einem zweiten Teil wird die Nutzungsgeschichte der Göttinger Kirchen in nachreformatorischer Zeit behandelt. Auch dies dient der gedanklichen Annäherung an den mittelalterlichen Zustand. Schließlich weicht dasjenige, was man heute an und in den Bauten zu sehen bekommt, oftmals erheblich von der mittelalterlichen Gestalt und Nutzung ab. Es erweist sich als Resultat zahlreicher Veränderungen, die bis in die unmittelbare Gegenwart andauern. Diese reichen von einer Bewahrung, Überformung und Überdeckung der alten Substanz bis zur historischen Neukonstruktion des Mittelalters und dessen Ästhetisierung im Zeichen der

Moderne – bei jeweils geänderter Funktion. Insofern ist ein Wissen um die Nutzungsgeschichte in vor- und nachreformatorischer Zeit grundlegend, um ein angemessenes Verständnis für diese Anlagen zu entwickeln. Die Art und Weise, wie das Verhältnis von Funktion und architektonischer Gestalt jeweils neu gefasst wurde, sagt dabei nicht nur etwas über die Historizität der Bauten aus, sondern belegt auch deren Flexibilität für Um- und Neunutzungen. Allerdings hat diese Flexibilität auch ihre Grenzen.

An der Oberfläche gekratzt

Wenn das einleitende Kapitel unter der Überschrift „An der Oberfläche gekratzt“ steht, so ist dies in der Tat buchstäblich gemeint. Dabei muss das Kratzen weder vom Verfasser noch von den Lesern vollzogen werden, weil es von anderen bereits praktiziert worden ist: Betrachtet man die mittelalterlichen Portale der Göttinger Kirchen, so sieht man in zahlreichen Fällen¹ seitlich in den Stein gekratzte, vertikal verlaufende Rillen, die als sogenannte „Wetzrillen“ bekannt sind, sowie kleine, ebenfalls in den Stein eingetiefte Näpfchen.² Dabei handelt es sich um ein ausgesprochen verbreitetes, vom Mittelalter bis mindestens ins 18. Jahrhundert nachweisbares Phänomen.³ Bei Sakralbauten kommt es nahezu ausschließlich am Außenbau vor⁴ und lässt sich zumeist in der Nähe von Öffnungen wie z. B. Portalen beobachten (Abb. 38 b-f). Es handelt sich also um Befunde, welche die Zugänge zu den Kirchen begleiten und gerade deshalb geeignet scheinen, auch einen inhaltlichen Einstieg in das Verständnis dieser Bauten zu vermitteln. An den Göttinger Kirchen findet man solche Rillen aber auch am Chorpolygon von St. Albani, und zwar am südlichen der beiden Strebepfeiler, welche das mittlere Polygonfeld rahmen (Abb. 38a).⁵

Die Deutungen, welche für diese „Wetzrillen“ im Umlauf sind, erweisen sich als so zahlreich wie divergent. Einige Interpretationen darf man getrost ausschließen – etwa die für den Braunschweiger Dom überlieferte Sage, dass entsprechende Rillen nach dem Tod Heinrichs des Löwen von dessen getreuem Löwen aus Trauer in die Wand gekratzt worden seien.⁶ Realistischer erscheint demgegenüber schon die an den Begriff „Wetzrillen“ gebundene Vorstellung, dass Ritter oder

¹ Dies gilt für das Nordportal von St. Johannis, für das West-, Nord- und Südportal von St. Jacobi, für das Nordportal von St. Marien sowie für das Nordportal von St. Nikolai. Auflistungen von Rillen und Näpfchen in Göttingen bieten Jünemann 1977, S. 27f. sowie in größerer Vollständigkeit Schels 2014, S. 101f. (zuletzt aufgerufen: 16.04.2014).

² Zu diesem Phänomen vgl. u. a. Leistner 1981; Schels 2014 (zuletzt aufgerufen: 16.04.2014).

³ Zur Datierung vgl. Leistner 1981, S. 147-149.

⁴ Leistner 1981, S. 146f., nennt zwei Ausnahmen: die Pfarrkirche St. Pankratius in Schottenstein, Kreis Coburg (Rillen wohl frühestens 1703, vgl. ebd., S. 174) sowie eine Viertelsäulenvorlage am südlichen Treppenniedergang zur Ostkrypta des Mainzer Domes. Im letzteren Falle könnte man argumentieren, dass es sich um die Außenseite der Krypta handelt.

⁵ Vgl. Jünemann 1977, S. 28.

⁶ Vgl. Leistner 1981, S. 150.

andere Bewaffnete ihre Schwerter vor dem Kampf an der Kirchenmauer geweiht haben. Gegen diese Annahme spricht allerdings, dass ein solches Vorgehen die Schwerter wohl eher stumpf gemacht hätte.⁷



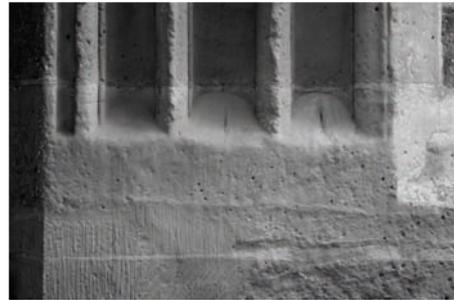
a: St. Albani, Chorstrebepeiler



b: St. Johannis: Nordportal



c: St. Marien: Nordportal



d: St. Nikolai: Nordportal



e: St. Jacobi: Westportal



f: St. Jacobi: Nordportal

Abb. 38 a-f: Wetzrillen an Göttinger Kirchen

⁷ Vgl. Leistner 1981, S. 150.

Die nach wie vor plausibelste Erklärung für sogenannte „Wetzrillen“ und Näpfchen an Kirchenbauten ist, dass durch das Auskratzen Steinmehl gewonnen wurde, dem man eine heilsame Wirkung zusprach.⁸ Die Kratzspuren wären dann ein Beleg für die Sakralität einer Kirche, die sich als Heilskraft im Mauerwerk geradezu materialisierte und in pulverisiertem Zustand wie Medizin eingenommen werden konnte. Tatsächlich schreibt bereits Gregor von Tours in seiner Schrift *De miraculis s. Martini*: „Ein wenig Staub aus der Kirche des hl. Martin nützt mehr als alle Wahrsager mit ihren unsinnigen Hilfsmitteln.“⁹ Bemerkenswert ist, wie hier der als heilsam angesehene Kirchenstaub gegen den Aberglauben an Wahrsager ausgespielt wird. Selbst wenn sich der von Gregor genannte Staub nicht auf ausgekratztes Steinmehl von den Kirchenaußenseiten bezieht, belegt seine Aussage die generelle Vorstellung von der Heiligkeit eines Kirchengebäudes, die dessen gesamte Materialität umfasst.

Allerdings gibt es vergleichbare Rillen und Näpfchen auch an Profanbauten.¹⁰ Eine umfassende und eindeutige Interpretation, die alle Rillen gleichermaßen erfasst, scheint nicht möglich zu sein.¹¹ Wahrscheinlicher ist, dass dieses Phänomen je nach Kontext verschieden motiviert war.¹²

Die hier vertretene Interpretation von sogenannten „Wetzrillen“ an Kirchenbauten als Beleg für deren geradezu dingmagische Aufladung stützt sich nicht zuletzt auf weitere Indizien, welche diese Aufladung bestätigen. Diese betreffen den Status von Kirchen als geweihten Räumen¹³ sowie die darin gepflegte Sakraments- und Reliquienverehrung.¹⁴ So entspricht der (theologisch zweifellos problematische) Glaube an die Heilkraft des Baumaterials ganz dem mittelalterlichen Denken und der damaligen Vorstellung einer sich örtlich und gegenständlich konkretisierenden Heilsgegenwart. Umso wichtiger erscheint es, zumindest auf die Grundfunktionen mittelalterlicher Kirchen hinzuweisen, um auf dieser Basis ein Verständnis für die Architektur der überkommenen Bauten zu entwickeln.

⁸ Vgl. ebd., S. 151; Jünemann 1977, S. 25, 30f.; Jünemann 1980, S. 49f.; Künzig 1987 [1932], Sp. 1417f.

⁹ In (eher freier) deutscher Übersetzung zitiert nach Künzig 1987 [1932], Sp. 1417. Die entsprechende Stelle bei Gregor von Tours lautet „Plus enim valet parumpur de pulvere basilicae, quam illi cum medicamentis insaniae.“ – Gregor von Tours: *De virtutibus sancti Martini*, lib. I, cap. 27, in: *Gregorii Turonensis opera* Teil 2, ed. W. Arndt, B. Krusch (MGH SS rer. Merov. I, 2), S. 601.

¹⁰ Vgl. Leistner 1981, S. 151. Ein lokales Beispiel bieten „Wetzrillen“ am Göttinger Rathaus – vgl. Schels 2014, S. 101 (zuletzt aufgerufen: 16.04.2014).

¹¹ Vgl. hierzu auch Leistner 1981, S. 153.

¹² Methodisch erweist sich die Annahme, dass die Existenz von Gegenbeispielen keineswegs zwangsläufig zur Revision einer konkreten und objektbezogenen Deutung führen muss und dass Interpretationen immer kontextabhängig bleiben, für den Umgang mit mittelalterlichen Gegenständen als ausgesprochen erhellend.

¹³ Zur Verbindung von Kirchweihe und Bausubstanz vgl. u. a. Müller, M. 2011, S. 31.

¹⁴ In der Forschung ist hierfür der Begriff der „Stoffheiligkeit“ entwickelt worden – vgl. Brückner 1963, S. 251-253. Zur Reliquienverehrung vgl. im Folgenden den entsprechenden Absatz „Reliquien“.

Zur Ausstattung einer Kirche im Mittelalter

Kirchengebäude waren und sind Multifunktionsbauten. Dies gilt für das Mittelalter noch mehr als für die Gegenwart. Anders als heute dienten die Bauten nicht allein dem Gottesdienst und anderen Praktiken individueller wie kollektiver Frömmigkeit (z. B. dem Gebet oder Prozessionen), sondern etwa auch der Abwicklung von Handels- und Rechtsgeschäften.¹⁵ Kirchen bildeten zentrale Orte, die das gesellschaftliche Leben im Großen und im Kleinen regelten: in dessen individuellem Verlauf von der Taufe bis zum Begräbnis, in der Strukturierung des Jahres im Wechsel der Feiertage, aber auch in der Einteilung des Tagesgeschehens. Nach außen hin prägten Kirchen visuell – und mit ihrem Glockengeläut akustisch – das Ortsbild. In ihrem Inneren dürfte es in den seltensten Fällen so still und ruhig gewesen sein, wie man es aus heutiger Zeit kennt.

Messe und Hochaltar

Die wichtigste Funktion einer Kirche, von der sich letztlich auch deren Sakralität herleitet, besteht – zumindest in vorreformatorisch-mittelalterlicher Zeit bzw. im Katholizismus – in der Feier der Heiligen Messe (Eucharistiefeier).¹⁶ Wenn man im Mittelalter einem Kirchengebäude eine geradezu wundertätige Heilwirkung zuschreiben konnte, so hängt das zunächst einmal mit diesem Ritus zusammen, welcher in seinem Kern die Wiederholung des letzten Abendmahls Christi darstellt.¹⁷ Die in den Evangelientexten überlieferten Worte Jesu, mit denen dieser das Abendmahl einsetzte,¹⁸ geben bereits eine Verknüpfung des rituellen Opfermahls mit dessen eigenem Kreuzestod vor. Im Mittelalter führte dies zu der Vorstellung, dass Christus in den Altarsakramenten Brot und Wein tatsächlich leibhaftig gegenwärtig sei. Dabei wurde diese Gegenwart nach damaliger Vorstellung durch die vom Priester im Messritus initiierte Wandlung (Konsekration) von Brot und Wein in Leib und Blut realisiert.¹⁹

Die Heilige Messe besteht aus dem Wortgottesdienst und der eucharistischen Liturgie.²⁰ Letztere findet zumindest in der mittelalterlichen Dramaturgie ihren Höhepunkt in der Elevation der eucharistischen Gaben, d. h. im feierlichen Hochheben und Zeigen der gewandelten Hostie (und später auch des Kelches), auf die durch feierliches Glockenläuten hingewiesen wurde.²¹ Im Mittelalter nahmen die

¹⁵ Vgl. u. a. Boockmann, H. 1986, S. 191. Ein Göttinger Beispiel für die Abhandlung von Rechtsgeschäften in bzw. an einer Kirche bietet St. Jacobi – siehe Anm. 129.

¹⁶ Vgl. Elbern 1959, Sp. 1142-1152; Jungmann 1962, Sp. 321-329.

¹⁷ Vgl. Braun 1937, Sp. 411.

¹⁸ Vgl. Mt. 26, 26-28; Mk. 14, 22-24; Lk. 22, 19-20.

¹⁹ Vgl. u. a. Betz 1962, Sp. 343-350; Meyer 1993, Sp. 557f.

²⁰ Vgl. Jungmann 1962, Sp. 327-329.

²¹ Zur „großen Elevation“ der Hostie, die erstmals um 1210 in Paris bezeugt wird, vgl. Browe 1933, S. 26-69; Fischer 1959, Sp. 802; Jungmann 1958, Bd. 1, S. 155f.; Bd. 2, S. 256-264. Zur akusti-

Laien selten von Anfang bis Ende an einer Messe teil. Oftmals kam man nur zur Elevation in die Kirche. Dabei war das Schauen wichtiger als eine direkte Teilhabe am Abendmahl (Kommunion). Nur an hohen Feiertagen empfangen Laien die Kommunion.²²

Die Messe wird vom Priester (oft gemeinsam mit weiteren Geistlichen als Konzelebranten) am Altar gefeiert. Damit wird der Altar zum wichtigsten immobilien Ausstattungsstück²³ einer mittelalterlichen Kirche. In ihm verbinden sich Vorstellungen eines Opferblocks mit dem Tisch, an dem Christus das letzte Abendmahl gefeiert hat.²⁴ Im Spätmittelalter bestehen Altäre zumeist aus einem Unterbau (Stipes) und der Altarplatte (Mensa).²⁵ Ein wichtiger Bestandteil ist das sogenannte Altargrab (Sepulcrum), welches Reliquien von Heiligen einschließt.²⁶



Abb. 39: Göttingen, St. Jacobi: Altar mit Stipes und Mensa (über der mittelalterlichen ist eine moderne Mensa aufgebracht). Deutlich erkennbar ist das Sepulcrum im Stipes

schen Signalisierung, bei der bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts in vielen Fällen zur kleinen Messglocke die große Kirchenglocke hinzutrat, vgl. ebd., Bd. 2, S. 261f., sowie schon Browe 1933, S. 55f.

²² Vgl. Browe 1933, S. 59-62; Schmelzer 2010, S. 144f.

²³ Es gibt allerdings auch Tragaltäre – vgl. Braun 1924, Bd. 1, S. 42-86.

²⁴ Vgl. Klauser 1957, Sp. 370-372.

²⁵ Zu diesem Typus des Blockaltars vgl. Braun 1924, Bd. 1, S. 220-236; Braun 1937, Sp. 420f.; Poscharsky 1978, S. 319f.

²⁶ Vgl. Braun 1924, Bd. 1, S. 525-661; Poscharsky 1978, S. 319.

Der wichtigste Altar (Hochaltar) befand sich im Spätmittelalter üblicherweise im Osten der Kirche. An ihm wurde an Sonn- und Feiertagen der Hauptgottesdienst (Hochamt) gefeiert, wenn nicht bestimmte Heiligenfeste einen anderen Altar in den Fokus rückten.²⁷ In der Göttinger Jacobikirche hat sich der originale Stipes des Hochaltars erhalten, der diese Konstellation anschaulich macht (Abb. 39).²⁸ An der Vorderseite des Stipes befindet sich auch das Loch, in dem das Altarsepulcrum eingeschlossen war. Die übrigen Göttinger Altarmensen stammen aus nachmittelalterlicher Zeit. Ein Ensemble von mehreren mittelalterlichen Nebenaltären mit Sepulcrum-Öffnungen findet man in der nahegelegenen Nikolauskirche in Nikolausberg.²⁹

Reliquien

Die Tradition, dass jeder (katholische) Altar mit Reliquien ausgestattet sein muss und dementsprechend ein Sepulcrum aufweist, hängt vermutlich mit der frühen Errichtung von Altären über Märtyrer- und Heiligengräbern zusammen.³⁰ Generell ist die Präsenz von Reliquien charakteristisch für mittelalterliche Kirchenräume. Wurden diese als besonders bedeutend angesehen, konnte eine Wallfahrt entstehen. So entwickelte sich die Kirche im benachbarten Nikolausberg aufgrund ihrer Reliquien des Heiligen Nikolaus zu einer vielbesuchten Wallfahrtskirche.³¹ In Göttingen ist eine Wallfahrtstradition zu Ehren des Heiligen Thomas von Aquin in der Paulinerkirche überliefert.³²

Gerade am Reliquienkult zeigt sich, in welchem Maße die diesen Orten zugesprochene Heilswirkung an konkrete Objekte gebunden war, gleichzeitig aber auch als von Ding zu Ding übertragbar gedacht wurde: „Reliquien (von reliquiae = Überbleibsel) im Sinne der katholischen Kirche sind zunächst alle leiblichen Überreste von Heiligen, d. h. von Menschen, die entweder durch Tradition oder – seit dem 10. Jahrhundert – durch ein in Rom entwickeltes Kanonisierungsverfahren für heilig erklärt wurden aufgrund ihres Märtyrertodes oder ihres gottwohlgefälligen Lebens und Wunders als Zeichen ihrer Erwähltheit.“³³ Hinzu kommen die sogenannten Sekundärreliquien: „Gegenstände, die ein Heiliger getragen oder ge-

²⁷ Zum Hochamt (Levitenamt) als feierlicherer Form der Messe vgl. Jungmann 1962, Sp. 327. Zur Option, das Hochamt an anderen Altären zu feiern, vgl. Weilandt 2007, S. 165f.

²⁸ Hier ist über der alten Mensa eine neue aufgebracht worden – vgl. Abb. 39.

²⁹ Vgl. Scholl 2012a, S. 21.

³⁰ Vgl. Braun 1924, Bd. 1, S. 650-661; Angenendt 1994, S. 167-172.

³¹ Vgl. Scholl 2012a, S. 3f.

³² Vgl. Lubecus 1994, S. 161f. *Die Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen* beschreibt „des Thomae de Aquino Bildniß, zwar nur von Holtz, aber starck übersilbert, nebst einigen reliquien von demselben, an der Nord-Seiten [der Paulinerkirche], in einem Wandschrancke“ (Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1734, 2. Buch, S. 89). Dies lässt an ein Kopfreliquiar denken. Siehe hierzu auch den Beitrag von Lena Hoppe (Kapitel „Ausstattung“) in diesem Band.

³³ Kroos 1985, S. 25. Zur christlichen Reliquienverehrung vgl. auch Angenendt 1994, S. 149-166.

braucht hat, also liturgischer Ornat, Nonnenschleier, Herzogshut und Schwert, Bußgewand, Bettstadt, Löffel und Holzbecher, Psalter und Bibel.³⁴ Eine dritte Kategorie umfasst schließlich die sogenannten Berührungsreliquien, die man nachträglich in Kontakt mit Primär- oder Sekundärreliquien brachte: z. B. „Tücher, die man auf die Apostelgräber in Rom oder das Martinsgrab legte, eine Hülle, in die das Aachener Marienheimd eingeschlagen gewesen war u. ä.“³⁵ Dabei wurde davon ausgegangen, dass durch Berührung etwas von der Heilswirkung des Heiligen auf die Berührungsreliquie überging, was sich wiederum auf die mittelalterlichen „Nutzer“ von Reliquien übertragen ließ. Bis heute wird etwa in Altomünster bei Dachau den Gläubigen am 9. Februar die zuvor in einer Prozession durch die Kirche getragene Hirnschale des Heiligen Alto einzeln auf den Kopf gelegt.³⁶ Dass das mit Reliquien angefüllte Kirchengebäude selbst gleichsam als eine große und umfassende „Tertiärreliquie“ angesehen werden konnte, deren Steinstaub als Medizin Verwendung fand, erscheint vor diesem Hintergrund umso plausibler.

Retabel

Der Exkurs über Reliquien, die in verschiedenster Gestalt und Einfassung im mittelalterlichen Kirchenraum anwesend waren, als Sepulcrum aber in jedem Fall essentieller Bestandteil eines jeden Altars waren, führt zu einem für das Funktionsverständnis mittelalterlicher Kirchen zentralen Aspekt. In den Bauten verband sich die geglaubte Realpräsenz Christi in der Eucharistie mit der Gegenwart der Heiligen in Reliquien zu einer überaus wirkmächtigen Einheit. Was an Bildwerken oder anderen Ausstattungsstücken bis heute in den Kirchen sichtbar ist, hängt hiermit zusammen oder leitet sich davon ab. Dies gilt etwa für die mit gemalten und geschnitzten Bildern versehenen Altarretabel, die häufig als Rückwände auf den Altarmensen angebracht waren. Auch sie konnten – wie z.B. die Predella (der Unterbau) des Göttinger Jacobialtarretabels nahelegt – Reliquien enthalten.³⁷

Gerade in Göttingen hat sich ein bemerkenswerter Bestand mittelalterlicher Retabel erhalten, von denen das bedeutendste bis heute an seinem originalen Ort in der Jakobikirche³⁸ steht (Abb. 40), während die Retabel der Marien- und Albanikirche in späteren Zeiten neu zusammengestellt wurden (Abb. 146-149, 205).³⁹ Die Hochaltarretabel der beiden großen Bettelordensbauten, der profanierten Pauliner-

³⁴ Kroos 1985, S. 25.

³⁵ Ebd., S. 26.

³⁶ Vgl. Bachbauer 1998, S. 6.

³⁷ Vgl. Kahsnitz 2012, S. 50.

³⁸ Das Hochaltarretabel von St. Jacobi ist wiederholt Gegenstand der kunsthistorischen Forschung gewesen, vgl. in neuerer Zeit u. a. den Sammelband: Carqué/Röcklein 2005 sowie Kahsnitz 2012; Achsel 2012. Erhalten haben sich in der Kirche auch die Konsolen, auf denen in geöffnetem Zustand die Seitenflügel abgestützt werden.

³⁹ Zum 1783, 1863 und 1882 umgestalteten Hochaltarretabel von St. Marien vgl. Girod 2012; zum 1931 wieder aufgestellten Hochaltarretabel von St. Albani vgl. Noll 2012.

(Dominikaner-)kirche und der 1820 abgerissenen Barfüßer- (Franziskaner-)kirche, befinden sich heute in Museen.⁴⁰

In der hier thematisierten Zeit waren die Retabel oberhalb der Predella mit Flügeln versehen, die man auf- und zuklappen konnte. Auf diese Weise ergaben sich verschiedene Bildseiten, welche je nach Anlass gewechselt (gewandelt) wurden.



Abb. 40: Göttingen, St. Jacobi: Altar mit Retabel von 1402: Zweite Ansicht mit Szenen aus der Kindheit und Passion Jesu

Besonders eindrucksvoll veranschaulicht dies bis heute der Göttinger Jacobialtar: Seine Außenseite zeigt in gedeckten Farben legendarische Szenen aus dem Leben des Heiligen Jakobus maior, des Patrons der Jacobikirche. In der zweiten, ebenfalls gemalten, aber weitaus aufwändiger unter Verwendung von Goldgrund gestalteten Ansicht sind Szenen aus der Kindheit und Passion Jesu dargestellt. Die kostbarste dritte Ansicht, die dreidimensional geschnitzt und nahezu flächendeckend vergoldet ist, zeigt schließlich Christus und Maria als himmlisches Brautpaar mit den Aposteln und weiteren Heiligen.⁴¹

⁴⁰ Zum Hochaltarretabel der Paulinerkirche, heute Prag, Nationalgalerie, vgl. Arndt 2012; zum Barfüßeraltar, heute im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover, vgl. Warncke 2012.

⁴¹ Zur Ikonographie des Göttinger Jacobialtars vgl. Noll 2005, S. 207-246.

Die Wandlung der Retabel erfolgte im Rhythmus des kirchlichen Festkalenders, ohne dass sich eine schematische Einteilung in Alltags-, Sonntags- und Festtagsseite vornehmen ließe.⁴² Der Göttinger Chronist Franciscus Lubecus berichtet beispielsweise für das Jahr 1512 von einer feierlichen Messe in der Johanniskirche, bei welcher der Herzog zugegen war: „Do war die grosse taffel [d. h. das Hochaltarretabel] offen.“⁴³ An den meisten Tagen des Jahres dürften die Retabel geschlossen gewesen sein.⁴⁴

Dass derartige Altäre in ihrer reichen und aufwändigen Ausführung auch als Statussymbole fungierten, wird durch eine weitere Nachricht bei Lubecus nahegelegt. Bezeichnenderweise haben nämlich 1403 Bartolt, Heinrich und Hans Helmolder „die figuren, biltnuß und fenster recht bofen dem homissenaltar [d. h. Hochmessen- bzw. Hochaltar] in s. Johanniskirchen auf das new von oben bis unden ahnmachen laßen und do hinein gegeben, Godt zun ehren und seiner heiligen kirchen zum besten.“⁴⁵ Diese Erneuerung des Hochaltarbereichs von St. Johannes erfolgte genau ein Jahr nachdem die Jakobikirche ihren neuen Hochaltar erhalten hatte. Es liegt nahe, hieraus auf eine Konkurrenz der Kirchengestaltungen zu schließen.

Die Umgebung des Altars

Um die Heilige Messe am Hochaltar zelebrieren zu können, gab es in dessen Nähe nicht selten kleinere und größere Nischen, die verschiedenen Funktionen dienten. Von besonderer Bedeutung waren dabei die Sakramentsnischen oder -häuser, in denen die konsekrierten Hostien (d. h. die gebackenen und dann geweihten Scheiben⁴⁶ als Leib Christi) – oftmals einsehbar hinter einem Gitter – aufbewahrt wurden.⁴⁷ In der Göttinger Johanniskirche hat sich eine aufwändig gestaltete Sakramentsnische erhalten (Abb. 41). Sie zeigt über der eigentlichen Öffnung das Antlitz Christi sowie zwei Engel mit einer Krone. Allerdings befindet sie sich nicht mehr am ursprünglichen Ort, sondern wurde 1964/65 an die heutige Stelle versetzt.⁴⁸

⁴² Vgl. Reudenbach 2005, S. 256. Das Wandeln wurde in der Regel vom Meßner vorgenommen, wenn die Kirche geschlossen war. Der Akt des Öffnens wurde also nicht in einem performativen Sinne genutzt. Vielmehr fand man den Altar am nächsten Morgen in der jeweils aktuellen Wandlung vor – vgl. Weilandt 2003, S. 165-168, sowie den Vortrag von Prof. Dr. Gerhard Weilandt: Verhüllen – enthüllen. Liturgische Wandlungen im Mittelalter, gehalten am 20.06.2012 am Kunstgeschichtlichen Seminar der Georg-August-Universität Göttingen.

⁴³ Lubecus 1994, S. 294.

⁴⁴ Vgl. Reudenbach 2005, S. 256.

⁴⁵ Lubecus 1994, S. 139.

⁴⁶ Die Hostien wurden mit Hostieneisen gebacken, die im Prinzip wie Waffeleisen funktionierten. Entsprechende Geräte haben sich erhalten – vgl. Neuhardt 1981, S. 142.

⁴⁷ Vgl. Claussen 1962, S. 597; Reinle 1995, Sp. 1275; Kroesen/Steensma 2011, S. 125-131.

⁴⁸ Vgl. Bielefeld 1965, S. 89. Ursprünglich befand sich das Sakramentshaus seitlich versetzt links neben einer Piscina (vgl. Anm. 52) an der nordöstlichen Wand des Chorpolygon. 1964/65 ist es unmittelbar neben seinem ursprünglichen Platz in das östlichste Joch der Nordchorwand versetzt worden – vgl. ebd.

Bei erhaltenen Nischen im Chor und in der Sakristei von St. Nikolai darf man vermuten, dass es sich um Sakramentsnischen handelte.

In das funktionale Umfeld von Altären gehören auch die Kredenznischen, in denen während der Messe die Messkännchen mit Wasser und Wein abgestellt wurden⁴⁹, sowie die sogenannten Piscinae (auch Lavabo genannt).⁵⁰ Dabei handelt es sich um Becken, in denen das Altargerät ausgewaschen wurde.⁵¹ Das dabei verbrauchte Wasser wurde durch die Mauern hindurch in den Erdboden geleitet. So wird an den Piscinae besonders deutlich, wie sich Boden und Mauerwerk mittelalterlicher Kirchen buchstäblich mit heilskräftiger Substanz sättigen konnten – ein Vorgang, der es noch besser verständlich macht, wieso an den Portalen Steinraub als Medizin herausgekratzt wurde.



Abb. 41: Göttingen, St. Johannis: Sakramentsnische



Abb. 42: Göttingen, St. Nikolai: Kredenznische oder Piscina (?)



Abb. 43: Göttingen, St. Jacobi: Kredenznische oder Piscina (?)

Leider hat sich in Göttingen kein Becken erhalten, bei dem sich ohne weitergehende archäologische Untersuchung zweifelsfrei entscheiden ließe, ob es sich um eine Kredenznische oder um eine Piscina handelte. Eine Piscina mit Vertiefung und Abzugsloch an der nach Nordosten zeigenden Seite des Chorpolygon von St. Johannis, die 1964/65 aufgedeckt wurde, ist nicht mehr vorhanden.⁵² Man kann

⁴⁹ Vgl. Kroesen/Steensma 2011, S. 54f.

⁵⁰ Vgl. den Artikel „Piscina“ in Olbrich 1987-94, Bd. 3, 1993, S. 621, sowie ausführlich Kroesen/Steensma 2011, S. 137-143.

⁵¹ Vgl. ebd.

⁵² Vgl. Bielefeld 1965, S. 89, der die Piscina von St. Johannis folgendermaßen beschreibt: „Der untere, mit einer roh gehauenen Vertiefung und einem Abzugsloch versehene Sandstein lag mit seiner Oberkante 0,15 m über dem Fußboden. Er war wohl für die Aufnahme eines metallenen Beckens vorgesehen. Die Nische saß in der Mitte der Wandfläche. Sie war 0,80 m breit, 1,20 m

aber vermuten, dass etwas größere Nischen in St. Jacobi und St. Nikolai ursprünglich eine solche Funktion hatten (Abb. 42, 43). Insbesondere die Nikolaikirche birgt im Chorraum und in der Sakristei mehrere aufwändig gestalteter Wandentiefungen, die als Sakramentsnischen, aber auch als Piscinae gedient haben könnten.⁵³



Abb. 44: Göttingen, St. Nikolai: Nische für Dreisitz



Abb. 45: Göttingen, St. Jacobi: Nische für Dreisitz

Schließlich gehören zur Feier der Heiligen Messe auch die Zelebranten. Für den Priester und die beiden Diakone, welche das feierliche Hochamt („Levitenhochamt“) zelebrierten, gab es einen sogenannten Dreisitz (Levitenstuhl), auf dem diese während des Gloria und des Credo der Messe saßen. Dieser befand sich in der Regel an der Chorsüdwand nahe beim Hochaltar.⁵⁴ In den Chorräumen von St. Jacobi und St. Nikolai gibt es an der Südseite jeweils eine breite Wandnische (Sediliennische), die mit großer Wahrscheinlichkeit als architektonische Rahmung für den Dreisitz diente (Abb. 44, 45).⁵⁵

hoch und reichte 0,50 m tief in die Wand. Der obere Abschluß verlief in der Form eines Korbogens. Die ganze Nische war aus einfachen Kalkbruchsteinen gemauert, verputzt und ohne Werksteinkanten oder Verzierungen.“ (ebd.).

⁵³ Vgl. hierzu den Beitrag von Ines Barchewicz und Steven Reiss (Kapitel „Das Innere des Chores“) in diesem Band.

⁵⁴ Vgl. Reinle 1998, Sp. 518f.; Kroesen/Steensma 2011, S. 158-160.

⁵⁵ Das Erscheinungsbild der Sediliennische von St. Jacobi ist durch eine spätere Anhebung des Fußbodenniveaus im Chorraum so verändert, dass die Sitzfläche kaum noch in Erscheinung tritt.

Der Hochaltar kann als Zentrum und Zielpunkt einer Kirche angesehen werden. Er befand sich in einem Raumteil, den man üblicherweise als Chor bezeichnet. Nimmt man es genauer, so muss man zwischen Chor und Sanktuarium differenzieren. Das Sanktuarium ist der eigentliche Bereich, in dem der Hochaltar steht, während der davor gelagerte Chor den Geistlichen als Aktionsraum diente.

Lettner und Chorgestühl

Chor und Sanktuarium bildeten einen zusammenhängenden Raum, der in der Regel der Geistlichkeit vorbehalten blieb und der für die Laien wohl eher unzugänglich war.⁵⁶ Gerade bei größeren Kirchen war dieser Bereich auch durch Gitter, Schranken oder Lettner vom Laienraum abgetrennt. Dies gilt insbesondere für Kloster- und Stiftskirchen, an denen Mönche bzw. Kanoniker angesiedelt waren. Für diese Gemeinschaften stand an den Seitenwänden westlich des Hochaltars ein Chorgestühl, in dem man sich zu festen Zeiten zum gemeinsam gesungenen Chorgebet versammelte.

In Göttingen gab es zumindest in den beiden großen Bettelordenskirchen (Paulinerkirche und Barfüßerkirche) ein großes Chorgestühl und einen Lettner bzw. eine Chorschanke, die den Chorraum vom Laienraum trennte.⁵⁷ Im Falle der Paulinerkirche hat sich eine Grundrisszeichnung von 1705 erhalten, die einen dreijochigen mittelalterlichen Hallenlettner zeigt, der das westlichste Chorjoch einnahm. Gegen ihn lehnte sich beidseitig das winkelförmig angelegte Chorgestühl an (Abb. 233).⁵⁸ Auch die Deutschordensritter in St. Marien werden ein eigenes Gestühl besessen haben.⁵⁹

Als im Spätmittelalter an den Pfarrkirchen die Zahl der dort tätigen Geistlichen zunahm, formierten sich mitunter auch dort Gemeinschaften, die nicht selten ein eigenes Chorgestühl nutzten.⁶⁰ Denkbar ist, dass es etwa in St. Jacobi in Göttingen

⁵⁶ Vgl. Schmelzer 2010, S. 142-144 mit dem berechtigten Hinweis, dass bei dieser Trennung durchaus mit Ausnahmen zu rechnen ist. Einen grundsätzlich zugänglichen Chor erschließt auch Weilandt 2007, S. 150, für St. Sebald in Nürnberg.

⁵⁷ Im strengen Wortsinn kann man nur solche Trennelemente als Lettner bezeichnen, welche eine Empore oder Kanzel für Lesungen enthalten („Lettner“ von lat. „lectorium“ = Lesepult – vgl. Schmelzer 2004, S. 10f., 132f.; Schmelzer 2010, S. 147f.). Daher ist hier übergreifend von Lettnern, Chorschranken oder –gittern die Rede, wobei der raumtrennende Aspekt im Vordergrund steht. Schmelzer 2004, S. 143, sowie Schmelzer 2010, S. 143, weist zu Recht darauf hin, dass diese Trennung zwischen Klerus und Laien weniger in sozialkritischem Sinn interpretiert werden sollte. Vielmehr garantierte sie die Multifunktionalität des mittelalterlichen Kirchenraums.

⁵⁸ Vgl. Beer 1984, S. 77-79 sowie den Beitrag von Lena Hoppe in diesem Band. Der Lettner wurde 1733 abgebrochen – vgl. Beer 1984, S. 77.

⁵⁹ Noch im 18. Jahrhundert gibt es in St. Marien eine „Ordens-Prieche“ – vgl. die Pläne im Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Marien, A 512, III – siehe auch Abb. 50.

⁶⁰ Ein prominentes Beispiel bot die Marienkirche in Lübeck – vgl. Hasse 1983, S. 79. Zum Phänomen von Chorgestühlen in Pfarrkirchen vgl. auch Philipp 1987, S. 32f.; Untermann 1996, S. 79-82; Schmelzer 2010, S. 142. Entscheidend war dabei wohl die Vermehrung der Nebenaltäre, wodurch mehr Geistliche an einer Pfarrkirche tätig waren.

ein solches Gestühl gab, selbst wenn der Plan von 1369, hier ein Kanonikerstift einzurichten, scheiterte.⁶¹ Zumindest bietet der Langchor für eine solche Einrichtung genügend Platz. Auch für St. Johannis ist das Bestehen eines Chorgestühls nicht auszuschließen.

Quellen aus der Reformationszeit lassen zumindest den Schluss zu, dass der Chorraum von St. Johannis abgeschrankt war.⁶² Vergleichbare Trennwände sind aber auch für weitere Göttinger Pfarrkirchen – zumal für St. Jacobi – möglich, selbst wenn sich keine Befunde erhalten haben.⁶³ Eine solche Vermutung entspricht Forschungsergebnissen der letzten Jahrzehnte, denen zufolge es nicht nur in Kloster- und Stiftskirchen, sondern auch in zahlreichen Pfarrkirchen Lettner oder zumindest Chorgitter gab.⁶⁴

Nebenaltäre

Neben dem Hochaltar im Sanktuarium des Chores stand in mittelalterlichen Kirchenräumen nicht selten eine Vielzahl weiterer Altäre.⁶⁵ Da der Hochaltar bei größeren Kirchen mit abgeschrankten Chören für Laien wohl nur bedingt zugänglich war, fungierte ein vor dem Lettner bzw. Chorgitter gelegener „Leutaltar“ als Laienaltar für die Gemeinde. Häufig war dieser dem Hl. Kreuz geweiht.⁶⁶ Charakteristisch ist die Verbindung von Kreuzaltar und darüber angebrachtem Triumphkreuz.⁶⁷ Adolph Conrad Franz Spangenberg hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts das ehemalige Triumphkreuz der Göttinger Albanikirche zeichnerisch festgehalten, das damals verstaubt hinter der Orgel lag.⁶⁸ Denkbar ist auch, dass es sich bei dem Kruzifix, das Christian Ernst Simonetti 1742 aus dem Innenraum von St. Jacobi entfernen und in die Sakristei transferieren ließ, um das ehemalige Triumphkreuz handelte.⁶⁹

Eine wichtige Funktion übernahm der sogenannte Frühmessenaltar, an dem ein Geistlicher früh am Morgen die Messe für die Handwerker und Bediensteten

⁶¹ Vgl. Mindermann 2005, S. 140-142.

⁶² Vgl. Lubecus 1994, S. 366. Hier wird für 1544 berichtet, dass „das alte gegater für dem chor“ entfernt wurde.

⁶³ Schmelzer 2004, S. 155, sowie Schmelzer 2010, S. 141, geht auf das Problem ein, dass einerseits Lettner im 15. Jahrhundert zum üblichen Ausstattungselement von Pfarrkirchen wurden, andererseits aber einige große Stadtkirchen möglicherweise ohne Lettner auskamen. Sie verweist dabei auf die Möglichkeit hölzerner Schranken, wie sie sich in St. Marien und St. Jakobi in Stendal erhalten haben (ebd.). Ein solches Gitter ist auch für St. Johannis in Göttingen denkbar.

⁶⁴ Vgl. Philipp 1987, S. 32f.; Untermann 1996, S. 73-90; Schmelzer 2004, S. 153-155; Schmelzer 2010, S. 141-153.

⁶⁵ Vgl. Braun 1924, Bd. 1, S. 368-385; Kroesen 2010, passim.

⁶⁶ Vgl. u. a. Benker 1961, Sp. 617f.; Braun 1924, Bd. 1, S. 401-406; Schmelzer 2004, S. 149; Weilandt 2010, S. 113.

⁶⁷ Vgl. u. a. Magirius 2010, S. 134-139.

⁶⁸ Spangenberg 1807-08 (Manuskript im Stadtarchiv Göttingen).

⁶⁹ Vgl. Storz 2013, S. 140. Siehe hierzu im Folgenden auch Anm. 220.

las, welche aufgrund ihrer Arbeitszeiten dem Hauptgottesdienst nicht beiwohnen konnten.⁷⁰ In Göttingen ist für St. Johannis die Existenz eines „fruemessenaltar[s] für dem chore“ überliefert.⁷¹ Es ist denkbar, dass dieser mit dem sonst üblichen Laien- bzw. Kreuzaltar identisch war.⁷²

Darüber hinaus gab es eine Fülle von Nebenaltären, die sich nicht zuletzt der rapiden Zunahme der Privatmessen in dieser Zeit verdankte.⁷³ Privatmessen wurden vor allem in Auftrag gegeben, um für das Seelenheil Verstorbener zu sorgen. Dabei wurde die Messe vom Priester zelebriert, ohne dass zwingend eine Gemeinde anwesend war.⁷⁴ Im Hochmittelalter führte dies gerade bei Kathedralen, Kloster- und Stiftskirchen zu einer Ausdifferenzierung der Ostbauten, welche immer mehr Kapellen für Nebenaltäre enthielten.⁷⁵ Für spätmittelalterliche Pfarrkirchen ist auffällig, dass sich – wohl aufgrund bürgerlicher Altarstiftungen – die Mehrzahl der Nebenaltäre tendenziell von den östlichen Bauteilen wie Chor und Querhaus in den Langhausbereich verlagerte.⁷⁶ Hier dienten etwa die Ostseiten der Seitenschiffe, die Seitenschiffe selbst, sowie die Räume unter den Türmen als Plätze für Nebenaltäre. Vor allem aber wurden die Langhauspfeiler genutzt, um jeweils westlich davor einen Altar zu errichten.⁷⁷

In den Göttinger Kirchen sind die Nebenaltäre nach der Reformation vollständig verloren gegangen. Nur noch wenige Indizien zeugen von ihrer einstmaligen Existenz. So deuten in St. Jacobi zwei Nischen an der Ostseite des nördlichen Seitenschiffs auf einen hier befindlichen Nebenaltar hin – eine davon diente vermutlich als Kredenznische (Abb. 46).⁷⁸ Es liegt nahe, dass es sich hier um den 1383 von Giseler von Münden gestifteten Marienaltar handelt, der sich nach urkundlicher Überlieferung „iuxta chorum in angulo versus aquilonem“ (neben dem Chor in der nach Norden gerichteten Ecke) befunden hat.⁷⁹ Zudem berichtet Lubecus für St. Jacobi von einem 1402 oder 1409 durch die Brüder Johannes und Bartold von

⁷⁰ Vgl. Philipp 1987, S. 31.

⁷¹ Vgl. Lubecus 1994, S. 367, aus Anlass der Abräumung des Altars im Jahr 1533. Frühere Erwähnungen ebd., S. 180, 256.

⁷² Vgl. auch Schlotheuber 2012, S. 16. Ein Beispiel, wo Frühmessenaltar und Kreuzaltar nicht identisch sind, bietet St. Georgen in Wismar – vgl. Ludwig 1998, S. 174f.

⁷³ Vgl. Braun 1924, Bd. 1, S. 375f. Zum Phänomen der Nebenaltäre vgl. auch Kroesen 2010, passim.

⁷⁴ Vgl. Braun 1924, Bd. 1, S. 375f. sowie Angenendt 1983.

⁷⁵ Eine regelrechte Batterie von Nebenaltären, die von den Domherren bedient wurden und die sich dementsprechend vor allem im Chorumgang befinden, hat sich bis heute im Halberstädter Dom erhalten. Allerdings gab es auch hier Nebenaltäre im Langhaus, die verloren gegangen sind – vgl. Luckhardt 2008, S. 319-321.

⁷⁶ Ein besonders eindrucksvolles Beispiel bietet St. Marien in Lübeck, wo trotz der Anlage eines Chorumgangs mit Kapellenkranz nur wenige Altäre im Chorbereich standen, während im Langhaus jeder Pfeiler besetzt war – vgl. den Plan bei Hasse 1983, S. 243. Auf eine ganz ähnliche Konstellation bei der Pfarrkirche Heilig-Kreuz in Schwäbisch Gmünd weist Philipp 1987, S. 36, hin.

⁷⁷ Vgl. Kroesen 2010, S. 26-71.

⁷⁸ Siehe das Vergleichsbeispiel im ostfriesischen Pewsum bei Kroesen/Steensma 2011, S. 55.

⁷⁹ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 308, S. 338. Vgl. auch Dolle 2014, S. 14f.

Waake gestifteten Altar links unterhalb der Orgel⁸⁰ sowie von einem 1504 für eine neue Bruderschaft errichteten Altar rechts unter dem Turm.⁸¹ Vielleicht bildeten beide Altäre Pendants – eventuell befanden sie sich an den Westseiten der frei im Raum stehenden östlichen Turmpfeiler oder aber in den jeweils westlichen, den Turm begleitenden Jochen der Seitenschiffe. Die Patrozinien (d. h. die Namen der Heiligen, denen sie geweiht waren) bleiben bei Lubecus ungenannt – weitere Quellen belegen, dass die Altarstiftung der Brüder von Waake dem Heiligen Thomas geweiht war.⁸² Weiterhin gibt es für St. Jacobi Hinweise auf einen Andreasaltar⁸³ sowie auf ein Ensemble aus Apostelaltar, einem davor befindlichen Heiligen Kreuz und einem ewigen Licht.⁸⁴



Abb. 46: Göttingen, St. Jacobi: Nischen aus dem Umfeld eines ehemaligen Nebenaltars (vermutlich des Marienaltars) am östlichen Ende des nördlichen Seitenschiffs – in der Mitte Bronzekruzifix von Joachim Dunkel von 2003

⁸⁰ Lubecus 1994, S. 138f. und 142 (mit jeweils differierenden Jahresangaben); zur unklaren Ortsangabe vgl. ebd., S. 142: „in s. Jacobskirchen, so zur linken hant, so [...] hingehet under der orgeln“.

⁸¹ Ebd., S. 283: „under dem klocktorne zu der rechten hand.“

⁸² Vgl. Dolle 2014, S. 90, 92, 99f. Die Quellen belegen nicht, welchen der beiden Altäre unter dem Turm sie meinen. Da sie aber aus dem 15. Jahrhundert stammen, können sie sich nicht auf den 1504 gestifteten Altar der Bruderschaft beziehen.

⁸³ Staatsarchiv Hannover, Cal.Or. 81a Nr. 522 Andreasaltar in Jacobi 1464; Cal.Or. 81a Nr. 641 Andreasaltar in Jacobi 1489; Cal.Or. 81a Nr. 685 Andreasaltar in Jacobi 1504; Cal.Or. 100 Göttingen, Stadt Nr. 4. Herzog Otto von BS/LG Andreasaltar in Jacobi 1455. Für den Hinweis danke ich herzlich Pastor Harald Storz, St. Jacobi.

⁸⁴ Vgl. die im Rechnungs- und Kopialbuch von St. Jacobi überlieferte Stiftung von 1427 in Dolle 2014, S. 91: „dat lecht, dat dar hengt vor dem hilgen cruze vor dem apostelen altare“.

Für St. Johannis nennt die *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen* von 1736 insgesamt (einschließlich des Hochaltars) sechs Altäre.⁸⁵ Im Jahr 1329 ist die Stiftung eines Eustachiusaltars überliefert.⁸⁶ Außerdem gab es hier einen den Heiligen Nikolaus und Elisabeth geweihten Nebenaltar⁸⁷ sowie einen 1414 von der Familie Schwanefflügel gestifteten Altar, der den Heiligen drei Königen sowie den Heiligen Michael, Andreas, Erasmus und Livinus gewidmet war.⁸⁸

Eigene Sakralräume waren die Sakristeien, die dementsprechend ebenfalls häufig über einen Altar verfügten.⁸⁹ Für St. Johannis ist für das Jahr 1377 ein Barbaraltar „siti in ermario ecclesie“ überliefert, wobei es sich um die Sakristei gehandelt haben könnte.⁹⁰ Einen modernen Altar an historischer Stelle findet man in der Sakristei von St. Jacobi (Abb. 108), während sich in der Sakristei von St. Nikolai immerhin die Nische erhalten hat, in welcher der Altar stand (Abb. 165). In den letztgenannten Fällen handelt es sich um aufwändig gestaltete Räume, die den Charakter von Kapellen hatten und keineswegs nur als Abstellkammer oder Umkleidegelegenheit dienten.

Bestattungen

Gerade weil mittelalterliche Kirchengebäude durch die Gegenwart des Leibes Christi im Altarsakrament und der in einer Vielzahl von Reliquien präsenten Heiligen als besonders heilswirksame Orte angesehen wurden, bildeten sie den bevorzugten Bestattungsort. Nicht nur waren sie außen von Friedhöfen umgeben.⁹¹ Die bedeutendsten, begehrtesten und teuersten Begräbnisplätze fanden sich im Inneren der Kirchen, nahe bei den Altären und ihren Reliquien, welche für das Jüngste Gericht, an dem die Auferstehung der Toten erwartet wurde, eine bevorzugte Stellung verliehen.⁹² Man muss sich die Fußböden der Göttinger Kirchen mit Grabplatten bedeckt vorstellen, von denen sich so gut wie nichts erhalten hat.⁹³ In vielen Fällen bildeten Nebenaltäre und Gräber ein zusammengehöriges Ensemble, das der Stif-

⁸⁵ *Zeit- und Geschicht-Beschreibung* 1736, S. 119f.

⁸⁶ Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 114, S. 98. Weitere Nennungen des Eustachiusaltars ebd., Nr. 153, S. 147f., Nr. 182, S. 171f., sowie UB Göttingen, Bd. 2, 1974 [1867], Nr. 170a, S. 446f.

⁸⁷ Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 219, S. 207f., Nr. 273, S. 281f.

⁸⁸ Vgl. UB Göttingen, Bd. 2, 1974 [1867], Nr. 40, S. 24.

⁸⁹ Zu Sakristeien als Sakralräumen vgl. Schaich 2008.

⁹⁰ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 284, S. 296f.

⁹¹ Vgl. Boockmann, H. 1983, S. 73. Aufgrund des hohen Bedarfs an Begräbnisstätten wurden die Toten allerdings zumeist nicht sehr lange in ihren Gräbern liegen gelassen. Eine Möglichkeit bestand darin, die Überreste anschließend in Beinhäuser zu überführen. Ein solches Beinhaus befand sich hinter dem Chor von St. Johannis – vgl. Boockmann, H. 1998, S. 231.

⁹² Vgl. u. a. Kötting 1984, S. 74-78; Philipp 1987, S. 37f.

⁹³ Vgl. Döring 1984a, S. 100f.

termemorie diene.⁹⁴ Franciscus Lubecus berichtet davon, dass nach der Reformation, im Jahr 1530, Grabsteine aus der Johanniskirche und vom umgebenden Kirchhof sowie von der Jacobikirche für einen Deichbau am Groner Tor verwendet wurden.⁹⁵

Kanzel, Gestühle, Taufbecken

Während der Chor den Geistlichen vorbehalten blieb und die Seitenschiffe meist von Nebenaltären besetzt waren, bildete das Mittelschiff des Langhauses den eigentlichen Laienraum.⁹⁶ Im Spätmittelalter lässt sich eine Aufwertung der Predigt innerhalb des Gottesdienstgeschehens feststellen. In diesem Zusammenhang erhielten die zunächst mobilen, später fest installierten Kanzeln eine immer größere Bedeutung. Franciscus Lubecus berichtet für das Jahr 1456 von einer neuen hölzernen Kanzel in der Johanniskirche, die mit Laubwerk und den Bildern der zwölf Apostel versehen war.⁹⁷ Keine der mittelalterlichen Kanzeln hat sich in Göttingen erhalten.

Die Kanzel war meist an einem Langhauspfeiler in etwa auf halber Höhe des Mittelschiffs angebracht, so dass sich möglichst viele Zuhörer um sie scharen konnten.⁹⁸ Ein fester Sitzplatz war ein Privileg – lange Zeit gab es lediglich einzelne Gestühle für Zünfte, weitere Korporationen oder für angesehenere Familien.⁹⁹ Die weniger privilegierten Laien konnten die Predigt stehend verfolgen oder sich Klappstühle mitbringen.¹⁰⁰ Ein festes Gemeindegestühl entwickelte sich erst verhältnismäßig spät gegen Ende des 15. Jahrhunderts¹⁰¹ – von einer wirklichen Durchsetzung kann man eigentlich erst im nachreformatorisch-protestantischen Kirchenbau sprechen. Die Göttinger Johanniskirche erhielt 1494 ein neues Gestühl für Frauen und Männer.¹⁰² Inwieweit damit ein umfassendes Gemeindegestühl gemeint ist, bleibt offen.

Zu den besonders einträglichen Privilegien einer Pfarrkirche gehörte das Taufrecht. Dementsprechend kann man zumindest für St. Johannis, St. Jacobi, St. Albani, St. Nikolai und St. Marien von der Existenz eines mittelalterlichen Taufsteins

⁹⁴ Vgl. u. a. Philipp 1987, S. 37. Diese Memorie konnte sich auch auf weitere Ausstattungsstücke wie z. B. Kirchenfenster erstrecken. So überliefert Lubecus für St. Nikolai: „Anno 1423 ist eine erbare frawe gestorben mit 9 kindren, 5 sohnen und 4 dochtern, und ist zu s. Nicolai in die kirchen begraben; hat ein fenster nach irem doth zu geben und mit figuren außzustreichen in irem dothbeth verordnet; hat eine breche im fenster und schilde.“ (Lubecus 1994, S. 150).

⁹⁵ Lubecus 1994, S. 346.

⁹⁶ Vgl. Weilandt 2010, S. 111-123.

⁹⁷ Lubecus 1994, S. 181.

⁹⁸ Vgl. Poscharsky 1963, S. 15-26.

⁹⁹ Vgl. Wex 1984, S. 3-11.

¹⁰⁰ Vgl. ebd.

¹⁰¹ Vgl. Reinle 1988, S. 67-70; Philipp 2010, S. 19

¹⁰² Lubecus 1994, S. 255: „Diß jares baweten die verordneten kirchenhern zu s. Johanniskirchen neue stule, frawen- und mannesstule, darselbst in die kirchen.“

oder Taufbeckens ausgehen, auch wenn sich nichts davon erhalten hat. Meist waren diese im westlichen Bereich der Kirche aufgestellt.¹⁰³ Lubecus überliefert, dass 1455 für St. Johannes ein bronzenes Taufbecken mit der Darstellung der zwölf Apostel und der vier Evangelisten angeschafft wurde.¹⁰⁴

Was sich ansonsten noch an Ausstattung in den Kirchen befand, lässt sich nur schwer überblicken. Man darf davon ausgehen, dass die Räume im Spätmittelalter angefüllt waren mit Bildwerken, Leuchtern, Behältnissen, textilen Gegenständen, Gittern, Schranken usw., von denen sich nur ein äußerst geringer Teil erhalten hat.¹⁰⁵ Auch mit Orgeln ist bereits in mittelalterlicher Zeit zu rechnen.¹⁰⁶ Für ein Verständnis mittelalterlicher Sakralarchitektur ist diese Fülle von großer Bedeutung: Diese ist keineswegs darauf angelegt, als frei zu überblickender Raum wahrgenommen zu werden. Vielmehr darf man annehmen, dass die Ausstattung in weiten Teilen gegenüber der Architektur dominierte.

Freiräume für die Ausstattung: Architektur als Hülle

Absichtlich ist hier zunächst von der funktionalen Ausstattung von Kirchenräumen die Rede gewesen, denn nur so lässt sich ein angemessenes Verständnis der Architektur entwickeln, welche diese umgibt. Deren Hauptaufgabe besteht darin, den genannten Ausstattungselementen in ihrem liturgischen und außerliturgischen Gebrauch angemessenen Raum zu bieten. Das Verhältnis von Architektur und Ausstattung im mittelalterlichen Sakralbau ist dabei durchaus ambivalent. Zwar ist die Architektur auf die funktionale Nutzung abgestimmt. Sie bildet aber kein enges Korsett, sondern folgt vielmehr eigenen Mustern, deren Anpassung an die Nutzung erst von der Ausstattung selbst geleistet wird.

Historisch haben sich spätestens mit der Gotik bestimmte architektonische Grundmuster herausgebildet, die sich – wengleich in großem Variantenreichtum – über viele Jahrhunderte als brauchbar erwiesen. In diesem Zusammenhang ist es

¹⁰³ Vgl. Philipp 1987, S. 33.

¹⁰⁴ Lubecus 1994, S. 180. Dieses Becken wird noch in der Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1734, 2. Buch, S. 71, beschrieben. Pastor Harald Storz von St. Jacobi danke ich für den Hinweis, dass auch für die Jacobikirche die Existenz eines mittelalterlichen Bronzetaufbeckens angenommen werden kann. Der heutige Taufstein stammt von 1643. Er wurde somit in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges geschaffen. Es erscheint plausibel, dass sein Vorgänger zu Kriegszwecken eingeschmolzen wurde.

¹⁰⁵ Eine gute Vorstellung von dieser Fülle vermittelt der zeitgenössische Bericht des Joachim von Pflummern über die Ausstattung der Stadtpfarrkirche St. Martin in Biberach an der Riß: Schilling 1887, S. 18-51. Vgl. hierzu auch Noll 2004, S. 300-305. Thomas Noll danke ich herzlich für den Hinweis auf diesen Text.

¹⁰⁶ Die älteste Erwähnung eines Organisten in Göttingen erfolgt 1434 an St. Johannes: vgl. Bielefeld 2007, S. 13. 1491 wird auf dem „großen Werk“ von St. Johannes musiziert, so dass zwischen einer Hauptorgel (sicher auf der Westempore) und einer kleineren Orgel (im Chor?) unterschieden werden kann (vgl. ebd.). Anzunehmen ist, dass der Westbau von St. Johannes mit seiner Öffnung zum Kirchenschiff hin von vornherein für eine Orgel angelegt wurde – vgl. den Beitrag von Jens Reiche in diesem Band (Kapitel „Westbauten und Westtürme“).

gelingen, eine Bauweise zu entwickeln, die da, wo es darauf ankommt, hierarchisch und gerichtet erscheint und eine Fülle von Würdeformen bietet, gleichzeitig aber für die jeweilige Einzelnutzung in hohem Maße flexibel bleibt. Dies gilt für die Grundrisse und Raumbildungen im allgemeinen, aber auch für so konkrete Lösungen wie etwa den polygonal geschlossenen Chor, die mit Maßwerk gegliederten Spitzbogenfenster oder die Rippengewölbe. Diese Lösungen sind so sehr zu Synonymen für christlich-sakrale Architektur geworden, dass sie nicht selten auch in nachmittelalterlicher Zeit weiterverwendet wurden¹⁰⁷ und im 19. Jahrhundert schließlich erneut Aufnahme ins Repertoire historisierender Baustile fanden.

Wenn hier ganz wertfrei von bestimmten Mustern und Bauschemata in der gotischen Sakralarchitektur die Rede ist, so vermag gerade ein Blick auf die Grundrisse der Göttinger Kirchen des Mittelalters zu zeigen, was damit gemeint ist: Tatsächlich erscheint bei den meisten Bauten der Raumaufbau nahezu identisch, und zwar unabhängig davon, ob es sich um Pfarrkirchen (St. Johannis, St. Jacobi, St. Albani, St. Nikolai), Klosterkirchen für Bettelorden (Paulinerkirche) oder um die Kirche einer Deutschordenskommande (St. Marien) handelte (Abb. 2). In allen Fällen hat man in Göttingen dreischiffige Hallenlanghäuser mit einem eingezogenen, einschiffigen Langchor errichtet, der polygonal mit einem 5/8-Schluss endet. Abweichend wies lediglich die Barfüßerkirche ein einschiffiges Langhaus im Typus einer Wandpfeilersaalkirche auf, indem die Strebepfeiler nach innen gezogen waren.¹⁰⁸ Der Zusammenhang von Bauform und Nutzung bleibt dabei grundsätzlich flexibel: dieselben Funktionen hätten andere Bautypen erfüllt, solange sie genug Raum boten.

Funktionale Differenzierungen manifestieren sich weniger im Grundaufbau als vielmehr in den Proportionen. So waren die gestreckten Langchöre der beiden Bettelordenskirchen auf ein großes Chorgestühl hin angelegt. Dass auch Pfarrkirchen wie etwa St. Jacobi ein Chorgestühl gehabt haben könnten, wurde bereits angedeutet. Ansonsten weichen die Kirchen vor allem in der Jochzahl ihrer Langhäuser voneinander ab. Dies kann auf unterschiedlich große Nutzerkreise, auf ein differierendes Repräsentationsvermögen und -bedürfnis, aber auch auf baugeschichtliche Besonderheiten (insbesondere die Rücksichtnahme auf Vorgängerbauten) zurückgehen. Dass die Barfüßerkirche mit sieben und die Paulinerkirche mit fünf Jochen besonders gedehnte Langhäuser hatten, spricht für den hohen Stellenwert der Bettelorden in einer Stadt dieser Zeit. Fünf Langhausjoch weist auch die Jakobikirche auf, welche zumindest in ihrer Gründungsphase die Kirche der Welfenherzöge war, deren Burg in unmittelbarer Nähe stand.¹⁰⁹ Die Göttinger

¹⁰⁷ In Anlehnung an den englischen Terminus „Gothic survival“ (in Abgrenzung zur Neugotik als „Gothic revival“) hat Engelbert Kirschbaum hierfür den Begriff „Nachgotik“ eingeführt, der allerdings die bewusst historisierenden Aspekte gegenüber einem vermeintlich eigenständigen „Leben“ von Stil tendenziell vernachlässigt – vgl. Kirschbaum 1930, passim, sowie u. a. Hipp 1979. Zu historisierenden Ansätzen in der mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Architektur vgl. u. a. Schmidt 1999, S. 33-93.

¹⁰⁸ Freigang 1994a, S. 82; Schlotheuber 1996, S. 65.

¹⁰⁹ Vgl. Vogelsang 1987, S. 468; Mindermann 2005, S. 131-140.

Ratskirche St. Johannis sowie die Albanikirche folgen mit vier Langhausjochen, wobei jeweils das westlichste Joch eine Vermittlerrolle zum Westbau spielt: In St. Johannis erscheint es deutlich verkürzt, in St. Albani hingegen besonders gedehnt. Da der Turm bei St. Albani von den Seitenschiffen eingeschlossen wird, ergibt sich außen der Eindruck einer Fünfjochigkeit. Jeweils dreijochig sind die Langhäuser der kleineren Kirchen St. Marien und St. Nikolai.

Trotz solcher Unterschiede bleibt die grundsätzliche Ähnlichkeit der Göttinger Grundrisslösungen augenfällig. Auch wenn sie zum Teil durch die zeitnahe Entstehung der Bauten begründet sein mag, belegt sie doch, in welchem Maße die Sakralarchitektur der Gotik bestimmte Muster bereithielt, die so flexibel waren, dass sie ohne allzu umfassende Umkonzeptionen angewendet werden konnten.

Nun könnte diese Beobachtung gerade dafür sprechen, den Stellenwert der funktionalen Nutzung für die Gestaltung der Architektur eher gering zu veranschlagen. Demgegenüber sei hier darauf insistiert, dass die Funktion durchaus – wenn auch nur in einem sehr allgemeinen Sinne – die Gestalt geprägt hat. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Anlage der Nebenaltäre, die, wie bereits erwähnt, zumeist westlich vor den Pfeilern standen, welche Mittel- und Seitenschiffe trennten. In Fällen, wo dies nicht ausreichte, wurden weitere Altäre in den Seitenschiffen errichtet.¹¹⁰

Gerade hier zeigt sich das ambivalente Verhältnis von Architektur und Ausstattung im mittelalterlichen Sakralbau. Einerseits kann man davon ausgehen, dass das Aufstellen von Nebenaltären durchaus einen Einfluss auf die Architektur hatte.¹¹¹ Zumindest musste genügend Platz vorhanden sein. Auch wenn die Wahl bestimmter Bautypen gewiss nicht unmittelbar mit deren liturgischer Nutzung zusammenhängt, darf man doch vermuten, dass die für das Spätmittelalter so charakteristische Weitung der Langhausräume etwas mit der Zunahme von Altarstiftungen zu tun hat, die es unterzubringen galt. Hier könnte auch einer der sicher zahlreichen Gründe für die andauernde Präferenz des Bautyps Hallenkirche liegen.

Andererseits fällt auf, dass die Langhauspfeiler dieser Zeit in den seltensten Fällen in besonderer Weise daraufhin präpariert wurden, Altäre aufzunehmen.¹¹² Hier zeigt sich die relative Unabhängigkeit einer Architektur, die errichtet wurde, um sukzessive mit Ausstattungsstücken gefüllt zu werden, ohne dass beides einheitlich durchgeplant war.¹¹³ Insofern bleibt es dabei, dass die Hauptaufgabe mittelalterlicher Sakralarchitektur in nicht weniger, aber auch in nicht mehr bestand,

¹¹⁰ In diesem Zusammenhang ist das Phänomen der Einsatzkapellen zu nennen, die zwischen die Strebepfeiler gelegt sind – vgl. Grewolls 1999, S. 27-45. Der Umstand, dass solche Kapellen in Göttingen nicht vorhanden sind, zeigt, dass der von den Kirchen gebotene Raum offenbar ausreichte.

¹¹¹ Vgl. hierzu auch Kroesen 2010, S.12-14.

¹¹² Eine interessante Ausnahme bilden die oktogonalen Langhauspfeiler des Merseburger Doms, deren über quadratischem Grundriss angelegte Basis an den Westseiten nach oben gezogen ist, um eine Anschlagfläche für Nebenaltäre zu bieten.

¹¹³ Derartige Planungen werden später ein Kennzeichen frühneuzeitlicher Sakralbauten und ihrer Ausstattung.

als den in den vorangegangenen Kapiteln angeführten Ausstattungselementen in ihrem liturgischen und außerliturgischen Gebrauch angemessenen Raum zu bieten.

Diesem lockeren, aber gleichwohl bestehenden Zusammenhang von Funktion und architektonischer Gestalt soll hier in jedem Fall mehr Bedeutung zugemessen werden als der in der Kunstgeschichte etwa seit der Wende zum 20. Jahrhundert so verbreiteten Rede vom „Raumgefühl“, die bei den spätgotischen Hallenkirchen zum kunsthistorischen Modell des quasi egalitären, bürgerlichen „Einheitsraums“ führte.¹¹⁴ Ebenso problematisch ist die aus der ästhetischen Anschauung entwickelte Differenzierung von vermeintlichen Sakralitätsgraden – indem etwa der im Schrägblick wahrgenommene Raum einer Hallenkirche wegen „der fehlenden Ausrichtung auf den Hauptaltar“ als „entsakralisiert“ bezeichnet wird.¹¹⁵ Es mag Ästhetiken des Sakralen geben, aber grundsätzlich ist Sakralität erst einmal keine Frage der Ästhetik.

Kunsthistorische Konzepte wie der „bürgerliche Einheitsraum“ konnten sich wohl nur deshalb etablieren, weil die Kirchen weitgehend leer geräumt waren. Ruft man sich die Fülle der Nebenaltäre, aber auch der damit verbundenen Grablegen, Gitter und Schranken¹¹⁶ in Erinnerung, so bleibt vom „Einheitsraum“ nur wenig übrig. Gerade die Seitenschiffe dürften eher den Charakter von Kapellen gehabt haben, was auch die abweichende Netzrippengewölbeform der zwei östlichsten Joche im südlichen Seitenschiff von St. Albani in Göttingen erklären könnte. In der Architektur selbst ist diese Separierung zumeist nicht angelegt – die Strukturierung der Räume obliegt im mittelalterlichen Sakralbau weitgehend der Ausstattung. Insofern ist die Rede über das Raumgefühl in einer ihrer Ausstattung beraubten Kirche etwa so aussagekräftig wie die Architekturanalyse eines Supermarktes, in dem keine Regale stehen.

¹¹⁴ Die Vorstellung von der Hallenkirche als „bürgerlichem Einheitsraum“ wurde bereits 1853 von Wilhelm Lübke entwickelt – vgl. Schenkluhn 1989, S. 193-197; Philipp 2010, S. 13-15. Sie wirkte in der kunsthistorischen Forschung in vielerlei Hinsicht weiter. Als besonders folgenreich erwies sich die expressiv-ästhetizistische Raumbeschreibungslyrik von Kurt Gestenbergs so einflussreichem wie problematischen Buch *Deutsche Sondergotik*, Gerstenberg 1913. Exemplarisch sei hier die Inhaltsangabe von Kapitel I, Abschnitt 2, ebd., S. 7, wiedergegeben: „Die Raumbewegung der Gotik und der Sondergotik. Der Tiefendrang. Die Bewegung verlangsamt sich. Ausschaltung des Querschiffs. Erweiterung der Joche. Die Bewegung hört auf, zielstrebig zu sein. Sie ist allgemein wogend. Hallenkirche statt Basilika.“ Die Vorstellung von der Bürgerlichkeit der Hallenräume wurde von der marxistischen Kunstgeschichtsschreibung in der DDR aufgegriffen – vgl. etwa Meuche 1971, S. 180-186. Ohne Berücksichtigung der Ausstattung darf man derartige Beschreibungsweisen getrost als Unsinn bezeichnen. Zur Kritik dieses Modells siehe bereits Kunst 1971 (mit primär die Architektur betreffenden Argumenten).

¹¹⁵ Philipp 2010, S. 20, mit Bezug auf Meuche 1971, S. 179. Es ist unverständlich, weshalb Klaus Jan Philipp in seinem an sich so umsichtigen Aufsatz die These Meuches von einer „Entsakralisierung des Kirchenraums“ aufgreift. Zum einen war die Erschließung eines Kirchenraums aus der Schrägsicht im gesamten Mittelalter durchweg die Regel, und zwar unabhängig davon, ob es sich um eine Basilika oder eine Hallenkirche handelte: die großen Westportale wurden ja nur zu besonderen Anlässen geöffnet. Zum anderen greift das Argument, dass man aus der Schrägsicht den Hauptaltar nicht sieht, kaum, da man auch im Seitenschiff so sehr von Nebenaltären umgeben ist, dass von „Entsakralisierung“ keine Rede sein kann.

¹¹⁶ Vgl. auch Wex 1984, S. 7-11 sowie mit Blick auf Göttingen Moeller 2012, S. 298.

Es ist wohl auch kein Zufall, dass sich die Bauleute der Spätgotik – zwar nicht in Göttingen, aber an vielen anderen Orten – insbesondere auf virtuose Gewölbeformen¹¹⁷ konzentriert haben: Von den unteren Bereichen der Innenarchitektur dürfte man nach deren Ausstattung nur noch wenig gesehen haben. Dies wiederum führt zu dem ambivalenten Verhältnis von Zeigen und Verdecken im mittelalterlichen Sakralraum.



Abb. 47: Göttingen, St. Nikolai: Innenfenster zwischen Sakristei und Südseitenschiff (Sakristeiseite)



Abb. 48: Göttingen, St. Nikolai: Innenfenster zwischen Sakristei und Südseitenschiff (Seitenschiffsseite, teilweise von der Kanzeltreppe überdeckt)

Grundsätzlich spielte das Sehen in Kirchen des Spätmittelalters eine wichtige Rolle. Die Forschung hat hierfür den Begriff der „Schaufrömmigkeit“ entwickelt, der sich auf die verbreitete Praxis bezieht, an der Eucharistiefeier gar nicht mehr direkt teilzunehmen, sondern nur noch die gewandelte Hostie anzuschauen.¹¹⁸ Damit wird das Gewähren der Sicht zu einer wichtigen Funktion, der auch die Architektur genügen muss. Zunächst einmal gilt dies für das Geschehen der Messe an den für das Publikum zugänglichen Altären, dann aber auch für das Präsentieren von

¹¹⁷ Vgl. etwa Bürger 2007.

¹¹⁸ Vgl. Browe 1933, S. 54-64; Jungmann 1958, Bd. 1, S. 159-161; mit kritischer Perspektive auf das Konzept „Schaufrömmigkeit“: Lentes 2003.

Reliquien. Ein Element, das offenkundig der Gewährung eines visuellen Einblicks diente, ist das Fenster zwischen der Ostwand des Südseitenschiffs und der Sakristei von St. Nikolai in Göttingen (Abb. 47, 48). Möglicherweise waren in dieser Sakristei – einem der bemerkenswertesten gotischen Innenräume der Stadt – Reliquien ausgestellt, die auf diese Weise vom Kirchenraum aus gesehen werden konnten.

Dass das Streben nach Sichtbarkeit auf bildliche Ausstattungsstücke übertragen wurde, ist naheliegend und in einigen Fällen auch nachvollziehbar. So hat man in der benachbarten Kirche in Nikolausberg zusammen mit dem Langhausumbau um 1500 ein neues Altarretabel geschaffen, das zwar nicht in seinen Details, wohl aber in seiner ikonographischen Grundanlage (das Mittelbild zeigt einen Kalvarienberg) vom Langhaus aus gut sichtbar ist, während das erhaltene Vorgängerretabel eine kleinteilige Bildfolge aufweist.¹¹⁹

Die Kehrseite des Zeigens ist das Verhüllen und Verdecken, das bei der Fülle an Ausstattung in einem spätmittelalterlichen Kirchenraum eine mindestens ebenso große Rolle spielte. Vieles war eben nicht einsehbar, weil es hinter Lettern, Schranken, Gittern oder anderen Ausstattungsstücken verborgen war, und anderes zeigte sich erst, wenn man sich im Raum bewegte.¹²⁰ Dass man heute in vielen Kirchen freie Sicht vom Westportal bis zum (ehemaligen Hoch-)Altar hat, dürfte in den meisten Fällen das Resultat späterer Ausräumungen sein.

Am Verhältnis von Zeigen und Verdecken bestätigt sich die eigenständige Rolle der Ausstattung, die es zu beachten gilt, um mittelalterliche Sakralarchitektur kontextualisieren zu können. Deren Geräumigkeit ist eben kein ästhetischer Eigenwert, sondern war von vornherein auf eine sukzessive Füllung hin konzipiert. Für die eigentliche Ausgestaltung dieser Füllung, welche die kleinräumliche Strukturierung bewirkte, gab es vom Gebauten allerdings nur wenige Vorgaben. Die Architektur mittelalterlicher Kirchen legt sich nicht – gleichsam wie eine enge Strumpfhose – um die jeweilige Nutzung, sondern bietet vielmehr Freiräume, die dann funktional bespielt werden. Daher kann sie auch im positiven Sinne „schematisch“ bleiben und erprobte Bauformen über Jahrhunderte hinweg in eigenständiger Weise tradieren.

„Göttinger Gotik“

Für diese „Schematik“ bieten die Göttinger Kirchen des Mittelalters eine Fülle anschaulichen Materials. Dass sie weitgehend einem gemeinsamen Grundrissmu-

¹¹⁹ Vgl. Scholl 2012a, S. 22-30; Albrecht, U. 2012, S. 102-107. Auf einen besonderen Fall hat Carsten-Peter Warncke im Zusammenhang mit dem Retabel der Göttinger Barfüßerkirche geschlossen, wo offensichtlich eine Differenzierung zwischen einem kleinteiliger komponierten unteren Bildregister und einem großflächiger komponierten oberen Bildregister vorliegt – vgl. Warncke 2012, S. 113f. Inwieweit dieses obere Bildregister tatsächlich über den Lettner hinweg in das Langhaus hineinwirkte, bleibt allerdings hypothetisch, weil über die Gestalt des Lettners, der in diesem Fall ungewöhnlich niedrig gewesen sein müsste, nichts mehr bekannt ist.

¹²⁰ Zum Lettner als verhüllendem Element vgl. Schmelzer 2004, S. 143f.; Schmelzer 2010, S. 144f.

ster folgen, ist bereits festgestellt worden. Auch sonst gibt es enge Verbindungen zwischen den Bauten. Dies hängt sicher auch damit zusammen, dass die Mehrzahl, wie schon erwähnt, nahezu zeitgleich errichtet wurde. So entstanden die Paulinerkirche, die Johanniskirche, das Langhaus der Marienkirche sowie die Nikolaikirche beinahe parallel in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.¹²¹ Kurze Zeit später – laut Inschrift im Jahr 1361 – wurde mit dem Bau der Jacobikirche begonnen.¹²² Eng mit dem Baufortschritt von St. Jacobi war schließlich der Neubau von St. Albani verbunden, für dessen Westteil inschriftlich das Datum 1423 überkommen ist.¹²³ Bedenkt man, dass in dieser Zeit auch der Chor der Wallfahrtskirche Nikolausberg¹²⁴ neu errichtet wurde, so kommt man für das 14. und 15. Jahrhundert auf eine beachtliche Bautätigkeit im Göttinger Raum.

Leider fehlen Quellen, die dezidiert zu erklären vermögen, worauf die Prosperität beruhte, welche die Stadt Göttingen in die Lage versetzt hat, diese Bauprojekte weitgehend parallel zu bewältigen. Man kann nur allgemein auf ihre Bedeutung als Handelsstadt verweisen.¹²⁵ Diskutierenswert ist auch die Frage, wessen Prosperität in den Bauten eigentlich repräsentiert wird, zumal die Geschichte der Stadt Göttingen in Mittelalter und Früher Neuzeit immer wieder von Auseinandersetzungen zwischen dem Rat und den Bürgern einerseits sowie den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg andererseits geprägt war. Die Herzöge hatten das Patronat für die Göttinger Pfarrkirchen St. Johannis, St. Jacobi, St. Nikolai und St. Albani inne und waren dementsprechend auch für die Besetzung der Pfarrstellen verantwortlich.¹²⁶ Andererseits lag die Kirchenfabrik, d. h. die Verwaltung der Kirchengüter, wozu nicht zuletzt der Bau und die Ausstattung der Kirchen gehörten,

¹²¹ Die Konzeption der Paulinerkirche erfolgte wohl zwischen 1300 und 1320 – vgl. Freigang 1994a, S. 82. Im Falle von St. Johannis schwanken die Angaben in der Literatur und bleiben spekulativ, da kein Baubeginn überliefert ist – Schadendorf 1953, S. 7: angenommener Baubeginn am Chor um 1300; Unckenbold/Bielefeld 1953b, unpag.: angenommener Baubeginn am Chor um 1300; Reuther 1987, S. 533: angenommener Baubeginn am Westbau um 1290; Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 509: Bau ab Ende 13. Jahrhundert. Zu St. Marien vgl. Düker 1998, S. 20, die den Anbau der Seitenschiffe um 1340 ansetzt. Für St. Nikolai ist im Jahr 1351 eine Altarweihe erwähnt, die in der Forschung üblicherweise mit dem Abschluss der Bauarbeiten in Verbindung gebracht wird, zumal sich auch ein Ablass von 1355 nur noch auf die Ausstattung bezieht – vgl. Schadendorf 1953, S. 8; Unckenbold/Bielefeld 1953b, unpag.; Weinobst 1975, S. 26; Reuther 1987, S. 539; Freigang 1994a, S. 83. Zum Ablass von 1355 vgl. Reuther 1987, S. 540; Freigang 1994a, S. 83.

¹²² Vgl. Arfken/Bielefeld 2008, S. 3.

¹²³ Vgl. Schadendorf 1953, S. 9; Unckenbold/Bielefeld 1953b, unpag.; Reuther 1987, S. 540f. (Datierung des Baubeginns an den Ostteilen ins 14. Jahrhundert); Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 506f. (Datierung der Ostteile schon ins späte 13. Jahrhundert – evtl. ein Druckfehler?).

¹²⁴ Vgl. Scholl 2012a, S. 12.

¹²⁵ Vgl. hierzu Neitzert 2005.

¹²⁶ Vgl. Vogelsang 1987, S. 481f. Das Patronat für St. Marien wurde 1318 von Herzog Otto II. dem Deutschen Orden übertragen. Zwischenzeitlich gab es um 1359 auch eine Übertragung von St. Albani an den Deutschen Orden, die allerdings vom Göttinger Rat mit Erfolg angefochten wurde; vgl. ebd., S. 482.

in den Händen des Göttinger Rats.¹²⁷ In ihrer Nähe zu Rathaus und Marktplatz diente St. Johannis als repräsentative Ratskirche.¹²⁸

Besonders virulent ist die Frage der Zuständigkeit im Falle der Jacobikirche, die von den Welfenherzögen zusammen mit einer Burg als Teil einer planmäßig angelegten Siedlung gegründet wurde.¹²⁹ An dem 1350 von Herzog Ernst I. von Braunschweig-Göttingen bewilligten und 1361 begonnenen Neubau¹³⁰ lässt sich nämlich zwischen dem verhältnismäßig schlichten Chor und dem Fortbau des Langhauses ein Wechsel hin zu einer wesentlich aufwändigeren und repräsentativeren Architektur feststellen, der nicht funktional erklärt werden kann.¹³¹ Dabei kommen durchaus konträre Szenarien in Betracht: Der Wechsel könnte bereits mit der vom Nachfolger des 1361 verstorbenen Herzogs Ernst, Herzog Otto dem Quaden, betriebenen Statuserhöhung von St. Jacobi zu einem Kanonikerstift zusammenhängen, die für 1369 überliefert ist.¹³² Er lässt sich aber ebenso mit der gegenläufigen Durchsetzung des Göttinger Rats gegenüber den Welfen verbinden, die 1387 zur Schleifung der herzoglichen Burg führte.¹³³ Je nach Interpretationsansatz erscheint der größere architektonische Aufwand am Langhaus als Repräsentation im Sinne einer „Burgkirche“ oder einer „Bürgerkirche“. Selbst die Option, dass dieser Aufwand überhaupt keinen Repräsentationscharakter hat, muss in Erwägung gezogen werden.

Architekturhistorisch hat die nahezu gleichzeitige Entstehung der Göttinger Bauten zweifellos wesentlich dazu beigetragen, dass es eine Fülle gemeinsamer Gestaltungslösungen gibt. Da eine intensivere Analyse an anderer Stelle¹³⁴ geleistet wird, seien hier nur einige dieser Motive aufgezählt. Hierzu gehört neben dem Grundrisschema die Gestaltung des Außenbaus mit umlaufendem Kaffgesims und Strebepfeilern, die in der Regel unterhalb des Traufgesimses enden. Charakteristisch ist der obere Abschluss dieser Strebepfeiler mit Giebelchen, in welche ein

¹²⁷ Vgl. ebd., S. 482f. sowie Dolle 2014, S. 15f. Wie sehr die unterschiedliche Gewichtung von Patronat und Kirchenfabrik zu konträren Interpretationen führen kann, zeigt sich exemplarisch an der Interpretation von St. Marien in Lübeck, von der letztlich die Deutung der so wichtigen Reihe von Backsteinbasiliken im Ostseeraum abhängt. So hat etwa Erdmann 1990, S. 98-110 die verbreitete Deutung von St. Marien als Ratskirche mit Verweis auf die Pfarrrechte des Domkapitels in Frage gestellt.

¹²⁸ Vgl. Vogelsang 1987, S. 468.

¹²⁹ Vgl. Mindermann 2005, S. 131f. Die Jacobikirche bzw. deren Umfeld waren im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert der Ort, zu dem sich der Rat begeben musste, um sich von den welfischen Herzögen die städtischen Privilegien bestätigen zu lassen – vgl. ebd., S. 134f.

¹³⁰ Vgl. ebd., S. 139.

¹³¹ Üblicherweise sind die Chöre am reichsten ausgestaltet, weil sie mit dem Hochaltar das wichtigste Element eines Kirchengebäudes umfassen.

¹³² Vgl. Mindermann 2005, S. 139-141. Die Göttinger Pfarrkirchen St. Johannis und St. Nikolai sowie die Fronleichnamskapelle sollten diesem Stift inkorporiert werden.

¹³³ Vgl. ebd., S. 143.

¹³⁴ Vgl. hierzu den Beitrag von Jens Reiche im vorliegenden Band.

offenes Dreiblatt einbeschrieben ist.¹³⁵ Besonders eng hängen die Nordportale von St. Marien und St. Nikolai zusammen, was sich vor allem in der Blattornamentik und Profilierung zeigt. Augenfällige Zusammenhänge ergeben sich schließlich beim Fenstermaßwerk. So lässt sich eine charakteristische Maßwerkform mit leichten Variationen von der Süd- und Nordseite der Marienkirche¹³⁶ über das Langhaus von St. Nikolai¹³⁷ bis hin zur Langhaus Südseite von St. Jacobi¹³⁸ verfolgen.

Betrachtet man die Innenraumgestaltung, so fällt als nächstes Vergleichsmoment auf, dass sämtliche Göttinger Kirchen oktagonale Pfeiler aufweisen – eine Form, die im 14. Jahrhundert freilich ausgesprochen verbreitet war. Indem die Pfeiler von St. Johannis und St. Marien Kämpfer mit Blütenornamenten zeigen, stehen sie in besonders enger Verbindung.¹³⁹

Die Pfeiler tragen Scheidbögen, deren Wandstärke deutlich in Erscheinung tritt. Dies ist umso auffälliger, als alle Gewölbe (mit Ausnahme zweier Seitenschiffsjoche in St. Albani) als Kreuzrippengewölbe angelegt wurden, bei denen die Gurtrippen genauso schmal sind wie die Diagonalrippen. So erfährt die Trennung der Seitenschiffe vom Mittelschiff eine markante Betonung.

Damit verbindet sich ein Motiv, welches offenbar mit der Paulinerkirche eingeführt wurde und das in den meisten Göttinger Kirchen zumindest latent eine Rolle spielt: das Bauschema der Stufenhalle, bei dem die Seitenschiffsgewölbe niedriger liegen als das Mittelschiffsgewölbe, ohne dass das Mittelschiff eigene Fenster erhält. Dieses Schema scheint in Göttingen bis zum Ende des Mittelalters durchgehend eine architektonische Option gewesen zu sein, selbst wenn es nicht in jedem Fall realisiert wurde. Das erste Zeugnis bietet die Johanniskirche, wo einiges darauf hinweist, dass das Mittelschiffsgewölbe über die Seitenschiffsgewölbe hinausgeführt werden sollte. Letztlich ist nur der Chor höher gezogen worden¹⁴⁰ – im Langhaus deuten Gewölbeanfänger auf das ursprüngliche Vorhaben hin.¹⁴¹ Ausgesprochen spät wurde das Langhaus von St. Marien als Stufenhalle gewölbt. Den-

¹³⁵ Man findet diese in St. Johannis, St. Marien, St. Nikolai und an der Sakristei von St. Jacobi sowie in unmittelbarer Umgebung von Göttingen am Chor der Wallfahrtskirche Nikolausberg – vgl. Scholl 2012a, S. 12.

¹³⁶ An den zwei östlichen Langhausfenstern der Südseite von St. Marien sieht man eine Rose, die mit drei sphärischen Quadraten in liegender Anordnung gefüllt ist, in die Vierblätter einbeschrieben sind. Am östlichsten Fenster der Nordseite von St. Marien handelt es sich um eine Rose mit drei sphärischen Dreiecken und eingesetzten Dreiblättern.

¹³⁷ Alle Langhausfenster der Südseite sowie die beiden westlichen Fenster der Nordseite von St. Nikolai zeigen eine Rose, die mit vier sphärischen Dreiecken in liegender Anordnung gefüllt sind, in welche Dreiblätter einbeschrieben sind.

¹³⁸ Das zweite Fenster von Osten an der Südseite von St. Jacobi zeigt eine Rose mit drei liegend angeordneten sphärischen Dreiecken, in die Dreiblätter einbeschrieben sind.

¹³⁹ Ursprünglich scheint auch St. Nikolai entsprechend ornamentierte Kämpfer gehabt zu haben, wie eine Lithographie aus der Zeit um 1850 (Abb. 174) zeigt.

¹⁴⁰ Diese Lösung, die zumindest am Außenbau deutlich an die benachbarte Paulinerkirche erinnert haben muss, wurde im späten 18. Jahrhundert eingeebnet und durch Conrad Wilhelm Hase nicht rekonstruiert; vgl. den Beitrag von Sonja Friedrichs und Sara Nina Strolo in diesem Band.

¹⁴¹ Vgl. Freigang 1994a, S. 79, sowie den Beitrag von Sonja Friedrichs und Sara Nina Strolo in diesem Band.

drodaten weisen auf das Jahr 1468/69.¹⁴² Noch später – um 1500 – fand dieses Bauschema im Langhaus der Kirche von Nikolausberg Anwendung.¹⁴³ Dabei hängt die Option für die Stufenhalle direkt mit der Präsenz der Langhausscheidbögen zusammen. Die strikte Trennung der Schiffe überrascht insbesondere bei einem erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eingewölbten¹⁴⁴ Bau wie der Albanikirche, wo die Gewölbe aller drei Schiffe so weit oberhalb der Scheidbögen liegen, dass sich vom Mittelschiff aus der Eindruck einer Stufenhalle ergibt. Raumgestalterisch erfährt auf diese Weise die Längsachse eine Betonung, die umso stärker hervortritt, je mehr Joche die Langhäuser aufweisen. So muss insbesondere die Paulinerkirche als steiler, langgestreckter Raum mit seinen Fluchten schlanker oktagonaler Pfeiler und der durchgehenden Folge von insgesamt zehn Gewölbejochen ausgesprochen eindrucksvoll gewirkt haben. Eine vergleichbare Wirkung ergibt sich heute in der Jacobikirche mit ihren acht Langhaus- und Chorjochen. Selbst die Albanikirche hat einen ausgeprägten Tiefenzug, der bei den Langhäusern mit drei oder vier Jochen in St. Johannis, St. Marien und St. Nikolai weniger deutlich zum Tragen kommt.

Wenn an dieser Stelle doch einmal von Raumästhetik die Rede ist, so geschieht dies ohne symbolisierenden Impetus und vor allem, ohne Rückschlüsse auf vermeintliche Grade von Sakralität zu ziehen. Die funktionale Raumerschließung erfolgte bei allen Bauten ebenso aus der Querachse, indem man sie etwa durch Seitenportale betreten konnte. Zudem wurden gerade die Langhäuser als Orte der Predigt nicht entlang der Hauptachse genutzt, sondern als Querräume, indem sich die Zuhörer um die Kanzel an einem der mittleren Langhauspfeiler versammelten. Es bleibt also beim Befund einer relativen Unabhängigkeit von Raumästhetik und funktionaler Bespielung.

Diese relative Unabhängigkeit bedeutet selbstverständlich nicht, dass die Architektur der Göttinger Kirchen überhaupt keine funktionalen Nuancierungen aufweist. So findet durchaus eine Artikulierung der unterschiedlichen Funktionen der Raumteile statt, auch wenn diese sehr unterschiedlich ausfällt. In St. Marien und St. Albani tritt beispielsweise der Beginn des Chorraums gegenüber dem Langhaus deutlich in Erscheinung: Hier gibt es einen Triumphbogen, weil das Chorgewölbe jeweils niedriger als das Mittelschiffsgewölbe des Langhauses liegt.

¹⁴² Vgl. Düker 1998, S. 24, sowie den Beitrag von Judith Krüger und Hanke Tammen in diesem Band.

¹⁴³ Vgl. Scholl 2012a, S. 14-16.

¹⁴⁴ Zur Datierung der Einwölbung von St. Albani kursieren verschiedene Angaben. Lubecus 1994, S. 217, spricht über diese im Abschnitt zum Jahr 1476, in welchem er über den Tod des Stifters Giseler von Nörten resümiert: „So hat er auch s. Albanikirchen zu seiner zeit welben lassen, und ist das diß jar gar geschlossen und geendigt durch meister Jacob von Wormse, mewermeister.“ Der Herausgeber Reinhard Vogelsang verweist auf Reuther 1987, S. 541, wo sich die Angabe 1467 findet (Lubecus 1994, S. 217, Anm. 7). Dies könnte aber auch ein „Zahlendreher“ sein. Die Passage bei Lubecus bleibt widersprüchlich: die Formulierung „zu seiner zeit“ weist in eine Zeit vor 1476, die Aussage „diß jahr“ könnte aber auch genau 1476 meinen, so dass Giseler van Northen die Einwölbung vielleicht früher initiiert hat, diese aber erst in dessen Todesjahr vollendet worden ist.

Noch eindrücklicher muss die Abtrennung des Chores von St. Johannis gewesen sein, dessen Gewölbescheitel ursprünglich deutlich höher lag als der des Mittelschiffs. In St. Marien wird der Beginn des Chores hingegen nur durch ein kräftigeres Gurtruppenprofil markiert. In der Paulinerkirche läuft das Gewölbe durch, aber die Jochlänge ist im Chor verkürzt. In St. Nikolai und St. Jacobi gibt es gar keine Artikulierung. Hier läuft das Mittelschiffsgewölbe bis zum Chorpolygon durch. Schaut man genauer hin, so kann man immerhin feststellen, dass der Chor von St. Jacobi durch figürliche Schlusssteine vom Langhaus unterschieden wird. Es bestehen also durchaus architektonische Gestaltungsmöglichkeiten, die auf die nutzungsbedingte Abtrennung des Chores reagieren.

In anderen Fällen gilt es abzuwägen, ob es sich um eine funktionale Differenzierung oder um das Resultat baugeschichtlich bedingter Planänderungen handelt. Von dem Wechsel zwischen Chor und Langhaus bei St. Jacobi war bereits die Rede. Hier liegt eine Planänderung nahe, da es wenig sinnvoll wäre, den Chor schlichter zu gestalten als das Langhaus. Beim Chor sind die Laibungen glatt, beim Langhaus weisen nur die Bögen Kehlungen auf; beim Westbau und bei der Sakristei sind die Fensterlaibungen schließlich durchgehend gekehlt. Das Motiv der gekehrten Fensterlaibung setzt sich hier offensichtlich erst in späteren Bauphasen durch.

Andererseits taucht das Motiv der gekehrten Laibung in Göttingen bereits zuvor an St. Johannis, St. Marien und St. Nikolai auf. Wenn an St. Marien die Fenster an der Südseite des Langhauses gekehlt sind, die Fenster an der Nordseite hingegen nicht, so kann dies – anders als bei St. Jacobi – durchaus als bewusste Differenzierung interpretiert werden. In diesem Falle hätte man die zur Straße gelegene Südseite reicher gestaltet als die Nordseite, um sie als Schauffassade hervorzuheben. Einen vergleichbaren Fall bieten die dreibahnigen, gegenüber den zweibahnigen Nordfenstern wesentlich reicher ausgebildeten Maßwerkfenster an der Südseite des Langhauses von St. Jacobi, die in Richtung Stadt und Rathaus gewendet sind. Ähnlich wie beim Planwechsel zwischen Chor und Langhaus kommen hier je nach Bauträger verschiedene Deutungsvarianten in Betracht: Denkbar ist – abhängig von der Datierung – sowohl, dass die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg die besonders reich gestaltete Fassade gegen die Stadt richteten, als auch, dass sich die Stadt selbst hier eine herausgehobene Ansichtsseite schuf.

Wiederum andere Motive dürften bei der Differenzierung der Portale eine Rolle gespielt haben. So ist in St. Marien das Nordportal gegenüber dem Südportal mit einem Wimperg sowie mit Blattwerk zwischen den Archivolten ausgezeichnet. Auch bei St. Nikolai weist das Nordportal Blattwerk auf, nicht aber das Südportal. Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass Nordportale im Mittelalter als Friedhofsportale dienten. In St. Johannis hat man an der Nordseite das eventuell als besonders ehrwürdig, in jedem Falle aber als erhaltenswert angesehene spätromantische Portal belassen bzw. neu integriert, was einen geradezu historisierenden Zug hat. So verfügten die Bauleute über vielfältige Möglichkeiten der Differenzierung und Nuancierung.



Abb. 49: Göttingen, Paulinerkirche, Zustand während des Wiederaufbaus nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs. In diesem Zustand werden die Dimensionen des ursprünglichen Raumes erfahrbar

Gleichwohl bleibt der Befund einer relativen Typisierung der Architektur bestehen. Hieraus ergaben sich eigenständige Entwicklungen und Traditionsbildungen, die sich eben nicht immer liturgisch bzw. funktional erklären lassen. Das gilt auch für die „Göttinger Gotik“ mit ihren vielfältigen lokalen Zusammenhängen, wie sie

oben überblicksweise charakterisiert worden sind. Zwar ist keines der angeführten Architekturmotive exklusiv „göttingisch“. Vielmehr lässt sich jedes ebenso andernorts wiederfinden. Im Zusammenspiel ergibt sich allerdings durchaus so etwas wie eine lokale Tradition. Dabei spricht alles dafür, in der Paulinerkirche den impulsgebenden Bau zu sehen. Wie bereits Christian Freigang¹⁴⁵ gezeigt hat, tritt hier offenbar zum erstenmal in Göttingen ein ganzer Komplex von Motiven auf, der für die weiteren mittelalterlichen Kirchen dieser Stadt Maßstäbe setzen sollte: die Grundrisslösung mit Hallenlanghaus und einschiffigem Langchor, die oktagonale Pfeilerform, die markanten Scheidbögen, die Option der Stufenhalle und die durchgehende Verwendung gleicher Profile bei Gurt- und Diagonalrippen.

Dass sich ausgerechnet eine Bettelordenskirche als Impulsgeber für eine lokale Architekturtradition identifizieren lässt, stellt an sich einen durchaus erstaunlichen Sachverhalt dar. Allerdings sollte man mit einer weitergehenden Interpretation dieses Ergebnisses vorsichtig sein. Zweifellos spielten die Bettelorden eine besondere Rolle in den Städten des Spätmittelalters. In dieser Stellung wurden sie nicht selten in besonderem Maße mit bürgerlichen Stiftungen bedacht. Dies gilt auch für die Göttinger Kirchen.¹⁴⁶ Dass sich die Bürgerschaft gerade mit diesen Bauten in besonderer Weise identifizieren konnte, wird an einer bemerkenswerten Entscheidung im Zusammenhang mit der Reformation deutlich: Als nämlich im Dezember 1529 alle Göttinger Pfarrkirchen geschlossen wurden, weil sie unter dem Patronat des katholisch gebliebenen Landesherrn standen, machte man ausgerechnet bei den beiden Bettelordenskirchen eine Ausnahme:

„Des Paulinerklosters und des Barfüßens waren die Herr[n] [= der Rat] und Gilden mächtig, weil es Bettlerklöster waren und von den Mönichen zusammengebettelt und der Rat, auch die Bürger, ihre Fürfahren viele hierzu gegeben, darjegen aber der Pfarr und dern Kirchen nicht mächtig, weil der Rat dar nichts ane hatten, dann die den Fürsten und Herzögen zuständig, darum so stunden die Kirchen zu.“¹⁴⁷

Weil die Bettelordenskonvente wesentlich aus Spenden der Bürgerschaft existiert hatten, sah man sich befugt, deren Kirchen für den protestantischen Gottesdienst zu beschlagnahmen. Dies könnte für eine gesteigerte Identifikation mit diesen beiden Sakralbauten sprechen.

Allerdings reicht ein solcher Befund nicht aus, um der architekturhistorischen Schlüsselrolle, welche die Paulinerkirche offenbar für die weiteren Göttinger Kirchenbauten des Mittelalters spielte, eine weitergehende, gewissermaßen „programmatische“ Wirkung zuzuschreiben. Dagegen spricht nicht zuletzt der Charakter der Elemente, die von der Paulinerkirche übernommen werden. Von architektonischen „Zitaten“ möchte man im Falle der Pfeiler- und Scheidbogenformen nicht sprechen, da diese kaum einen ikonischen Zug haben.¹⁴⁸

¹⁴⁵ Vgl. Freigang 1994a, S. 83.

¹⁴⁶ Vgl. u. a. Boockmann, H. 1983, S. 77.

¹⁴⁷ Lubecus/Volz 1967, S. 34. Vgl. hierzu auch Moeller 1987, S. 504.

¹⁴⁸ Zum Konzept des mittelalterlichen Architekturzitats vgl. exemplarisch: Kunst 1981, S. 87-102.

Wahrscheinlicher ist es, dass die architektonischen Lösungen der Paulinerkirche in Göttingen deshalb rezipiert wurden, weil es sich um den gotischen Initialbau in dieser Stadt handelte. Mit dem gut vernetzten Dominikanerorden kam ein Bauträger in die Stadt, der eine Kirche errichtete, welche zwar nicht in ihren Details¹⁴⁹, wohl aber in ihrem eindrucksvollen Bauvolumen und in der Geschlossenheit, mit der sie den aktuellen Stil umsetzte, eine neue Qualität aufzeigte (Abb. 49). Noch die *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen* bezeichnet die Paulinerkirche 1734 als „die grösste, ansehnlichste und schönste in der gantzen Stadt.“¹⁵⁰ Solange sie sakral genutzt wurde und nicht – wie heute – durch eine Zwischendecke aufgeteilt war, behielt sie diese Stellung. Dass sie damit Maßstäbe für die nachfolgenden Kirchenbauten setzte, liegt auf der Hand.

Ein weiterer Aspekt betrifft die Bauausführung. Gerade weil etwa ab 1300 mit dem Um- und Neubau mehrerer Kirchen begonnen wurde, ist mit einem Austausch zwischen den Bauhandwerkern zu rechnen. Die Paulinerkirche scheint in diesem Zusammenhang impulsgebend gewesen zu sein, ohne dass sich diese Wirkung mit einem Programm verbindet. So lässt sich das Aufgreifen der Formen im Grundriss und an Detailslementen nachvollziehen, prägt aber nicht den Gesamteindruck der nachfolgenden Bauten.

Diesbezüglich ist auch bedeutsam, dass die Paulinerkirche als Bettelordenskirche keine Türme aufweist. Gerade im Mittelalter bildeten Türme nämlich ein bevorzugtes Element lokaler Traditionsbildung. Städte wie Magdeburg, Braunschweig, Lübeck oder Stralsund zeigen eine zusammenhängende Turmlandschaft.¹⁵¹ Demgegenüber weist jede Göttinger Kirche sowohl im Grundaufbau als auch in den Details jeweils eine eigenständige Turmlösung auf, die Gruppenbildungen ausschließt. Die in Braunschweiger Tradition stehende Doppelturmfassade von St. Johannis mit ihrem Glockenhaus unterschied sich offenbar deutlich von der nur noch anhand historischer Ansichten rekonstruierbaren romanischen Doppelturmanlage von St. Nikolai.¹⁵² Damit wiederum kontrastierte die monumentale Einturmfassade von St. Jacobi. Die Einturmfassade von St. Albani folgt zwar innen im Unterbau dem Vorbild von St. Jacobi, zeigt aber außen eine völlig andere Turmgestaltung. St. Marien nutzte den Torturm zur Göttinger Neustadt als Kirchturm. Die beiden Bettelordenskirchen wiesen lediglich Dachreiter auf.

Wenn man überhaupt von einer lokalen Bautradition sprechen möchte, so kann sich diese nur auf die Langhäuser beziehen. Damit wird ein programmatischer, bewusst geförderter Zusammenhang, wie man ihn bei der Ausbildung einer einheitlichen Turmlandschaft zumindest diskutieren könnte, höchst unwahrscheinlich.

¹⁴⁹ Auf eine gewisse Nachlässigkeit in der Ausführung weist bereits Freigang 1994a, S. 80, hin.

¹⁵⁰ *Zeit- und Geschicht-Beschreibung* 1734, 2. Buch, S. 89.

¹⁵¹ Zur Turmlandschaft in Magdeburg vgl. Topfstedt 1986; Topfstedt 1989.

¹⁵² Hinweise geben historische Stadtansichten wie der Kupferstich von 1641 nach einer Zeichnung von Johannes Jeep (Abb. 1). Auf dieser Grundlage eine Rekonstruktion vorzunehmen, wie dies Ernst Honig getan hat (vgl. die Abbildung bei Saathoff 1929, S. 26), bleibt jedoch spekulativ.

Dass auch eine funktionale Erklärung dieser Traditionsbildung nicht greift, sollte nach dem, was hier über das Verhältnis von Funktion und Baugestalt konstatiert wurde, ebenso klar sein: Das, was in den Göttinger Kirchen stattfand, wäre durch andere gotische Grundriss schemata ebenso gewährleistet gewesen, insofern diese nur genügend Raum geboten hätten. Dieser Raumbedarf, aber auch ein zu erwartendes Repräsentationsbedürfnis, wurde durch den Typus der Hallen- bzw. Stufenhallenkirche mit einschiffigem Langchor offenbar hinreichend gedeckt. Dabei kam vermutlich zum Tragen, dass Göttingen – gemessen an seiner Einwohnerzahl – eine ausgesprochen hohe Zahl mittelalterlicher Kirchen aufwies. Dies wiederum könnte ein Grund dafür gewesen sein, dass keine der Göttinger Kirchen in späterer Zeit signifikante Erweiterungen – etwa durch Kapellenanbauten – erfahren hat. Die Räume, die man sich im 14. und 15. Jahrhundert durch Um- und Neubauten geschaffen hat, blieben bis zur Reformationszeit ausreichend. Und sie boten auch danach noch genügend Möglichkeiten, um unter den veränderten Bedingungen des Luthertums neu eingerichtet zu werden.

Reformation

Für eine Annäherung an die Göttinger Kirchen des Mittelalters ist der Blick auf den Wandel der Einrichtung seit der Reformation unerlässlich. Ohne eine Kenntnis der nicht selten substanziellen Veränderungen, die bis ins späte 20. Jahrhundert hinein nachweisbar sind, kann man über die mittelalterliche Bausubstanz nicht angemessen sprechen. Zudem schärft ein Überblick über die Veränderungen in nachmittelalterlicher Zeit das Bewusstsein für die historische Distanz der Gegenwart zu diesen Bauten und deckt mit deren Wandlungsfähigkeit (aber auch deren Grenzen) zugleich spezifische Qualitäten auf. Aus diesem Grund wird in den folgenden Abschnitten der Versuch unternommen, die wichtigsten Neuausstattungs wellen in der Zeit der Reformation, der Aufklärung, des Historismus und der Moderne des 20. Jahrhunderts zumindest überblicksweise zu charakterisieren.

Die Geschichte der mittelalterlichen Kirchen Göttingens nach der Reformation lässt sich als Folge fortgesetzter Ausräumungen und Neueinrichtungen beschreiben. Gerade hier kommt die oben angesprochene relative Unabhängigkeit von Architektur und Ausstattung zum Tragen, die sowohl eine physische als auch eine ästhetische Seite hat: Einerseits war die Ausstattung schon von ihrer Substanz her nicht so unlösbar mit der architektonischen Hülle verbunden, dass man sie nicht auch hätte ausräumen können. Andererseits hatte man die Architektur ja von vornherein auf eine sukzessive Füllung hin angelegt, ohne dass diese im Einzelnen bereits mitgeplant wurde. In ihrer grundsätzlichen Gestalt erwies sie sich damit als bemerkenswert anpassungsfähig gegenüber späteren Veränderungen.

Wenn es um die Ausräumung und Neueinrichtung der Göttinger Kirchen geht, so ist am allerwenigsten über die unmittelbaren Folgen der Reformation bekannt. Diese wurde in Göttingen verhältnismäßig spät eingeführt. Als Schlüsselereignis

gilt dabei die Störung einer Bitt-Prozession am 24. August 1529 durch eine Gruppe von Wollenwebern, welche lutherische Gesänge intonierte.¹⁵³ Im Folgenden formierten sich die Anhänger der Reformation um den ehemaligen Rostocker Dominikaner Friedrich Hüventhal. Sie folgten dessen Predigten vor die Tore der Stadt, traten nach ihrem Erstarken mit dem Rat der Stadt Göttingen in Verhandlungen und erwirkten letztlich Zugang zu einer der großen Kirchen, so dass dort evangelisch gepredigt werden konnte.¹⁵⁴ Der erste reguläre evangelische Gottesdienst fand am 24. Oktober 1529 in der Paulinerkirche statt – gegen den Willen der dort ansässigen Dominikaner.¹⁵⁵

Danach vollzog sich der Wechsel Göttingens zum Luthertum ausgesprochen rasch: Schon am 18. November wurde ein Rezess verabschiedet, der letztlich auf eine grundlegende Umstellung des Kirchenwesens im Sinne der Reformation hinauslief und mit wichtigen Neuregelungen der städtischen Verfassung einherging.¹⁵⁶ Der Wechsel fand in Göttingen – unter Ausweisung des radikalen Hüventhal am 8. Dezember 1529¹⁵⁷ – in verhältnismäßig geregelter Weise statt. Allerdings musste er gegen den Landesherrn, Herzog Erich I. von Braunschweig-Calenberg, durchgesetzt werden, der dem antiprottestantischen Dessauer Bund angehörte, am alten Glauben festhielt und die Stadt erheblich unter Druck setzte.¹⁵⁸ Der Herzog wiederum hatte das Patronat für alle Göttinger Kirchen mit Ausnahme der dem Deutschen Orden unterstellten Marienkirche inne und beanspruchte auch das Recht, die Pfarrstellen zu besetzen.¹⁵⁹

Am 6. Dezember 1529 löste die Stadt dieses Problem zunächst einmal dadurch, dass sie die fünf Pfarrkirchen schloss.¹⁶⁰ Für den evangelischen Gottesdienst beschlagnahmte man die Pauliner- und dann die Barfüßerkirche mit dem bereits angeführten, rechtlich sicher problematischen Argument, dass die Bettelordenskirchen ja wesentlich von den Spenden des nunmehr evangelisch gewordenen Rates und der Gilden finanziert worden seien.¹⁶¹

Für den Umgang mit der Kirchengenausstattung ist bedeutsam, dass der Göttinger Chronist Franciscus Lubecus für die Zeit, in der die Paulinerkirche als lutherischer Predigtort diente, von Bilderstürmen berichtet. So heißt es in seiner *Braunschweigisch-Lüneburgischen Chronik*:

¹⁵³ Vgl. Moeller 1987, S. 492-497; Hoheisel 1998, S. 275-280. Überliefert werden die Ereignisse in Franciscus Lubecus' *Braunschweigisch-Lüneburgischer Chronik*, im Folgenden zitiert nach der kommentierten Ausgabe: Lubecus/Volz 1967, S. 15f. Hinzu kommen als weitere Quelle die *Göttinger Annalen* von Lubecus: Lubecus 1994, S. 340-344. Die Manuskripte beider Quellen befinden sich im Stadtarchiv Göttingen.

¹⁵⁴ Vgl. die Schilderung der Geschehnisse bei Lubecus/Volz 1967, S. 16-28; Lubecus 1994, S. 340.

¹⁵⁵ Vgl. Moeller 1987, S. 497-499. Siehe Lubecus/Volz 1967, S. 27.

¹⁵⁶ Vgl. ebd., S. 500.

¹⁵⁷ Vgl. ebd., S. 502. Siehe Lubecus/Volz 1967, S. 27-29.

¹⁵⁸ Vgl. Moeller 1987, S. 501-504.

¹⁵⁹ Vgl. Vogelsang 1987, 481f.; Moeller 1987, S. 504.

¹⁶⁰ Vgl. Moeller 1987, S. 504. Siehe Lubecus/Volz 1967, S. 29.

¹⁶¹ Vgl. Lubecus/Volz 1967, S. 34. Siehe hierzu Moeller 1987, S. 504.

„Allein die Kirche zun Paulinern, die war offen. Do predigte man, do muchte [= konnte] man däußen [= taufen]. Die Bilder wurden herunter geworfen und gestürmet, vorbrannt, zerslagen.“¹⁶²

Auf dieselben Ereignisse bezieht sich wohl die folgende Passage bei Lubecus über die Stimmung unter den radikaleren Anhängern der Reformation:

„Es waren gar ein aufrührischer Geist unter ihnen, daß sie nicht alleine die Bilder, wie gesagt, wollten abbrechen, vobrennen, sondren alle Klocken herunterwerfen, die Altar abreißen, ja ganz und gar alle Kapelln und Pfarrkirchen in den Grund abbrechen gesinnet, daß dem Rade herüber und frommen Predigern genug zu tunde war.“¹⁶³

Hier wird deutlich, dass der Rat und die gemäßigteren Prediger keineswegs mit den bilderstürmerischen Aktivitäten einverstanden waren.

Noch konkreter wird Lubecus schließlich in seinen *Göttinger Annalen*. Die längere Passage sei hier zitiert, weil sie besonders deutlich zeigt, wie wenig die Zerstörung der Bilder im Sinne des Rates war, der sich im Gegenteil um die Findung friedfertigerer Pfarrer bemühte:

„Ein rad zu Gottingen sandt auch an den lantgrafen hern Philippesche, begereten auch von seiner furstlichen gnaden auch einen feinen, gelarten und friedesamen man, so richtig und reine, kein widderdeufer noch biltsturmer wehre. Der sendet inen willig auch einen feinen, gelaerten man mit nahmen her Just Winther, magister, [...]. / Ob nhun wol diße Gotts wort lauter und reine predigten, fur allem aufrur warneten, die bilde zu sturmen ernstlich straffeten, auch widderdeufferey und baurenaufrur all vorwarfen, auch das ire dathen und fleissig vormaneten, wie sie mit den closterpersonen und den geistlichen guetern geben und umgehen solten, danoch so wurden irer etzliche von den hern und obrikeit, auch von den gemeinen, so hirinnen iren eigennutz suchten, alles, wo sie konten, aus den clostern und kirchen zu hause wandten [= nach Hause brachten] und liessen, bie dage und bie nacht heimdrugen, und ware alles frei und gemeine. Wer was kreig, der hatte es. [...] Doch war zuvorn ein heftiger tumult und swerer auflauf unter den burgeren; holeten die nien evangelischen menne zu her Fridrichs zeiten alle holtzern gotzen und bilde aus den beiden clostern und kirchen und brachten die auf den market und wolten dar ein fewer von machen. Es waren zu der zeit dei erbarn radshern und erlichen gilden nacht und dag auf dem rathause und hinderhause. Als nhun ein gildenmeister von der kuchen diß geseen, rief er gar laut, was dies sein sollte, obs auch ein Mulheusischer handl werden wollte. Do antwortete ime einer, der das bilde drug, und sagt, was ime hiranne gelegen; do er nit den kopf einzihen wurde, sollt er balde andre zeitung erfahren, so ime nicht gfallen wurden; dan dise gemeine ire buchsen und rohre all bie inen hatten.“¹⁶⁴

¹⁶² Lubecus/Volz 1967, S. 29; Einschübe in eckigen Klammern hier und im Folgenden von Hans Volz.

¹⁶³ Lubecus/Volz 1967, S. 30.

¹⁶⁴ Lubecus 1994, S. 341f. In freier Übertragung und mit sinngemäßen, das Verständnis erleichternden Ergänzungen: „Der Göttinger Rat wendete sich auch an Landgraf Philipp von Hessen und erbat sich von seiner fürstlichen Gnaden einen guten, gelehrten und friedfertigen Mann, gerecht und rein, der kein Wiedertäufer oder Bilderstürmer sei. Philipp vermittelte ihnen bereitwillig einen guten, gelehrten Mann mit Namen Just Winther, einen Magister [...]. Und obgleich nun die neuen evangelischen Pfarrer Gottes Wort klar und rein predigten, obgleich sie vor allem Aufruhr warnten, die Bilderstürmer ernsthaft bestrafte, gegen Wiedertäuferi und Bauernaufuhr vorgin-

Mit „her Fridrich“ ist Friedrich Hüventhal gemeint. Die Geschehnisse datieren also noch in die Zeit vor dessen Ausweisung und beschränken sich auf die beiden geöffneten Bettelordensklöster, während die übrigen Kirchen hiervon offensichtlich nicht betroffen waren. Der Verweis auf den „Mulheusischen handl“ bezieht sich auf den Bauernkrieg.¹⁶⁵ Derartige Unruhen wollte der Rat in jedem Fall vermeiden. Umso wichtiger war der geregelte Übergang zum Luthertum, für den seit Ende des Jahres 1529 eine neue Kirchenordnung in niederdeutscher Sprache erarbeitet wurde.¹⁶⁶

Wenn man nun hofft, in dieser zu Palmarum 1530 verlesenen, 1531 bei Hans Lufft in Wittenberg gedruckten und mit einer Vorrede Luthers versehenen *Christelike[n] ordeninge der Stadt Göttingen* einen Passus über den Umgang mit Bildern oder sonstiger Kirchenausstattung zu finden, so wird man enttäuscht.¹⁶⁷ Die eher knappe Ordnung konzentriert sich auf die Organisation der Schulen, auf die Anstellung und Bezahlung der Prediger, den Umgang mit Ordensleuten, die Heiligung der Feiertage, Abendmahlsfeier und Taufe.¹⁶⁸ Man kann daraus schließen, dass die Regelung des Umgangs mit Bildern zu diesem Zeitpunkt nicht zu den vordringlichsten Aufgaben gerechnet wurde.

Daher bleibt eine Angabe darüber, was in Göttingen mit der Kirchenausstattung während und nach der Reformation geschah, spekulativ. Von den Bilderstürmen in der Pauliner- und Barfüßerkirche war bereits die Rede. Dass sie sich nur auf „geschnitzte Heiligenfiguren“ beschränkten, wie Hans Volz¹⁶⁹ annimmt, wird

gen, obgleich sie das ihre taten und mit Fleiß anmahnten, wie man mit den Mönchen und den Kirchengütern umgehen solle, so gab es doch unter den Herren und der Obrigkeit, aber auch unter den einfachen Leuten etliche, die ihren eigenen Vorteil suchten und alles, was nicht niet- und nagelfest war, aus den Klöstern und Kirchen herausholten, und die Tag und Nacht Sachen nach Hause schleppten. Alles stand zur Selbstbedienung offen. Wer etwas in die Hände bekam, dem gehörte es. [...] Doch gab es schon zuvor einen heftigen Tumult und eine große Menschenansammlung unter den Bürgern. In der Zeit, als Friedrich Hüventhal noch in Göttingen war, holten die neuen evangelischen Männer alle hölzernen Götzen und Bilder aus den beiden Klöstern und Kirchen, brachten sie auf den Markt und wollten sie dort verbrennen. Gerade zu dieser Zeit befanden sich die ehrbaren Ratsherren und die ehrenwerten Gildenvetreter Tag und Nacht im Rathaus und im rückwärtigen Gebäude. Als nun ein Gildemeister von der Küche aus den Aufruhr sah, rief er laut, was da wohl vorgehe und ob es gar ein Bauernaufstand werden solle. Darauf antwortete ihm einer, der ein Bild trug, und fragte den Gildemeister, was ihm wohl an dem Bild läge, da er doch nicht verehrend den Kopf davor neige, er solle bald andere Neuigkeiten erfahren, die ihm nicht gefallen würden, zumal die Leute ihre Waffen und Gewehre dabei hätten.“ Zum Umstand, dass man sich auf der Suche nach moderaten Pfarrern an Landgraf Philipp von Hessen wendete, vgl. Moeller 1987, S. 503; Moeller 2012, S. 304.

¹⁶⁵ Vgl. Lubecus/Volz 1967, S. 60, Anm. 276.

¹⁶⁶ Erste Entwürfe, die allerdings keinen Eingang in den fertigen Text fanden, entstanden wohl noch im Dezember 1529; vgl. Moeller 1987, S. 501, 505; die entsprechenden Texte bei Saathoff 1929, S. 103-108.

¹⁶⁷ Vgl. hierzu auch Moeller 2012, S. 305.

¹⁶⁸ Der Text bei Sehling 1957, S. 906-918, sowie schon bei Saathoff 1929, S. 109-119; vgl. auch Moeller 1987, S. 505f. und die Einführung bei Sehling 1957, S. 901-905.

¹⁶⁹ Lubecus/Volz 1967, S. 59f, Anm. 270. Vgl. auch Arndt 2012, S. 190; Moeller 2012, S. 305.

durch die Formulierung „alle holtzern gotzen und bilde“¹⁷⁰ bei Lubecus nicht gedeckt. In jedem Fall wurden aber die beiden monumentalen Hochaltarretabel nicht ernsthaft beschädigt, da sie sich weitgehend bis heute erhalten haben.¹⁷¹ Vielleicht war es den damals noch immer in den Klöstern lebenden Mönchen zumindest zeitweise gelungen, die Chorräume verschlossen zu halten. Eventuell waren die Retabel aber auch einfach nur zu sperrig, um hinausgetragen und zerstört zu werden. In den Langhäusern, welche bei den Bettelordenskirchen ja die eigentlichen Predigträume¹⁷² darstellten, dürften die Bilderstürmer immer noch eine Fülle von skulpturalen wie gemalten Bildwerken (namentlich auf den Nebenaltären) gefunden haben, gegen die sich ihr Zerstörungswerk richten konnte.

Für den 18. April 1530 (einen Ostermontag) ist schließlich eine planmäßige Aktion von Abgeordneten des Rates und der Gilden im Franziskanerkloster überliefert, bei der „de schranke und toren vor dem Kore zubrochen“ wurden.¹⁷³ Damit ist der Abbruch des Lettners in der Barfüßerkirche dokumentiert. Die Aktion richtete sich allerdings nicht gegen Bilder, sondern bezog sich auf die Beschlagnahme der „kylche, kleinode, misgewant und, wes sy [die Franziskanermönche, C.S.] zu gots dienste sonst lange gebraucht, genomen“.¹⁷⁴ Es ging also vor allem um Gegenstände, die schon von ihrem Material her einen beträchtlichen Wert darstellten.

Schwierig bleibt eine präzisere Einschätzung darüber, was man in geordneter Weise aus den übrigen Kirchen entfernt hat, nachdem diese für den evangelischen Gottesdienst geöffnet wurden. Die Göttinger Kirchenordnung von 1530 sagt hierüber nichts aus. In anderen Detailfragen verweist sie allerdings immer wieder auf Johannes Bugenhagens sehr viel ausführlichere Braunschweigische Kirchenordnung von 1528.¹⁷⁵ Hier wiederum gibt es einen kurzen Passus „Van den bilden“.¹⁷⁶ Dieser beginnt mit dem Eingeständnis, „dat wy in unsen kerken vele lügenbilden

¹⁷⁰ Ebd., S. 32.

¹⁷¹ Zum Barfüßeraltar vgl. Warncke 2012; zum Paulinaltar, der um 1532/33 nach Walkenried übertragen wurde, vgl. Hahn 1994, S. 88-92; Arndt 2012, bes. S. 189-192. Zum generellen Umstand, dass zahlreiche mittelalterliche Bilder in Göttingen die Reformation überdauerten, vgl. Moeller 2012.

¹⁷² Vgl. Poscharsky 1963, S. 15-26.

¹⁷³ UB Göttingen 3, 1881, Nr. 474, S. 222. Vgl. auch Schlothgeber 1996, S. 47. Dass die Formulierung „schranke und toren“ gegen einen größeren Lettner spricht, wie Warncke 2012, S. 114 annimmt, bleibt fraglich.

¹⁷⁴ UB Göttingen 3, 1881, Nr. 474, S. 222; sinngemäß: „Kelche, Kleinodien, Messgewänder und was die Franziskaner sonst noch zum Gottesdienst verwendet hatten“.

¹⁷⁵ Siehe Sehling 1957, S. 915: „Unde se [die Göttinger Kirchenordnung, C.S.] kumpt mit der brunswigischen ordenynge overeyn, daruth wy ock vele punkte genohmen hebben. Denne wovoll wy von Godes gnaden woll hedden uth der godtlyken schrift eyne besunderere unde gröthere ordenynge könen maken, hebben wy doch vor guth angesehen, dat wy uns in den meisten stücken nach der ordenynge der lövelyken stadt Brunswig lenkeden unde hilden uth oszaken, dat wy de ordnenynge, dorch den truwen godesdeyner D. Johann Pomer [Johannes Bugenhagen, C. S.] gestelt.“ Zur Relevanz der Braunschweiger Kirchenordnung in dieser Frage vgl. auch Moeller 2012, S. 305.

¹⁷⁶ Sehling 1955, S. 445.

unde vele unnutte klotze hebben“, fährt aber mit der Zusicherung fort, „dat wy nicht mögen bildenstormere syn“.177 Nach Bugenhagens Regel wurden – in geordneter Weise und in Abstimmung mit der Obrigkeit – nur solche Bilder entfernt, welche mit Gebeten oder Kerzen verehrt wurden.178 In dieselbe Richtung gehen auch die Disputationsthesen, die im Januar 1531 von den lutherischen Predigern Johannes Sutel und Jost Winther ausgearbeitet wurden:

„Die götzen und Bilder / welchen Gottes ehre wird zugelegt / sollen mit der zeit || durch das wort Gottes ausgewurtzelt | ausgezogen und zu schmettert / darnach /|| on auff lauff und getümmel/ durch ein oberkeit abgethan werden.“179

Dies sind allerdings zunächst einmal nur Absichtserklärungen, die nicht besagen, was tatsächlich entfernt wurde. Man kann jedoch vermuten, dass in der Folge etliche verehrte Bilder aus den Kirchen entfernt worden sind. Anzunehmen ist, dass außerdem die Nebenaltdäre abgeräumt und zum Teil auch entfernt wurden.180 So überliefert Lubecus, dass 1530 nicht nur Grabsteine aus der Johannis- und Jacobi-kirche, sondern auch die „altarsteine“ der Pauliner- und Barfüßerkirche herausgerissen wurden, um sie für einen Deichbau am Groner Tor zu verwenden.181

Im protestantischen Gottesdienst hatten die Privatmessen und die damit verbundenen Nebenaltdäre keinen Raum mehr. Mit Sicherheit wurden die Reliquien herausgenommen und hierfür auch die Altarsepulcren aufgebrochen: Der Umstand, dass die Löcher, wenn es sie noch gibt, bis heute offen stehen, kann möglicherweise als bewusst belassenes Zeichen dafür gedeutet werden, dass keine Reliquien mehr vorhanden waren und man der katholischen „afgoderye“ abgeschworen hatte. Inwieweit man die Nebenaltdäre selbst schon zu diesem Zeitpunkt abgebrochen hat, bleibt unklar.

Ein direkter Eingriff ist für St. Johannis überliefert, wo der Superintendent Dr. Joachim Mörlin 1544 „nach der arth und weise der kirchen zu Wittenberg das alte gegater fur dem chor, wie im bapsthum breuchlich war, gar wegnehmen“ ließ, sowie auch „die altar, so noch in s. Johanniskirchen stunden, alle zu grunde wegnehmen [ließ], auch den fruemessenaltar fur dem chore; allein eine seulen fein

177 Ebd.

178 Ebd.: „hebbe wy alleyn wechgedän mit ordentliker gewalt unde overicheit de bilden, by unde vor welken sonderich anbedent unde afgoderye und sonderge ere mit lichten unde luchteren angerichtet wärd. De anderen allem, de nicht hinderlick synt in der kerken, late wy stan, so overs by etliken bilden namals ock sulke afgoderye unde vormeynede gadendenst dorch bylöwige lüde sick vorhöve, so wile wy mit ordentliker gewalt unde rechte desulvigen ock wechdohn [...]“.“

179 Zitiert nach Tschackert 1897, S. 75 (These Nr. 11). Vgl. auch Schlothgeber 1996, S. 48.

180 Vgl. hierzu auch Moeller 2012, S. 306.

181 Lubecus 1994, S. 346: „in den dick [d. h. Deich] gelegt under die meuren vile breite leich- und grabesteine aus s. Johanniskirchen und kirchhof, auch von s. Jacobskirchen alle steine, aus dem Pauliner und Barfussercloster auch die altarsteine, die wurden alle in den dick und grafen [d. h. Graben] gelegt.“

kunstreich im choro setzen lassen.“¹⁸² Lubecus, der diese Nachricht überliefert, berichtet an anderer Stelle davon, dass die (mit der lutherischen Lehre eigentlich gut zu vereinbarenden) geschnitzten Bildwerke der zwölf Apostel an der 1456 errichteten Kanzel von St. Johannis „nhun gantz sein abgebrochen“.¹⁸³ Ob sich dies auf bilderstürmerische Aktionen bezieht, bleibt offen. Dass sich gleichwohl bis zur umfassenden Sanierung in den 1790er Jahren mittelalterliche Bildwerke – und darunter offenbar mindestens ein mehrflügeliges Nebenaltarretabel – in St. Johannis befanden, wird 1803 durch den Göttinger Kunsthistoriker Johann Dominicus Fiorillo bezeugt.¹⁸⁴

In St. Jacobi ist für das Jahr 1742 die Entfernung eines Nebenaltars – vermutlich des Marienaltars im nördlichen Seitenschiff – bezeugt.¹⁸⁵ Anlass war hier das Bedürfnis nach mehr Platz für Gestühl.¹⁸⁶ Dieses Bedürfnis dürfte für die protestantische Neuordnung der Kirchenräume letztlich folgenreicher gewesen sein als eine antikatholische Haltung, wie sie für Joachim Mörlin in St. Johannis überliefert ist.

Auch zahlreiche Bildwerke blieben in den Jahren nach der Reformation wohl vorerst erhalten. So erklärt sich auch der immer noch eindrucksvolle Bestand überkommener Altarretabel. Mit wirklich substanziellen Eingriffen in die Architektur ist in dieser Zeit nicht zu rechnen. Man darf annehmen, dass spätere Räumungswellen – insbesondere im 18., 19. und 20. Jahrhundert – sehr viel einschneidender waren und stärker zu einer Überformung der Kirchenräume geführt haben. In diesem Zuge wurde auch weitgehend entfernt, was an Neuem nach der Reformation in die Kirchen gelangte: die festen Gestühle, Emporen und Sitze, in denen sich die neue Ordnung¹⁸⁷ manifestierte, aber auch die Vielzahl von Epitaphien, in

¹⁸² Lubecus 1994, S. 366f. Vgl. hierzu auch Moeller 2012, S. 306, der annimmt, dass bei dieser Gelegenheit das Hochaltarretabel von St. Johannis als das einzige Göttinger Hochaltarretabel, von dem keine Spur mehr vorhanden ist, entfernt wurde.

¹⁸³ Lubecus 1994, S. 181.

¹⁸⁴ Fiorillo 1803, S. 225f.: „Vor einigen Jahren wurden in der St. Johannis Kirche zu Göttingen viele Alterthümer versteigert, worunter auch einige Gemähldte waren. Ich kaufte zwey davon, von denen das eine gewiß aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts herrührte; allein Trotz allen Versuchen, die ich mit demselben anstellte, indem ich es nicht nur wusch, sondern auch zwey Flügel, die es hatte, und die sehr beschädigt waren, zerstörte, so waren dennoch meine Bemühungen umsonst, und ich konnte weiter nichts herausbringen, als daß die Manier, worin der Grund bereitet war, vollkommen mit derjenigen übereinstimmte, welche nach Vasari's Zeugniß, Margaritone auszuüben pflegte.“ Für den Hinweis auf diese Passage danke ich Christine Hübner, Göttingen, herzlich.

¹⁸⁵ Vgl. Storz 2013, S. 140f.

¹⁸⁶ Vgl. ebd.

¹⁸⁷ Vgl. hierzu Wex 1984, S. 12-175. Die Einführung fester Sitzplätze kann, wie Wex, *passim*, zeigt, als konstitutives Element des protestantischen Kirchenbaus angesehen werden. Es war nicht zuletzt das raumintensive Sitzen der gesamten Gemeinde, welches die für dem Protestantismus so charakteristischen Emporen erforderlich machte. Das feste Gestühl differenzierte die Gemeinde nach Geschlecht und Stand: Die Frauen saßen unten, wobei die höherrangigen Plätze vorn angeordnet waren, die Männer auf den Emporen, wobei der Rang nach oben hin abnahm. Für herausgehobene Personen und Stände gab es eigene Prieche (vgl. Kießling 1995). Indem die Sitzplätze bezahlt werden mussten, boten sie Kompensation für die beträchtlichen Einnahmeverluste, die sich aus der mit der lutherischen Rechtfertigungslehre begründeten Abschaffung des ka-

denen die Tradition des Totengedenkens in protestantisch-bereinigter Form ihre Fortsetzung fand.¹⁸⁸

Barock und Aufklärung

Stellt man sich die Frage, wie in der Zeit nach der Reformation das ideale lutherische Kirchengebäude aussah, so fällt die Antwort möglicherweise überraschend aus: Bestimmend blieben vorerst die architektonischen Lösungen des Mittelalters, die lediglich eine neue Ausstattung erhielten. Die großen lutherischen Kirchneubauten in Wolfenbüttel und Bückeburg schließen sich dezidiert an die mittelalterliche Tradition an und stellen dies mit historisierenden Elementen auch auf programmatische Weise heraus.¹⁸⁹ In den meisten Fällen – auch in Göttingen – wurden ohnehin die alten Räume weitergenutzt. Diese boten Orientierung und Flexibilität gleichermaßen und waren so für die neuen Aufgaben vorerst gut geeignet. Orientierung: dies bezieht sich auf die nach wie vor erwünschte Präsenz architektonischer Würdeformen wie dem nach Osten ausgerichteten Chorpolygon, dem Rippengewölbe und den Maßwerkfenstern. Flexibilität wiederum ergab sich aus der hier schon wiederholt beschworenen relativen Unabhängigkeit von Architektur und Ausstattung, welche eine Neueinrichtung gerade der Kirchenschiffe überhaupt erst ermöglichte.

Allerdings kamen im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert zunehmend Zweifel an der Eignung mittelalterlicher Kirchenräume für den protestantischen Gottesdienst auf. Zum zentralen Argument wurde dabei die mangelnde Sicht- und Hörbarkeit des Predigers. So klagt etwa der lutherische Theologe Johann Balthasar Schupp in seiner Schrift *Salomo, Oder Regenten-Spiegel* von 1658:

„Die Kirchen werden heutigen Tages bey den Lutheranern nicht recht erbauet. Die alten Kirchen / welche wir haben / die sind im Papstthumb erbauet worden / nach ihrer intention / mit vielen Seulen und Pfeilern. So manche Seul / so manchen Pfeiler sie gehabt / so manchen Altar haben sie bauen lassen / und so viel Messen sind zu der Pfaffen Vortheil gehalten worden. Das Predigen haben sie wenig geachtet. An solchen Seulen und Pfeilern aber stösset sich des Predigers Stimm / daß nicht alle Leute in der Kirche recht hören können. Und es machet einen Prediger sehr müde“¹⁹⁰

tholischen Spenden- und Ablasswesens ergaben. Bedeutende protestantische Neubauprojekte wie die Dresdner Frauenkirche hängen nicht zuletzt von einer frühzeitigen Vermietung von Sitzplätzen und Betstuben – gleichsam als Subskriptionsunternehmen – ab (vgl. Magirius 2005, S. 107).

¹⁸⁸ Vgl. hierzu exemplarisch Brinkmann, I. 2010 sowie Döring 1984a, S. 102-116. Aus Platzgründen wird hier auf weitere Elemente des protestantischen Kirchenbaus wie die Beichtstühle oder Choremportale nicht weiter eingegangen.

¹⁸⁹ Zu Wolfenbüttel vgl. Thies 1987; zu Bückeburg vgl. Albrecht, T. 1999 (bei letzterer Publikation wird allerdings der eigenständig-historisierende Charakter der Nachgotik tendenziell unterschätzt, vgl. insbesondere ebd., S. 200f.).

¹⁹⁰ Schupp 1658, unpag. (Cap. VI).

Schupps Kritik an mittelalterlichen Kirchenräumen deckt sich mit den Auffassungen, die in der zeitgenössischen Architekturtheorie vertreten wurden.¹⁹¹ Eine Schlüsselrolle nahm dabei Leonhard Christoph Sturm (1669-1719) ein, der 1712 als Reaktion auf den Bau der Schweriner Schelfkirche Vorschläge für die Bauform und Raumaufteilung lutherischer und reformierter Kirchen entwickelte¹⁹², die er später in seiner *Vollständigen Anweisung alle Arten von Kirchen wohl anzugeben* von 1718 weiterentwickelte.¹⁹³ Sturm ist auf diese Weise zu einem der einflussreichsten Theoretiker des protestantischen Kirchenbaus in Deutschland geworden.¹⁹⁴

In seinen beiden Traktaten wendet sich Sturm vor allem gegen den lutherischen Traditionalismus, der nach wie vor an Bauformen festhielt, welche nach Ansicht des Verfassers funktional unzulänglich waren und deren ikonologische Aufladung er für Aberglauben hielt. Dies bezieht sich auf die symbolisch aufgeladene Kreuzform von Kirchen¹⁹⁵, aber auch auf die Ausrichtung nach Osten¹⁹⁶ sowie generell auf eine „Heiligkeit“ des Chores.¹⁹⁷ Demgegenüber betont der Architekturtheoretiker, wie wichtig es im protestantischen Kirchenbau sei, dass der Prediger gut gehört und gesehen werde.¹⁹⁸ Dies richtet sich nicht zuletzt gegen die mittelalterlichen Bauten, deren Chöre aufgrund ihrer Länge für die neuen Bedürfnisse zumeist ungeeignet seien.¹⁹⁹ Sturm plädiert also dafür, aus funktionalen Gründen auf vertraute Würdeformen zu verzichten. Bedeutsam ist, was er als ästhetische Kompensation für diesen Verzicht anbietet: Regularität im Sinne einer Ordnungsqualität.²⁰⁰ Sturms Entwürfe zeichnen sich dementsprechend durch

¹⁹¹ Vgl. Furttenbach 1971 [1649], S. 194: „daß die/ nicht sonders grosse/ ohngewölbete/ (.sintemalen die alte so hoch gewölbte Kirchengebäw sehr widerhallen/ dem Redner die Wort so hart zusprechen/ vil ungelegenheit/ ja manchesmahl schädliche Leibsgebresten verursachen.) danoch aber in gebüender länge/ braite/ und mittelbarer höhe/ mit hiltzern oder aber mit gibsenen eingehängten Bühnen/ (.damit die sonsten von alters ger gebawerten kostbare Säul/ den Zuhörern nicht verdrießlich vor dem Gesicht stehen.) [...]“ Vgl. auch ebd., S. 225. Zu Furttenbach vgl. u. a. Schelter 1981, S. 18-20; Schütte, U. 1984, S. 176f.

¹⁹² Sturm 1971 [1712].

¹⁹³ Sturm 1718.

¹⁹⁴ Zu Sturm vgl. Schelter 1981, S. 27-31; Schütte, U. 1984, S. 178f.; Schädlich 1990, S. 92-139.

¹⁹⁵ Vgl. Sturm 1971 [1712], S. 221: „Das erste belangend/ ist die an vorgelegten Dessen [der Schweriner Schelfkirche, C. S.] erwehlete Creutz-Figur von langer Zeit her unter denen Protestanten sonderlich der Lutherischen Kirche so gar beliebt/ daß ich gantz furchtsam bin nach der Wahrheit davon zu urtheilen. Denn ich besorge billig/ wenn ich sage/ daß es die aller unbequemste unter allen Figuren sey/ so werden den meisten die dieses lesen/ die Gedult vergehen weiter fortzufahren [...]“

¹⁹⁶ Sturm 1718, S. 27f.

¹⁹⁷ Ebd., S. 27: „Daß aber der Chor vor der überigen Kirchen eine Heiligkeit habe/ wird verhoffentlich keiner von den Protestanten glauben.“

¹⁹⁸ Sturm 1971 [1712], S. 223: „Zum andern ist ein Haupt-Requisitum einer solchen Kirche/ daß jedermann die Functiones des Gottesdienstes alle/ sonderlich aber den Prediger auf der Cantzel/ sehen könne.“

¹⁹⁹ Vgl. Sturm 1718, S. 27: „In den alten Kirchen aber/ welche aus dem Pabstthum an die Lutheraner und Reformirte gekommen sind/ liegen die Chöre insgemein also/ daß die Gemeinde weder recht sehen noch hören kann/ was in oberzehnten Stücken daseibst vorgehet.“

²⁰⁰ Ebd., S. 227: „Denn ich bin versichert/ wenn einem Architect eine in Mauer-Werck irregulare Kirche auch nur auf einem Dorfe fůrgegeben/ der Raum innen her aber gantz frey gegeben wür-

strenge Symmetrie aus, die nicht zuletzt durch die axiale Anordnung von Altar und Kanzel im Typus des Kanzelaltars erreicht wird.²⁰¹ Damit der Prediger von allen Gottesdienstbesuchern gut gesehen und gehört werden kann, wird der Chorraum möglichst verkürzt und der Kanzelaltar nahe an die Gemeinde gerückt. Auch das Gestühl, das sich üblicherweise für die Frauen im Parterre und für die Männer auf den Emporen befindet, wird auf gute Sicht hin angelegt. Charakteristisch sind dabei zum einen die radial auf den Kanzelaltar ausgerichteten Gänge hinter Pfeilern, welche mittels Sehstrahlen konstruiert sind und diejenigen Felder abbilden, in denen die Sicht verdeckt ist. Zum anderen zeigen Sturms Entwürfe – gerade auf den Emporen – ansteigende Gestühlsreihen, um auch weiter hinten sitzenden Personen gute Sicht zu gewähren.

Leonhard Christoph Sturms Vorschläge für die Neuordnung protestantischer Kirchenbauten sind hier deshalb ausführlicher vorgestellt worden, weil sie in Göttingen unmittelbar Anklang fanden. Am deutlichsten lässt sich dies beim Neubau der Reformierten Kirche in der Karspüle nachvollziehen, die 1752-53 nach Entwürfen des Universitätsbaumeisters Johann Michael Müller in dem von Sturm propagierten Typus des Quersaals mit Kanzelaltar und amphitheatralisch ansteigenden Gestühlen errichtet wurde.²⁰² Aber auch die meisten mittelalterlichen Kirchen wurden im 18. Jahrhundert, so weit das möglich war, im Sinne Sturms umgestaltet. Während in der Zeit unmittelbar während und nach der Reformation vermutlich nur die Ausstattung verändert wurde, kam es jetzt zum Teil zu radikalen Eingriffen in die mittelalterliche Bausubstanz. Umso wichtiger ist es, diese Phase in ihrer Eigenständigkeit zu thematisieren.

Die Rezeption der von Sturm vertretenen Konzepte wurde in Göttingen vermutlich durch zwei Umstände befördert: Zum einen stand bei den meisten mittelalterlichen Kirchen eine Renovierung an, weil die französischen Besetzungen während des Siebenjährigen Krieges zwischen 1757 und 1762 zu erheblichen Verwüstungen geführt hatten.²⁰³ Zum anderen dürfte mit der Gründung der Universität Göttingen in den 1730er Jahren die Bereitschaft für eine theoretisch fundierte und aufklärerisch-rationalistisch motivierte Umgestaltung der Kirchen wesentlich gestiegen sein.²⁰⁴ Man kann dies auch personell fassen: an der Georgia Augusta lehrte seit 1736 der Mathematiker und Architekturtheoretiker Johann Friedrich Penther (1693-1749).²⁰⁵ Die 1738 gedruckte Ausgabe seines regelmäßig an der Universität Göttingen gehaltenen *Collegium architectonicum* enthält nicht zuletzt einen Abschnitt

de/ die Gestühle samt Cantzel und Altar aufs neue darinnen zu ordiniren/ er würde sich nimmermehr resolviren können/ solches ohne regularität zu thun.“

²⁰¹ Zu diesem Typus vgl. insbesondere Poscharsky 1963, S. 214-250; Mai 1969.

²⁰² Vgl. Reuther 1978, zum Bezug auf Sturm vgl. ebd., S. 170; Manso 2009.

²⁰³ Bis auf St. Johannis und St. Nikolai wurden alle Göttinger Kirchen von den französischen Truppen zumindest zeitweise als Speicher genutzt, was erhebliche Verluste an Ausstattung (namentlich an Gestühl) mit sich brachte – vgl. Saathoff 1929, S. 202-204; Hammann 2002, S. 551-553.

²⁰⁴ Vgl. hierzu auch Brinkmann, J.-U. 1987, S. 307-310; Hammann 2002, S. 536-539.

²⁰⁵ Zu Penther vgl. Reuther 1981; Sors 2014, S. 148f.

über Kirchenarchitektur, der sich in wesentlichen Punkten an Sturm anschließt, ohne freilich dessen polemischen Grundton zu übernehmen.²⁰⁶ Auch Penther betont, dass bei den protestantischen Kirchen

„hauptsächlich auf einen freyen breiten Raum gesehen wird, um den Prediger auf der Cantzel wohl sehen und hören zu können, weil bey Protestantischen Gottesdienst auf das Predigen am meisten gehalten wird.“²⁰⁷

Zudem geht er darauf ein, dass im protestantischen Kirchenbau der Altar nahe an die Gemeinde gerückt und als Kanzelaltar angelegt wird.²⁰⁸ Er empfiehlt nach hinten ansteigende Sitzreihen auf den Emporen zur Verbesserung der Sicht und „einen ansehnlichen breiten Gang durch die Weiber-Stühle [...] um bei Leich-Processionen Platz zu haben.“²⁰⁹ Tatsächlich findet man solche breiten Mittelgänge im späten 18. Jahrhundert in allen Göttinger Kirchen, von denen sich Pläne erhalten haben.²¹⁰

In welchem Maße die von Architekturtheoretikern wie Sturm und Penther vertretenen Prämissen zu einer Veränderung des Raumbildes der Göttinger Kirchen führten, lässt sich besonders gut an St. Marien beobachten, zumal sich hier ein Plan der alten Innenraumanordnung erhalten hat (Abb. 50). Demnach gab es bis zum Umbau um 1770 eine überaus unregelmäßige Raumaufteilung. Die Seitenschiffe und das westliche Ende des Mittelschiffs waren mit einer Hufeisenempore umgeben. Da sich im Westen – vermutlich über der Empore – die Prieche für die Vertreter des Deutschen Ordens befand, war die Orgel asymmetrisch auf einer Empore im östlichsten Joch des nördlichen Seitenschiffs untergebracht. Direkt daneben erhob sich am östlichsten Freipfeiler der nördlichen Langhausarkaden die Kanzel. Im Parterre bestand das Frauengestühl aus drei parallel nach Osten ausgerichteten Reihen, von denen die mittlere asymmetrisch nach Süden gerückt war und die nördliche Reihe nur bis zwischen die Pfeiler reichte, während die südliche Reihe nahezu den ganzen Raum unter dem Südseitenschiff in Anspruch nahm.

Im östlichsten Joch des Südseitenschiffs war das Gestühl um 90 Grad gedreht und auf die Kanzel ausgerichtet. Weitere Gestühle und Prieche standen an den

²⁰⁶ Penther 1738, S. 49-54. Zur Verbindung mit Sturm vgl. Schütte, U. 1984, S. 179. So geht Penther 1738, S. 49f. auch auf die unnötige Ostung und auf die in seinen Augen nicht mehr gültige Präferenz für kreuzförmige Bauten ein.

²⁰⁷ Penther 1738, S. 49.

²⁰⁸ Ebd., S. 50f.: „Der Platz zum Altar ist gemeinlich im Chor, vornemlich bey den Catholicken der hohe Altar, weil aber dadurch der Altar von einigen Orthen sehr entfernet, auch viele aus ihren Stühlen nicht dahin sehen, oder alles Actus vor den Altar genau bemercken können, hat man bey den protestanten angefangen den Altar in die Mitte der Kirchen zu setzen, ja die Lutheraner combiniren öffters Cantzel und Altar, damit beyde zusammen denen zuhören nahe sind, auch einige kosten erspahret werden, worauf die Lutheraner in ihren Kirchen immer mehr, als die Catholiquen zu sehen haben.“

²⁰⁹ Ebd., S. 51.

²¹⁰ St. Johannis, St. Jacobi, St. Marien, St. Albani und St. Nikolai. Sturm 1791 [1712] zeigt zumindest bei den Planzeichnungen eher schmale Durchlässe. Hingegen betont er in seiner späteren Schrift (Sturm 1719, S. 31) – wie später auch Penther – die Bedeutung derartiger Gänge.

Chor- und Seitenschiffswänden. Verhältnismäßig frei war hingegen das Chorpolygon, in dem sich nach wie vor der Altar mit seinem mittelalterlichen Retabel befand.

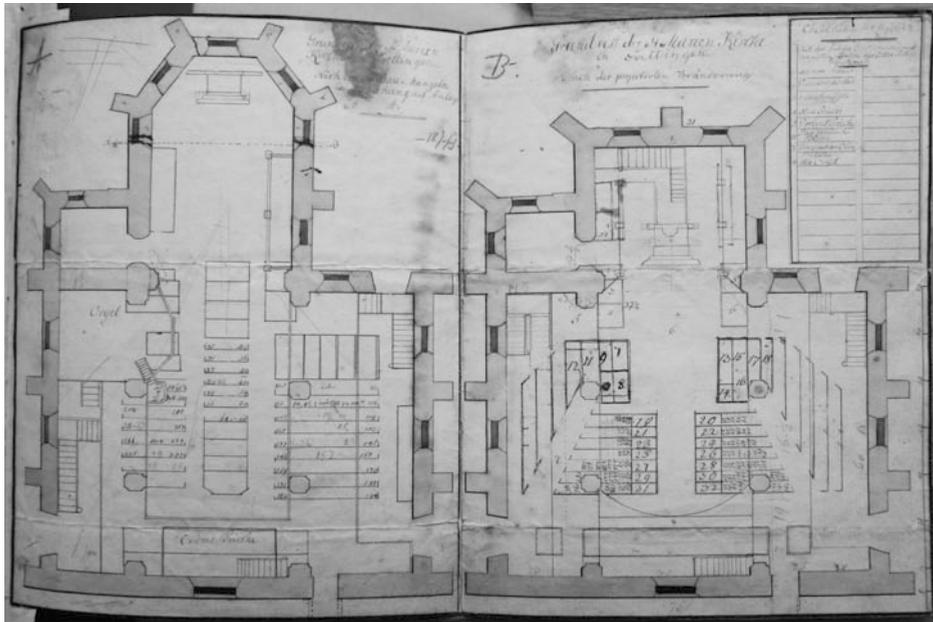


Abb. 50: Göttingen, St. Marien, Pläne zur Umgestaltung – links: Zustand vor 1770, rechts: geplanter Umbau, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Marien, A 512, III

Als das Polygon aufgrund seiner Baufähigkeit um 1770 abgerissen werden musste, wurde der nunmehr rechteckig geschlossene Chor deutlich verkürzt.²¹¹ Damit löste man ein Grundproblem, welches die mittelalterliche Raumdisposition mit ihrem tiefen, gerade von den Seitenschiffen her nur bedingt einsehbaren Chor für den protestantischen Kirchenbau aufwarf: Der Altar rückte jetzt direkt hinter den Chorbogen, so dass er nahezu von überall gut zu sehen war. Zudem baute man das mittelalterliche Retabel so um, dass in seinem Zentrum eine Kanzel integriert werden konnte (Abb. 146).²¹² An der Spitze wurde das zentrale Marienbild des Altars angebracht.²¹³ So bietet der Typus des Retabel-Kanzelaltars einen bemerkenswerten Kompromiss zwischen dem lutherischen Traditionsbewusstsein, das auf die

²¹¹ Zu diesem Umbau vgl. Saathoff 1929, S. 204-206; Brinkmann, J.-U. 1987, S. 310; Hammann 2002, S. 553.

²¹² Vgl. Girod 2012, S. 258f., 271-274.

²¹³ Vgl. Brinkmann, J.-U. 1987, S. 310; Girod 2012, S. 274.

Bewahrung des Retabels setzte, und den neuen Anforderungen aufgrund der Theorie des protestantischen Kirchenbaus.²¹⁴

Im Langhaus von St. Marien wurde das Ensemble von Emporen und Gestühl ganz im Sinne von Sturms Forderung nach Regularität symmetrisch gestaltet. Die Orgel gelangte an die Westseite und im Parterre wurden um einen breiten Mittelgang vier Gestühlsblöcke eingerichtet, die anhand von radial auf den Kanzelaltar ausgerichteten Sehstrahlen so beschnitten waren, dass man von überall auf den Kanzelaltar blicken konnte. Insofern bot der Umbau der Marienkirche geradezu ein Musterbeispiel für die Anpassung eines mittelalterlichen Kirchenraumes an die neuen Forderungen an protestantische Predigtkirchen.

St. Marien scheint die erste der Göttinger Kirchen des Mittelalters gewesen zu sein, bei der eine solche Umgestaltung tatsächlich realisiert wurde. Ihr geht 1762 ein ganz ähnlicher und vermutlich impulsgebender Plan des Universitätsbaumeisters Johann Michael Müller für die Paulinerkirche voraus (Abb. 235).²¹⁵ Demnach sollte der gesamte, immerhin vierjochige Chor der ehemaligen Bettelordenskirche mit anschließendem 5/8-Polygon bis auf das westlichste Chorjoch abgebrochen werden. Dieses letzte Joch hätte Raum für einen repräsentativen Kanzelaltar geboten, der auf diese Weise nahe an die Gemeinde gerückt worden wäre – eine radikale Lösung, die belegt, dass man zu dieser Zeit völlig neue Raumbilder verfolgte und zu einer weitgehenden Aufgabe mittelalterlicher Substanz bereit war.

Vergleichbare Pläne gab es für die Albanikirche (Abb. 206). Auch hier überlegte man, das Polygon abzureißen und einen geraden Chorabschluss zu errichten, der (mit dazwischen geschalteter Sakristei) als Rückwand für einen Kanzelaltar dienen sollte.²¹⁶ Die 1788 begonnene Umgestaltung fiel dann allerdings weniger substantiell aus, wenngleich die mittelalterliche Sakristei abgetragen wurde.²¹⁷ Der mittelalterliche Chorbau blieb erhalten, wurde aber durch einen weit in Richtung Kirchenschiff gerückten Kanzelaltar weitgehend verdeckt, in den offenbar Teile des abgebauten mittelalterlichen Retabels integriert wurden.²¹⁸

Wiederholte Erneuerungsmaßnahmen sind für die Jacobikirche überliefert. Diese wurde bereits 1718 „inwendig gantz renoviret und schön angemahlet, an den Empor-Stühlen mit lauter biblischen Geschichten.“²¹⁹ Eine Teilrenovierung, die sich offenbar auf das östliche Joch des nördlichen Seitenschiffs beschränkte, wurde 1742 durch den Pfarrer Christian Ernst Simonetti initiiert. Dabei ging es vor allem darum, mehr Platz für Gestühle und Prieche zu schaffen, welcher für die Profes-

²¹⁴ Vgl. Poscharsky 1963, S. 218f.; Mai 1969, S. 105f. Beispiele bieten die Kirchen in Schneidlingen, Alterode und Gerbstädt. In unmittelbarer Umgebung von Göttingen ist die Marienkirche in Hetershausen zu nennen, deren Retabel-Kanzelaltar erst 1936 zugunsten einer Rekonstruktion des Retabels aufgelöst wurde – vgl. Wasmann 1990, S. 77-80.

²¹⁵ Vgl. Freigang 1994b, S. 96f.

²¹⁶ Vgl. die Pläne im Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Albani, ZS 2.

²¹⁷ Vgl. Saathoff 1929, S. 206-208; Brinkmann, J.-U. 1987, S. 310.

²¹⁸ Vgl. Saathoff 1929, S. 207.

²¹⁹ Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1734, 2. Buch, S. 78.

soren und Studenten der Universität benötigt wurde.²²⁰ In diesem Zuge wurde auch ein Nebenaltar – wohl der Marienaltar im nördlichen Seitenschiff – abgetragen, den gewonnenen Raum zu bestuhlen. Schließlich erfolgte 1774 eine erneute Umgestaltung der Jacobikirche, welche die Emporen und die Kanzel betraf. Ob erst jetzt die Emporen vor die Pfeiler gezogen wurden oder ob dies schon bei den Einbauten von 1718 der Fall war, lässt sich nicht entscheiden. Die Malereien an den Emporen scheinen 1774 verloren gegangen zu sein. Die Kanzel wurde mittig an den westlichen Beginn des Chorraums gesetzt, so dass sie den Altar teilweise verdeckte. Man wird dieser Lösung nicht gerecht, wenn man davon spricht, dass der Altar „zugestellt“ wurde.²²¹ Schließlich dürfte man im Mittelalter erst recht keine freie Sicht auf den Hochaltar gehabt haben. Vielmehr ging es um eine funktional sinnvolle Abtrennung des Langhauses als Predigtraum vom Chor als Abendmahlsraum, die für den protestantischen Kirchenbau charakteristisch ist.²²² Immer, wenn die Gemeinde zum Abendmahl ging, konnte sie den Altar aus nächster Nähe sehen – ein Privileg, das im Mittelalter für die meisten Kirchenbesucher nicht bestand. Generell bewahrte die Jacobikirche von allen Göttinger Kirchen ihr mittelalterliches Erscheinungsbild am weitesten, indem hier vor allem das Hochaltarretabel stehen blieb.²²³

Während St. Jacobi somit keine wirklich substanziellen Eingriffe in die mittelalterliche Architektur zu verzeichnen hat, kam es an St. Johannis 1791/92 zu einem radikalen spätbarock-frühklassizistischen Umbau (Abb. 51, 72, 76, 80).²²⁴

²²⁰ Vgl. die Verteidigung Simonetti gegenüber dem Konsistorium: KKA Göttingen, PfA St. Jacobi A 203 Fasc. 4. Simonetti beruft sich hier auf eine bereits 1735 erteilte Genehmigung und auf einen Austausch mit dem „Kirch-Vater“ Bornemann: „Hierauff antwortete er [Bornemann]: daß aus Mangel der erforderlichen Unkosten solches bis dato nicht geschehen, so bald man aber einiges Geld haben würde, es geschehen sollte. Der Endtschluß wäre dieser: die queer Prieche, nebst dem Crucifix und dem bebauten Altar sollten weggerißen, und auff der Seite wo jetzo die Cantzel stünde, die Professor Stühle und die Studenten Prieche angeleget werden. Hierauf erwiderte ich [Simonetti]: man müßte dasjenige, was man mit eins nicht bewerkstelligen könnte nach und nach thun. Es würde gut seyn, erstlich das Crucifix und den bebauten Altar wegzunehmen, und die queere Prieche so lange zum Gebrauch der Studiosorum einzurichten, bis man sie auff der andern Seite anlegen könnte, ferner auff dem Platz des alten bebauten Altars Stühle zu bauen, aus deren Vermiethung man etwas zu dem nach und nach vorzunehmenden Bau sammeln könnte. Dieser Vorschlag gefiel dem Kirch-Vater, um auff diese Weise denen hohen Befehlen eines Königlichen Consistorii unterthänigst nachzuleben. Der Kirch-Vater Bornemann ließ also das Crucifix abnehmen, den bebauten Altar abbrechen, und Stühle hin bauen, von deren Vermiethung die Kirche bereits über 20. Rthr genoßen, um das nach und nach zu erfüllen, was man wegen der Armuth auff eins zu verfertigen nicht im Stande.“ (ebd., f. 13). Für die Transkription und Übermittlung danke ich sehr herzlich Pastor Harald Storz an St. Jacobi. Zu Simonetti vgl. auch Storz 2013.

²²¹ So noch Moeller 2012, S. 297. Vgl. bereits Saathoff 1929, S. 206.

²²² Es gab verschiedene Lösungen, diese Abtrennung umzusetzen. In einigen Fällen – so im Freiburger Dom oder in der Stiftskirche in Stuttgart – wurde der Chor ganz und gar umfunktioniert und als Grablege verwendet. In anderen Fällen – so etwa bei der Marienkirche in Berlin oder der Katharinenkirche in Braunschweig – diente der Chor – ähnlich wie in St. Jacobi in Göttingen – als separater Abendmahlsraum. Vgl. hierzu allgemein Schmelzer 2010, S. 152.

²²³ Vgl. Saathoff 1929, S. 206; Scholl 2010, S. 95.

²²⁴ Vgl. Saathoff 1929, S. 208; Brinkmann, J.-U. 1987, S. 310; Hammann 2002, S. 553f.; Freigang 2002, S. 783.

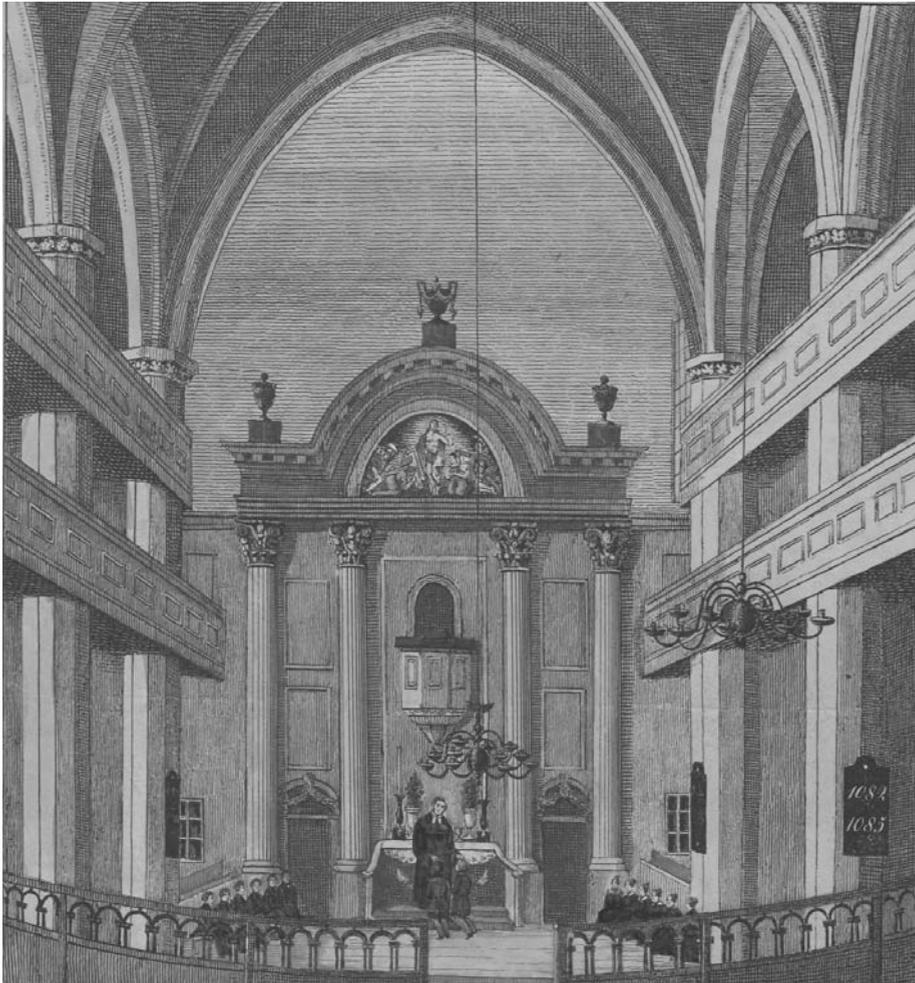


Abb. 51: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach der Umgestaltung durch Georg Heinrich Borheck, Radierung auf einer Konfirmationsurkunde, um 1850, Göttingen, Städtisches Museum

Als Architekt war Georg Heinrich Borheck (1751-1834) verantwortlich, der im Göttinger Umland auch als Entwerfer von Landkirchen (z. B. in Landolfshausen) und als Verfasser der 1808 publizierte Schrift *Anweisung über zweckmäßige Anlegung der Landkirchen* in Erscheinung getreten ist.²²⁵ In dieser Schrift wendet sich Borheck dezidiert gegen die Brauchbarkeit mittelalterlicher Kirchen für den protestantischen Gottesdienst:

²²⁵ Zur Borheck vgl. Reuther 1978, S. 173-175; Freigang 2002, S. 782-785; Manso 2009, S. 205-220, 243.

„Damahls waren sie Andachtshäuser für ein Volk, das mehr durch dunkle Gefühle, als durch Ueberzeugung, geleitet wurde; daher denn ein langes und schwach erleuchtetes Gebäude, an dessen einem Ende der Hochaltar stand, der Absicht vollkommen entsprechend war. In neuern Zeiten haben die veränderten Religionsideen der Protestanten, nach und nach auch eine große Veränderung in den Einrichtungen ihrer Kirchen hervorgebracht; und man ist ganz von dem Wahn zurückgekommen, daß die Form und innere Einrichtung dieser Gebäude, mit der Religion in Verbindung stehe.“²²⁶

Entsprechend eingreifend war zuvor schon Borhecks Umbau von St. Johannis. Dabei wurde der in seiner Traufhöhe gegenüber dem Langhaus ursprünglich erhöhte Chor auf das Langhausniveau gebracht. Eine eingezogene Zwischenwand verkürzte den Chorraum auf 1 ½ Joche. Die Wand fungierte als Hintergrund für einen monumentalen Kanzelaltar, der damit erneut dicht an den – überdies mit zwei Emporen übereinander versehenen – Gemeinderaum rückte. Letztlich entspricht diese Lösung den in St. Marien verwirklichten und für die Paulinerkirche zumindest projektierten Plänen. Bemerkenswert ist überdies, dass das Fußbodenniveau im gesamten Langhaus treppenförmig nach Westen anstieg, um die Sichtbarkeit zu verbessern. Zum Ausgleich musste man beim Betreten der Kirche erst etliche Treppen hinaufsteigen (Abb. 72). So hat Borheck aus der mittelalterlichen Kirche einen protestantischen Predigtraum gestaltet, der den Anforderungen der Architekturtheorie des 18. Jahrhunderts in hohem Maße entsprach, wobei er freilich seine mittelalterliche Gestalt weitgehend einbüßte.

Insgesamt waren die Eingriffe des 18. Jahrhunderts in die mittelalterliche Bausubstanz radikaler als die der vorhergehenden Jahrhunderte. Würdeformen wie die polygonalen Chorabschlüsse wurden nun nicht mehr als notwendig erachtet, um Kirchen als Sakralbauten auszuzeichnen. Der Verzicht auf einen über Jahrhunderte vertraut gewordenen Anblick wurde durch neue Bauformen wie repräsentative Kanzelaltäre kompensiert. Insofern kann man für das 18. Jahrhundert von einem Traditionsbruch sprechen, der im Vergleich zu der Zeit unmittelbar nach der Reformation eine neue Qualität darstellt.

Andererseits zeigt sich an Einzelheiten, dass der Bruch keineswegs allumfassend war. So fällt an St. Marien nicht nur die Wiederverwendung des mittelalterlichen Altarretabels auf, sondern auch die Anlage spitzbogiger Fenster an der neuen Westwand. Auch die eingekürzten Fenster des Chores von St. Johannis erhielten wieder eine Spitzbogenform. Hier kam das Prinzip der „Conformitas“ zum Tragen, das eine stilgerechte Ergänzung vorsah, selbst wenn der Stil nur bedingt geschätzt wurde.²²⁷ Diesem Prinzip folgen letztlich auch noch die bemerkenswerten Entwürfe Friedrich Weinbrenners aus dem Jahr 1803 für den Umbau der Göttinger Paulinerkirche zur Bibliothek (Abb. 236), die in reduzierter Weise 1808-12 von

²²⁶ Borheck 1808, S. 3f.

²²⁷ Vgl. u. a. Schmidt 1999, S. 161f.; Scholl 2000, S. 517f.

Justus Heinrich Müller realisiert wurden.²²⁸ Mit ihrer eigenständigen Anwendung gotisierender Formen markieren sie zugleich den Beginn der Neugotik an einem repräsentativen städtischen Gebäude inmitten Göttingens.²²⁹ Tatsächlich sollte es nicht mehr lange dauern, bis die Gotik nicht nur aus Gründen der stilistischen Konformität aufgegriffen wurde, sondern erneut zum Leitbild eines aktuellen protestantischen Kirchenbaus avancierte.

Die Umbauten des 18. Jahrhunderts als bedeutende Zeugnisse für die Erneuerung der Baukunst auf architekturtheoretischer Grundlage in der aufgeklärten Universitätsstadt Göttingen sind infolgedessen restlos verloren gegangen.

Historismus: Conrad Wilhelm Hase in Göttingen

„Ein Gebäude, worin man gut hören und sehen kann, ist noch keine Kirche“ – mit dieser Notiz richtete sich der in Berlin wirkende Architekt Karl Friedrich Schinkel gegen die primäre Ausrichtung eines protestantischen Kirchengebäudes auf die Predigt.²³⁰ Nachdem man sich im 18. Jahrhundert vor allem darum bemüht hatte, das Hören und Sehen zu verbessern und zu diesem Zweck auch fundamentale Eingriffe in die mittelalterliche Bausubstanz vornahm – St. Johannis in Göttingen bietet hierfür ein anschauliches Beispiel –, wendete sich im 19. Jahrhundert das Blatt erneut. Gerade das Mittelalter wurde im Gefolge von Romantik und Historismus zur Projektionsfläche für aktuelle religiöse, aber auch nationale Utopien, bei deren Umsetzung man insbesondere auf die Kunst vertraute.

Charakteristisch für diese Zeit ist zunächst einmal das vom Anspruch her „stilrichtige“ Rekonstruieren zwischenzeitlich verlorengegangener Bausubstanz, welches sich auch in Göttingen belegen lässt. Hierzu gehören etwa in den 1870er Jahren die Wiederherstellung des oberen Teils des Glockenhauses am Westbau von St. Johannis²³¹, 1880/81 die Wiederherstellung der Westportalvorhalle von St. Jacobi²³² sowie 1887-90 die Rekonstruktion des polygonalen Chores von St. Marien²³³. Am eingreifendsten war der Umbau des Chores von St. Johannis, auf den noch

²²⁸ Vgl. Freigang 1994a, S. 85-87, 102f. sowie den Beitrag von Lena Hoppe (Kapitel „Architektonische Veränderungen nach dem Mittelalter“) in diesem Band.

²²⁹ Dies ist als eigener Schritt gegenüber den Anfängen der Neugotik im Schutzraum der Landschaftsgärten zu sehen; vgl. Freigang 1994a, S. 86; Scholl 2000, S. 529f.

²³⁰ Notiz im Zusammenhang mit dem Entwurf zum Wiederaufbau der Berliner Petrikirche um 1814, zitiert nach Rave 1981, S. 180.

²³¹ Vgl. Schaar 1937, Teil 2, S. 5-11, sowie den Beitrag von Sonja Friedrichs und Sara Nina Strolo (Kapitel „Umgestaltungen vor der großen Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase“) in diesem Band.

²³² Der Entwurf stammt von Conrad Wilhelm Hases Schüler Hans Grisebach, der für Göttingen auch die Villa Levin, Merkelstr. 4 (heute Goethe-Institut) projektierte – vgl. Scholl 2010, S. 81-85. Geplant war von Conrad Wilhelm Hase überdies die Ersetzung der frühneuzeitlichen Turmhaube von St. Jacobi durch eine neugotische Lösung, die allerdings nicht realisiert wurde; vgl. ebd., S. 85-91.

²³³ Vgl. den Beitrag von Judith Krüger und Hanke Tammen in diesem Band (Kapitel „Die Rekonstruktion des Chores 1887-1890“).

einzugehen ist. Das Resultat dieser Maßnahmen erscheint heute mitunter so sehr als selbstverständlicher Teil der jeweiligen Bauten, dass wohl nur noch den wenigsten Kirchenbesuchern bewusst ist, inwieweit es sich um Schöpfungen des 19. Jahrhunderts handelt.²³⁴

Über das Stilideal hinaus ging es den Architekten und Restauratoren des 19. Jahrhunderts aber auch um ein neues, weniger rationalistisches Verständnis von Religion und religiöser Praxis. In diesem Zuge suchte man die von Sturm, Penther oder Borheck vertretenen Neuerungen, die jetzt nicht nur in ihrem barocken bzw. frühklassizistischen Erscheinungsbild, sondern auch in der damit verbundenen Auffassung von Religiosität unter ein Verdikt fielen, zugunsten einer Restauration der mittelalterlichen Architektur rückgängig zu machen. Was man dabei an Raumbildern schuf, erweist sich in vielerlei Hinsicht weniger als Rekonstruktion denn als eigenständige Konstruktion des 19. Jahrhunderts.

Ein bezeichnendes Licht auf die Ziele dieser Bewegung, welche den Kirchenbau das ganze 19. Jahrhundert hinweg bestimmen sollte, wirft ein anonymes Artikel über den Neubau der Christuskirche in Hannover, der 1865 im *Christlichen Kunstblatt* veröffentlicht wurde:

„Die Kirche soll in ihrer äußeren und inneren Gestaltung aus den Formen des Alltäglichen herausgehen, sie soll den Eintretenden empfänglich machen, Gott den Herrn anzubeten, ihn von der Außenwelt abziehen und mit heiligem Ernste erfüllen.“²³⁵

Charakteristisch für dieses Streben nach einem feierlicheren Raumbild war die erneute Aufwertung des Chorraumes. Hatte Sturm es als Aberglauben hingestellt, dass „der Chor vor der übrigen Kirchen eine Heiligkeit habe“²³⁶, und an einer Verkürzung dieses Bauteiles gearbeitet, ging es jetzt wieder um dessen Auratisierung, wie aus demselben Artikel hervorgeht:

„Der vornehmste Platz gebührt dem Altare: wie der christliche Gottesdienst hier culminirt, wo der gläubige Christ im heiligen Sakramente des Abendmahls sich mit seinem Gott vereinigt, so soll die Gestaltung des Baus in Disposition und Entwicklung auf den Chor hinweisen und der ganze Organismus hier zur höchsten und vollendeten Entwicklung kommen. Die Arbeit vieler Jahrhunderte voll gestaltender Kraft hat diese Aufgabe gelöst mit einer Meisterschaft und in einer Vollendung, daß keine Zeit, kein Volk – was malerisch reiche Wirkung, was harmonische Klarheit und technische Vollendung anbetrifft – die wundervolle Wirkung der romanischen, der gothischen Dome übertroffen hat. Und die Grundform, die eine ächt christliche Kunst geschaffen, die im elften und fünfzehnten Jahrhundert, in der reichen Kathedrale und der schmucklosen Dorfkirche des Mittelalters wesentlich dieselbe geblieben ist,

²³⁴ Besonders deutlich wird dies, wenn in jüngster Vergangenheit eine Farbfassung, die zumindest vom denkmalpflegerischen Anspruch her einen mittelalterlichen Zustand rekonstruieren soll, über eine (ursprünglich gar nicht gefasste) Rekonstruktion des 19. Jahrhunderts gelegt wird. Dies ist bei der Westportalvorhalle von St. Jacobi der Fall. Im Falle der Innenraumfassung von St. Johannis wird ein solches Vorhaben derzeit gerade umgesetzt, so dass hier eine Raumschöpfung des 19. Jahrhunderts mit einer vermeintlich mittelalterlichen Ausmalung überdeckt wird.

²³⁵ Anonym 1865, S. 134. Zu diesem Artikel vgl. auch Seng 1995, S. 304f.

²³⁶ Sturm 1718, S. 27.

sie wird auch mustergültig bleiben für alle Zeiten, wie für die katholischen so – wenn auch vielleicht modifiziert – für die lutherischen Kirchen.²³⁷

Der Artikel über die Christuskirche in Hannover ist nicht zuletzt deshalb von Interesse, weil er sich dem ersten größeren Kirchneubau desjenigen Architekten widmet, der auch für die Restaurierung der Göttinger Kirchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine zentrale Rolle spielte: Conrad Wilhelm Hase (1818–1902). Dieser wirkte ab 1862 als Konsistorial-Baumeister der Hannoverschen Landeskirche²³⁸ und war dabei so einflussreich, dass am Ende des 19. Jahrhunderts alle Göttinger Kirchen des Mittelalters, die noch in kirchlichem Gebrauch waren, mehr oder weniger seine Handschrift tragen sollten. Dabei war Hase nicht nur Architekt und Restaurator, sondern auch einflussreicher Theoretiker und Praktiker des protestantischen Kirchenbaus in Deutschland. Als solcher beteiligte er sich 1861 unter anderem an der Ausarbeitung des *Eisenacher Regulativs*, einer programmatischen Zusammenfassung der Bestrebungen, die protestantische Sakralarchitektur zu erneuern.²³⁹

Hases Restaurierungen stehen im Spannungsfeld zwischen einem denkmalpflegerischen Bestreben, vermeintlich mittelalterliche Zustände wiederherzustellen, den eigenen künstlerischen Prämissen als Architekt sowie funktionalen Überlegungen zum Kirchenbau. Man kann dies auf exemplarische Weise an seinem bedeutendsten Göttinger Projekt nachvollziehen, der Restaurierung der Johanniskirche (Abb 51, 70, 71, 73-75, 78, 81, 84). Ziel war es, die Umgestaltung durch Borheck rückgängig zu machen und den Innenraum mit einer einheitlich mittelalterlich wirkenden Ausgestaltung zu versehen.

Allerdings wurde an St. Johannis der ursprünglich gegenüber dem Langhaus erhöhte und erst von Borheck unter Abbruch der mittelalterlichen Gewölbe niedriger gelegte Chor nicht in seiner originalen Trauf- und Gewölbehöhe wiederhergestellt. Dies stellte Hase vor ein gestalterisches Problem, indem die Proportionen jetzt weitaus gedrungener waren. Er löste es auf geschickte Weise, indem er in das Polygon zwei Freipfeiler einstellte, welche gleichsam einen Umgangschor simulieren. Mit dieser Lösung, für die es wohl keine mittelalterlichen Vorbilder gibt, gelangen ihm zwei wichtige Punkte auf einmal: Zum einen wirkt der Chor durch das vertikale Element der Pfeiler weniger gedrückt. Zum anderen ergab sich eine funktional sinnvolle Anordnung von Altar und Sakristei.

Wichtig ist nämlich, dass nach Hases Entwurf keine wirklich begehbare Umgangslösung realisiert wurde. Vielmehr füllte man den Raum zwischen Pfeilern und Chorpolygon im Erdgeschoss mit einem hölzernen Sakristeieinbau aus. Schirmar-

²³⁷ Anonym 1865, S. 133.

²³⁸ Vgl. Kokkelink 1968, S. 50. Dabei lehrte Hase weiter am Polytechnikum in Hannover, was seinen Einfluss umso mehr stärkte, als es ihm gelang, eine regelrechte Schule von Architekten zu begründen, die in seinem Sinne entwarfen und auch bei Restaurierungsvorhaben zum Einsatz kamen – vgl. ebd., S. 53f.

²³⁹ Vgl. Kokkelink 1968, S. 49; Seng 1995, S. 268. Der Text des *Eisenacher Regulativ* bei Seng 1995, S. 275-278.

tige Wände, die durch die Pfeiler eine architektonische Fixierung erhielten, formten ein Polygon im Polygon, das zugleich als Hintergrund für den frei davor aufgestellten Altar diente.

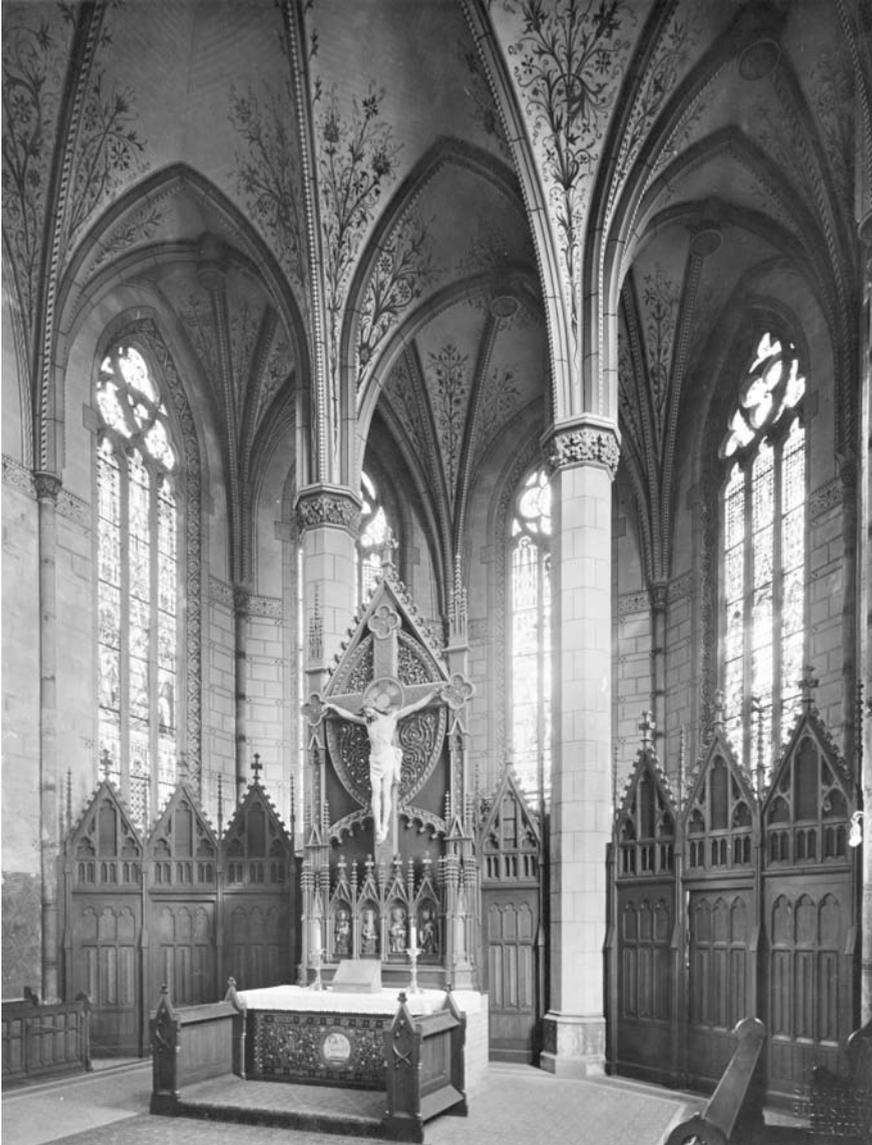


Abb. 52: Göttingen, St. Johannis: Chorraum nach der Umgestaltung durch Conrad Wilhelm Hase

Dieser Altar rückte auf diese Weise immerhin mehr als ein Joch näher an das Langhaus. Die protestantische Forderung nach einer besseren Sichtbarkeit des Geschehens am Altar bestand ja immer noch, selbst wenn die radikalen Lösungen Sturms und Borhecks keinen Anklang mehr fanden.²⁴⁰ Hase erfüllte sie ausgesprochen originell in der historisierenden Formensprache der Neugotik.

Charakteristisch für die Reformbewegung des 19. Jahrhunderts im Umfeld des *Eisenacher Regulativs* war die Ablehnung des Kanzelaltars und das Bestreben, auf Emporeneinbauten möglichst (und auf mehrere Emporen übereinander in jedem Fall) zu verzichten.²⁴¹ So wurde die in neugotischen Formen gestaltete Kanzel von St. Johannis – wie übrigens in allen anderen Göttinger Kirchen auch – an die Südseite des Chorbogens verlegt, wo sie vom Langhaus verhältnismäßig gut gesehen werden konnte.

Auch die Gestaltung des Langhauses zeugt von einem Kompromiss zwischen der Herstellung eines mittelalterlich wirkenden Erscheinungsbildes und den aktuellen Anforderungen an einen protestantischen Kirchenbau. Tatsächlich kam noch im 19. Jahrhundert keine der Göttinger Kirchen ohne Emporen aus. In St. Johannis wurde immerhin die obere Empore abgebrochen und die untere hinter die Pfeilervorderseiten zurückgesetzt. Ein besonderes Augenmerk legte Hase, der diesbezüglich in der Tradition der Arts-and-Crafts-Bewegung stand, auf eine materialgerechte Konstruktion. Mit großem Erfindungsreichtum entwickelte er für die Emporen Holzkonstruktionen, die ihre Tragefunktionen bis hin zu den – wie bei Sturm – nach hinten ansteigenden Sitzreihen anschaulich machen.

Die historisierend-neugotische Umgestaltung der Göttinger Kirchen, die an St. Johannis besonders eingreifend war, aber auch alle anderen Sakralbauten der Stadt mit Ausnahme der profanierten Paulinerkirche erfasste, folgte also nicht allein einem denkmalpflegerischen Ideal, sondern hatte durchaus die aktuellen Funktionen eines protestantischen Kirchenbaus im Blick. Dies zeigt sich nicht zuletzt an der Ikonographie der Neuausstattung, die vor allem neutestamentliche Themen umsetzte und namentlich die Kreuzigung Christi in das Zentrum rückte. Dies betraf den neuen Altar von St. Johannis (hier merkwürdigerweise überfangen mit einer zweiten Kreuzigungsdarstellung im mittleren Glasfenster), den Altar der Nikolaikirche²⁴² und den der Albanikirche.²⁴³ In St. Jacobi, wo das mittelalterliche Retabel unangetastet blieb, wurde eine großflächige Kreuzigungsdarstellung im mittleren Glasfenster angebracht, die man durchaus als lutherisches Korrektiv zur Marienkrönung im Retabel interpretieren kann.²⁴⁴

²⁴⁰ Vgl. die entsprechende Passage im Eisenacher Regulativ, zitiert nach Seng 1995, S. 277: „Die Höhe der Kanzel hängt wesentlich von derjenigen der Emporen (13) ab, und ist überhaupt möglichst gering anzunehmen, um den Prediger auf und unter den Emporen sichtbar zu machen.“ Vgl. ebd.: „daß der Blick der Gemeinde nach dem Altar nicht verhindert werde“.

²⁴¹ Vgl. den Text bei Seng 1995, S. 275-278.

²⁴² 1860 nach einem Entwurf von Conrad Wilhelm Hase – vgl. den Beitrag von Ines Barchewicz und Steven Reiss in diesem Band (Kapitel „Die Nikolaikirche als Universitätskirche“).

²⁴³ 1857/58 nach Entwürfen von Carl Dopmeyer errichtet – vgl. Noll 2012, S. 167.

²⁴⁴ Vgl. Scholl 2010, S. 104f.

Besonders signifikant ist der Umgang mit dem Retabel-Kanzelalter von St. Marien. Dieser wurde bereits 1863 neu arrangiert, wobei man nicht nur die Kanzel entfernte, sondern auf Wunsch der Gemeinde auch die Madonnenfigur herausnahm.²⁴⁵ 1882 wurde im Zentrum des nunmehr neugotisch gerahmten Altars ein Kruzifix angebracht (Abb. 147).²⁴⁶ Insgesamt erweisen sich alle Altäre des 19. Jahrhunderts als eigenständige Neuschöpfungen, die zwar im Stil ihrer Detailformen auf das Mittelalter zurückgreifen, nicht aber in ihrem Gesamtarrangement.

Generell führten die unter Hases Oberaufsicht durchgeführten Kirchenrestaurierungen zu sorgsam aufeinander abgestimmten Raumkunstwerken. In ihnen schlossen sich die architektonische Gestalt, die zumeist hölzernen Einbauten wie Altar, Kanzel, Gestühl, Emporen und Orgel, die reiche ornamentale Ausmalung sowie die farbigen Glasfenster zu einem Ensemble zusammen. Darin besteht – neben der protestantischen Ikonographie – der zweite gewichtige Unterschied zum Mittelalter. Die Kirchen waren nicht mehr auf ein sukzessives Füllen hin angelegt, sondern präsentierten sich als Kunstwerke aus einem Guss. Aus dieser stimmigen künstlerischen Gesamtkonzeption, die als solche nicht in einer mittelalterlichen, sondern eher in einer frühneuzeitlichen Tradition steht, resultierte eine besondere Empfindlichkeit gegenüber nachträglichen Eingriffen. Umso einschneidender erweisen sich aus heutiger Sicht die Verluste an der nicht selten ausgesprochen qualitätvollen Ausstattung des 19. Jahrhunderts. Am schmerzlichsten zeigt dies die Johanniskirche, wo sich die architektonische Gestalt des Chores mit ihren Proportionen und architektonischen Details wie dem Maßwerk bis heute weitgehend als Schöpfung Hases präsentiert. Man schaut also, wenn man sich in Richtung Altar wendet, letztlich in eine Anlage des 19. Jahrhunderts. Allerdings war diese Architektur von vornherein zusammen mit ihrer Ausmalung und Ausstattung geplant worden. Deren Entfernung im 20. Jahrhundert hinterlässt eine bleibende Leere, die sich auch mit einer modernen Ausstattung nur schwer wird beheben lassen.

Umso bedeutsamer ist es, dass sich wenigstens in der Marienkirche weite Teile der Hase-Ausstattung erhalten haben. Hier sind neben Kanzel und Altar insbesondere die eindrucksvollen Emporeneinbauten zu nennen (Abb. 140). Die Art und Weise, wie Hase mit erheblichem Aufwand eine anschauliche „Syntax“ für Zimmermannsarbeit entwickelt hat, belegt noch einmal seine Nähe zur Arts-and-Crafts-Bewegung, die mit ihren Idealen von Materialgerechtigkeit und gediegener Handwerklichkeit entscheidende Voraussetzungen für die Architektur und das Kunsthandwerk der Moderne entwickelte. Leider ist die Moderne mit derartigen Zeugnissen nur selten pfleglich umgegangen.

²⁴⁵ Vgl. Girod 2012, S. 277.

²⁴⁶ Vgl. ebd., S. 279.

Die Göttinger Kirchen im 20. Jahrhundert

So, wie man sich im 19. Jahrhundert vor allem darum bemüht hatte, die Umgestaltungen des späten 18. Jahrhunderts wieder rückgängig zu machen, richteten sich die Restaurierungen des 20. Jahrhunderts insbesondere gegen die Neuausstattungen des 19. Jahrhunderts. Die Kritik am Historismus gehört seit der Zeit um 1900 zu den Grundimpulsen der Moderne.²⁴⁷ Nun empfand man die detailreiche, neugotisch perfektionierte Komplettüberformung der überkommenen mittelalterlichen Substanz als belastend und strebte danach, den gerade erst gestifteten künstlerischen Gesamtzusammenhang wieder aufzulösen.²⁴⁸

In der Göttinger Johanniskirche wurde bereits 1931 die gesamte ornamentale Ausmalung zugunsten eines schlichten Kontrastes zwischen rotsandsteinfarbig gefassten Pfeilern und Rippen einerseits sowie weißen bzw. umbrafarbenen Wänden und Gewölbekappen andererseits entfernt und die Holzeinbauten zu Seiten des Altars mit violetten Vorhängen verdeckt (Abb. 82). Lobend kommentiert ein Artikel im Göttinger Tageblatt vom 16. Oktober 1931: „Alle Ornamentik ist beiseite gelassen. Die übrigen Arbeiten suchten gegenüber dem Gotisieren der letzten Restauration der Kirche, die geraden Linien, soweit es ohne große Kosten möglich war, zur Geltung zu bringen.“²⁴⁹ Dass die Verantwortlichen bereits zu diesem Zeitpunkt gern weitergegangen wären, geht aus demselben Text deutlich hervor: „Die Wünsche, Altar und Kanzel durch andere zu ersetzen, konnten aus finanziellen Gründen nicht erfüllt werden; auch wäre es zweifelhaft gewesen, ob diese Wünsche von der Gemeinde gebilligt worden wären.“²⁵⁰ Es scheint 1931 also durchaus noch Befürworter der Hase-Ausstattung in der Kirchengemeinde gegeben zu haben.

Im selben Jahr wurde der neugotische Altaraufsatz der Albanikirche abgebaut. An seiner Stelle richtete man eine Neuzusammenstellung der Tafeln des mittelalterlichen Retabels auf, die man bereits 1907/08 auf Initiative von Max J. Friedländer aus dem Städtischen Museum in Rostock zurückgeholt hatte.²⁵¹

Die ablehnende Haltung gegenüber der Kunst des 19. Jahrhunderts setzte sich nach 1945 fort und galt keineswegs nur für Göttingen. Bezeichnenderweise betraf eines der ersten denkmalpflegerischen Großvorhaben der Bundesrepublik Deutschland in der Nachkriegszeit, das nicht mit der Behebung von Kriegsschäden verbunden war, die Restaurierung des Speyerer Domes. Dabei wurde die Freskierung von Johann Baptist Schraudolph, eines der bedeutendsten Ausmalungsprojekte des 19. Jahrhunderts, bis auf wenige Reste entfernt.²⁵² Auch in Göttingen

²⁴⁷ Vgl. Scholl 2012b, S. 483-496.

²⁴⁸ Für die Denkmalpflege, die im Zusammenhang mit der Austreibung der Leistungen des 19. Jahrhunderts sogar den Begriff der „Entschandlung“ gebrauchte, vgl. Hubel 2006, S. 100, 104-106, 108-117, 122-124; Körner 2014, S. 266-281.

²⁴⁹ Anonym 1931.

²⁵⁰ Ebd.

²⁵¹ Vgl. Noll 2012, S. 165-167.

²⁵² Vgl. u. a. Körner 2014, S. 275-281.

sind spätestens in den 1960er Jahren alle noch vorhandenen (in diesem Falle rein dekorativen) Ausmalungen des 19. Jahrhunderts zerstört worden.

Charakteristisch für das Erscheinungsbild aller Göttinger Kirchen wurde in den 1960er und 70er Jahren ein Kontrast zwischen steinsichtigen bzw. steinfarbig lasierten Gliederungselementen wie Pfeilern, Bögen, Rippen und Maßwerken sowie hell gefassten Wand- und Gewölbekappenflächen, wie man ihn bereits 1931 in St. Johannis hergestellt hatte. In St. Jacobi entfernte man 1961 die Emporen des 19. Jahrhunderts und versetzte die neugotische Kanzel von der Süd- an die Nordseite, wobei der reich gestaltete Schalldeckel verloren ging (Abb. 118).²⁵³ Damals kam auch eine neue Orgel in die Kirche.²⁵⁴ In St. Johannis wurden 1965/66 sämtliche hölzerne Einbauten der Hase-Restaurierung (Altar, Sakristei, Kanzel, Emporen, Orgel) herausgebrochen und durch eine Ausstattung im Stil der 60er Jahre ersetzt (Abb. 83, 86).²⁵⁵ Bei dieser Restaurierungskampagne wurden auch die Gliederungselemente anstelle des Rotsandsteintons von 1931 „in einem warmen Grau“ gefasst.²⁵⁶ Lediglich die Bildfenster des späten 19. Jahrhunderts blieben hier – wie übrigens auch in St. Jacobi – erhalten. Der an St. Johannis wirkende Superintendent Hans Wiesenfeldt beschwört in seiner Rechtfertigung den „großartigen Kirchenraum[.]“ – „Wollte man ihn zur Geltung kommen lassen, so mußte die Sakristei vom Chorraum verschwinden.“²⁵⁷ Dass dieser Raum mit seinen beiden Pfeilern von Conrad Wilhelm Hase gerade deshalb so konzipiert worden war, weil er die Saktistei aufnehmen sollte, wird dabei übergangen.

Wenn man bedenkt, dass die gotische Sakralarchitektur auf eine sukzessive Füllung hin angelegt war, so kann man wohl sagen, dass die Göttinger Kirchen des Mittelalters in den 1960er Jahren – bei aufrechterhaltener Nutzbarkeit – einen kaum zu überbietenden Grad an Entleerung erfahren haben. Etwa ab den 1980er Jahren lässt sich demgegenüber ein neuerlicher Umschwung verzeichnen. Eine entscheidende Rolle spielte dabei vermutlich die Neubewertung der Polychromie mittelalterlicher Skulptur und Architektur (und parallel dazu der Antike²⁵⁸): Zwar kann von einer Neuentdeckung keine Rede sein, da man von der Farbigkeit antiker wie mittelalterlicher Objekte längst wusste.²⁵⁹ In Zeiten der Pop Art erfuhr die farbige Fassung von Architektur jedoch eine neue Akzeptanz und fand seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert auch immer mehr Eingang in die denkmalpflegerische Praxis.

In Göttingen machte diesbezüglich 1988 die Restaurierung der Nikolaikirche den Anfang. Die Rippen sind hier zwar immer noch grau, doch orientiert sich dieses, anders als das von Hans Wiesenfeldt beschworene „warme Grau“ von St.

²⁵³ Wiesenfeldt 1978a, S. 19.

²⁵⁴ Der Neubau von Paul Ott wurde 1966 eingeweiht – vgl. Bielefeld 2007, S. 27.

²⁵⁵ Vgl. Wiesenfeldt 1978b, 73-6 – 73-8, 73-11 – 73-16.

²⁵⁶ Wiesenfeldt 1965, 73-7.

²⁵⁷ Ebd., 73-6.

²⁵⁸ Man denke an das Ausstellungsprojekt *Bunte Götter* – vgl. u. a. Ausst. Kat. Basel 2005.

²⁵⁹ Vgl. u. a. Binding 2003, S. 160-162; Kurmann 2011, S. 31-46.

Johannis, nicht mehr an der Farbigkeit von Steinbauten, sondern hat eher den Charakter einer Dispersionsfarbe. Zudem gibt es jeweils einen roten Begleitstrich auf den Kappenfeldern neben den Rippen sowie ockerfarbene Bereiche.²⁶⁰ Ein kräftiger Farbkontrast von weiß und rot prägt die 1994-96 durchgeführte Neuausmalung der Albanikirche.²⁶¹ Besonders farbintensiv erfolgte schließlich 1999 die Renovierung der Jacobikirche. Hier wurde eine Fassung rekonstruiert, die in die Zeit um 1480 datiert wird und die mit ihren grauen und roten Rauten an den Langhauspfeilern regelrechte optische Täuschungen erzeugt.²⁶²

Neben der farblichen Neufassung lässt sich ein Streben nach Integration zeitgenössischer Kunst verzeichnen. Hier ist insbesondere der fünfteilige Fensterzyklus zum 22. Psalm von Johannes Schreiter im Nordseitenschiff von St. Jacobi zu nennen, der 1997/98, noch vor der großen Innenausmalung, realisiert wurde.²⁶³ Betonglasfenster desselben Künstlers aus den späten 1960er Jahren befinden sich in St. Marien.²⁶⁴ Ein originelles Projekt der jüngeren Zeit ist die Neugestaltung der bronzenen Türgriffe von St. Jacobi, St. Johannis, St. Marien und St. Albani durch Anna Franziska Schwarzbach.²⁶⁵

Überblickt man die wechselvolle Ausstattungsgeschichte der Göttinger Kirchen in den letzten 200 Jahren, so ist abzusehen, dass die Bauten auch in Zukunft weiter verändert werden. Zumindest für die Vergangenheit gilt zudem, dass die im 19. Jahrhundert konstituierte Denkmalpflege diese Veränderungen, selbst wenn sie zu deutlichen Substanzverlusten geführt haben, eher konzeptionell begründet und forciert als gemildert hat.

Grundsätzlich hat sich die mittelalterliche Architektur, eben weil sie auf sukzessive Füllung hin angelegt war, als ausgesprochen offen und tragfähig gegenüber derartigen Veränderungen erwiesen. Darin liegt zweifellos eine ihrer großen Stärken. Den zukünftig Verantwortlichen möchte man gleichwohl mit auf den Weg geben, dass Neueinrichtungen möglichst substanzschonend geschehen mögen und dass man bei jeder Zerstörung darüber nachdenken sollte, inwieweit ein gerade gering geachtetes Element in späterer Zeit wieder wertvoll erscheinen könnte. Zudem sollte der Memorialcharakter erhalten bleiben, der mit diesen Bauten seit jeher verbunden war. Gerade Epitaphien sind in Göttinger Kirchen mittlerweile ein rares Ausstattungselement, dem mehr Beachtung geschenkt werden sollte. Dinge zu pflegen und der Sterblichkeit zu gedenken, erscheint allemal als Ausweis von Klugheit.

²⁶⁰ Zu dieser Restaurierung vgl. Arndt 1987, wieder abgedruckt bei Oberdiek 2006, S. 99-105.

²⁶¹ Vgl. den Beitrag von Nicole Dubis und Elke Vogel in diesem Band (Kapitel „Die Ausmalung“).

²⁶² Vgl. Arfken/Bielefeld 2008, S. 4.

²⁶³ Vgl. u. a. Arndt 1997; Besser 2009. Das von Schreiter von vornherein mitentworfene sechste Fenster im westlichsten, den Turm begleitenden Seitenschiffsjoch wurde 2003 realisiert – vgl. Tiedemann 2009, S. 8.

²⁶⁴ Vgl. Schwarz 1987, S. 77. Hier wird als Hauptmotivation für die Wahl von Betonglasfenstern die Lärmdämmung angegeben.

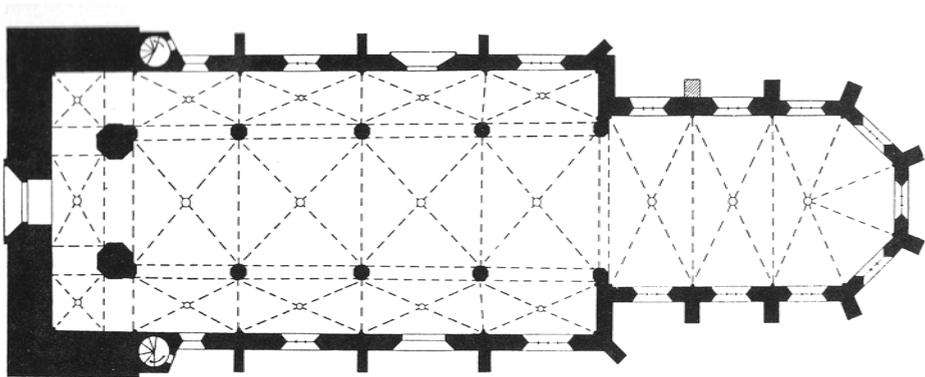
²⁶⁵ Vgl. Tiedemann 2007.

Zeittafel St. Johannis

- 1222** Dendrochronologisch datierter Balken erhalten (heute sekundär im Dachwerk von St. Johannis verbaut)
- 1236** Franciscus Lubecus überliefert Baumaßnahmen an der Kirche
- um 1300** Beginn des gotischen Neubaus von Langhaus und Chor
- 1348** Dachwerk des Langhauses (dendrochronologisch datiert) und Stiftung einer Glocke
- 1360** Stiftung der Sakristei durch Herzog Ernst I. von Braunschweig-Göttingen
- um 1400** Nordturm vollendet (Einzug des Stadtwächters)
- 1403** Renovierungsarbeiten im Bereich des Hochaltars
- 1454-56** Neue Ausstattung: Gestühl, Lesepult, bronzenes Taufbecken und Kanzel
- 1529** Einführung der Reformation
- 1544** Joachim Mörlin wird Superintendent von St. Johannis. In seiner Amtszeit wird mittelalterliche Ausstattung entfernt
- 1636** Neuer Altar von Ludwig Büsinck
- 1791/92** Frühklassizistischer Umbau nach Entwürfen von Georg Heinrich Borheck
- 1855** Abbruch der Fleischscharren am Chor
- 1870er Jahre** Neugotische Rekonstruktion des Glockenhauses und des Maßwerks am Südportal
- 1896/97** Umfassende Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase im neugotischen Stil
- 1931** Neugestaltung des Innenraums
- Nov. 1944** Zerstörungen bei einem Luftangriff
- 1964/65** Umfassende Renovierung und Entfernung der historistischen Ausstattung
- 2005** Zerstörung des Nordturms durch Brandstiftung, bis 2006 wieder aufgebaut
- seit 2014** Innenrenovierung

St. Johannis

Sonja Friedrichs und Sara Nina Strolo



Forschungsstand und Quellenlage

Die Johanniskirche ist bisher nur unzureichend archäologisch erforscht. Auch eine kunsthistorische Analyse des Bauwerks erfolgte bislang nur in Teilaspekten.¹ Umso wichtiger war für die vorliegende Untersuchung eine gründliche Erschließung historischer Schriftquellen und Pläne. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Dokumente sind bis auf einige Urkunden – die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1272 – nicht überliefert.² Bis ins 17. Jahrhundert hinein bieten die schriftlichen Quellen nur wenige Informationen über den Kirchenbau.³ Im Gegensatz dazu sind Zeugnisse der großen Restaurierungs- und Umbaumaßnahmen im 18. und 19. Jahrhundert umfassend erhalten: Kostenvoranschläge, Baupläne sowie

¹ Aufsätze, die den mittelalterlichen Bau insgesamt sowie Teilaspekte wie etwa das Nordportal (Unckenbold 1953), das Westportal (Gäßler 1976) oder vereinzelte archäologische Funde und Beobachtungen betreffen (Bielefeld 1965), sind vor allem in den 1950er bis 1970er Jahren verfasst worden. Neueren Datums ist lediglich die stellenweise stark spekulative Betrachtung des mittelalterlichen Baues bei Schütte, Sv. 1995 (v.a. S. 21-29). Weitere allgemeine Literatur zu den Göttinger Kirchen u. a. Schadendorf 1953, Unckenbold/Bielefeld 1953a, Unckenbold/Bielefeld 1953b, Weinobst 1975, Reuther 1987.

² Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863] Nr. 19, S. 15f. In frühneuzeitlichen Quellen wie der Zeit- und Geschichts-Beschreibung 1736, S. 104 wird eine Gründung der Kirche durch Kaiser Lothar 1116 vermutet, für die allerdings keine Belege vorliegen.

³ Bspw. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863]; UB Göttingen, Bd. 2, 1974 [1867] sowie Lubecus 1994.

historische Ansichten dokumentieren die zum Teil massiven Veränderungen. Besonders der einschneidende neugotische Umbau der Kirche 1896/97 unter Conrad Wilhelm Hase (1818-1902) lässt sich bis ins Detail nachvollziehen.⁴

Ebenfalls bildlich festgehalten sind die Schäden, die St. Johannis im Zweiten Weltkrieg erfuhr, aber auch die Reparaturarbeiten in den 1950er Jahren sowie die schon vorher einsetzende Entfernung der neugotischen Ausstattung und Ausmalung.



Abb. 53: Ludwig Emil Grimm: Der Göttinger Marktplatz mit Rathaus, Johanniskirche und Fleischscharren, aquarellierte Federzeichnung, 1824, Göttingen, Städtisches Museum

⁴ Vgl. entsprechende Akten im Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Johannis, v.a. Karton 18 und ZS 1-3.

Lage und Patrozinium

Die Johanniskirche befindet sich westlich des Marktplatzes der Stadt Göttingen. Sie war die Hauptkirche des Rates und der Göttinger Bürgerschaft, was sich bis heute in der räumlichen Nähe zum Rathaus manifestiert (Abb. 53).⁵ Rathaus und Kirche bilden ein zentrales städtebauliches Ensemble, wie man es auch von anderen Orten – etwa Stralsund und Lübeck – her kennt. Der Zusammenhang zwischen Sakralbau und städtischem Handelszentrum bestand über das Mittelalter hinaus: Im 18. Jahrhundert wurden um den Chor der Johanniskirche die Fleischscharren errichtet, die als Verkaufsstände der Fleischer dienten und bis 1855 existierten.⁶ Gründungs- und Weihedaten der Johanniskirche sind nicht belegt. Die erste urkundliche Erwähnung der Kirche 1272 nennt lediglich das weit verbreitete Johannis-Patrozinium.⁷ (SF)

Baubeschreibung und Vergleichsbauten

Der Außenbau

Westbau

St. Johannis weist als dreischiffige Hallenkirche mit polygonalem, einschiffigem Langchor den für Göttingens mittelalterliche Kirchen gängigen Bautypus auf. Ein besonderes Merkmal der Johanniskirche stellt der Westbau (Abb. 7, 55) dar, der in den unteren Geschossen als geschlossener Westriegel angelegt ist, ehe er sich mit dem Glockenhaus und den zwei charakteristischen Türmen ausdifferenziert. Die Massivität des unteren Teiles wird durch das verwendete Baumaterial Kalkbruchstein unterstrichen. Der Westriegel ist weitgehend schmucklos gestaltet: Lediglich zwei Gesimse, das Westportal und in zwei Reihen angelegte, spitzbogige Dreipassfenster gliedern ihn. Der Übergang vom blockartigen Unterbau zu den zweigeschossigen oktogonalen Türmen wird mit Fialen gelöst, die denen am Hauptportal der Göttinger Marienkirche stark ähneln. Die Türme sind weitgehend gleich gestaltet: Ihre Zweigeschossigkeit wird durch mehrfach gestufte Gesimse betont, und die Fenster weisen ähnliche Maßwerke auf. Der Nordturm unterscheidet sich mit seinem Umgang und der steileren, barocken Dachhaube jedoch vom Südturm.

Zwischen den Türmen liegt das mit Krabben und einer Kreuzblume besetzte Glockenhaus. Seine Fenster sind ebenso wie die der Türme mit Maßwerk versehen. Das mittlere Fenster des Glockenhauses ist mit seinem zweigeschossigen Maßwerk besonders aufwändig gestaltet.

⁵ Vgl. Vogelsang 1987, S. 468. Der Kernbau des Rathauses wurde um 1270 errichtet und seit 1369 erweitert; die Laube wurde 1402-04 angefügt – vgl. Reuther 1987, S. 548f.

⁶ Vgl. den Aufruf des Kirchenvorstandes in der Göttinger Tageszeitung vom 20. April 1868 sowie Stöltzing/Brinkmann 1996, S. 100f.

⁷ Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 19, S. 15.

Das Westportal

Das Westportal (Abb. 54) dient als Haupteingang der Kirche. Es ist als spitzbogiges Stufenportal mit überfangendem Wimperg ähnlich gestaltet wie das Eingangsportal der Marienkirche. Zu beiden Seiten sind in das Gewände je zwei schlanke Säulen mit attischen Basen eingestellt. Die Kapitelle variieren: Während es sich am nördlichen Gewände um Knospenkapitelle handelt, sind die südlichen mit Palmetten geschmückt. Die Einbettung des Portals in das umliegende Mauerwerk deutet darauf hin, dass es von anderer Stelle eingefügt oder mindestens im oberen Bereich umgestaltet wurde.⁸



Abb. 54: Göttingen, St. Johannis: Westportal



Abb. 55: Göttingen, St. Johannis: Blick auf den Westbau von Nordwesten

⁸ Bereits bei Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 6 geäußert und bei Gäbler 1976, S. 52-54 wieder aufgenommen: Das Portal könnte von einer ursprünglich rundbogigen Gestalt ohne Wimperg in die jetzige umgearbeitet worden sein, wobei es sich stets an heutiger Stelle befunden haben dürfte. Vgl. auch Unterkapitel „Romanische Vorgängerbauten“.

Das Langhaus

Das dreischiffige Langhaus der Johanniskirche ist in vier Joche unterteilt, denen jeweils eine Fensterachse zugeordnet ist. Dabei ist das westlichste Joch auffallend verkürzt. In seiner Breite ist das Langhaus gegenüber dem riegelförmigen Westbau deutlich eingezogen. Der Versprung wurde genutzt, um in den Winkeln Treppentürmchen anzulegen.

Die vier Achsen des Langhauses sind durch Strebebfeiler separiert, deren Giebelchen feingliedrige Blendmaßwerke aufweisen. Auch die Strebebfeiler der Marien- und der Nikolaikirche schließen mit vergleichbaren Giebelchen, die dort jedoch wesentlich schlichter gestaltet sind (Abb. 261 d-e). Der jeweils östliche Strebebfeiler beider Langhausseiten ist schräg ausgerichtet. Derjenige an der Nordseite schließt dabei nicht exakt mit der Langhausecke ab, sondern ist nach Westen versetzt, was offenbar mit der früher dort befindlichen Sakristei zusammenhängt.⁹

Ein Kaffgesims, das nur durch die Portale und den Bereich der ehemaligen Sakristei unterbrochen wird, umläuft den gesamten Bau einschließlich des Westbaus und der Strebebfeiler. Darüber weisen die Strebebfeiler an der Vorderseite jeweils zwei Wasserschläge auf.

Vier hohe Spitzbogenfenster an jeder Seite des Langhauses dienen dem Lichteinfall ins Kircheninnere. Mit Ausnahme der schmaleren Fenster der westlichen Achse sind die Fenster mit variierendem, mehrbahnigem Maßwerk versehen (u. a. Fischblasen-, Dreiblatt- und Vierpaßmaßwerk). Die Fenster der östlichen Achse sind vierbahnig. Es handelt sich um die größten Fenster der Johanniskirche. Alle Fenster weisen eine gekahlte Laibung auf, wie man sie auch an St. Nikolai und an der Südseite von St. Marien findet.

Das Nordportal – Zeugnis romanischer Baukunst in Göttingen

Das Rundbogenportal der Nordseite (Abb. 56), das sich im dritten Joch von Westen befindet, ist ein seltenes Zeugnis spätromanischen Bauschmucks (um 1245) und somit vermutlich das Relikt eines Vorgängerbaus.¹⁰ Dem mehrfach profilierten Gewände sind zwei Säulen eingestellt. Hierüber setzt ein besonders markanter polylober Bogen an, der das Tympanonfeld als Blende rahmt. Die Säulen weisen attische Basen und variierende Kapitellformen auf: Beim östlichen Kapitell handelt es sich um ein tektonisches Stängelkapitell, das oberhalb der Blättermotivik mit einer Diamantierung abschließt; das westliche Kelchblockkapitell zeichnet sich durch Trauben- und Rankenmotivik aus. Ein weiteres Detail des Portals sind die Blüten in den Zwickeln des polyloben Bogens. Die Verbindung des Portals zum

⁹ Vgl. das Kapitel „Bauchronologie der gotischen Kirche“.

¹⁰ Vgl. im Folgenden das Unterkapitel „Romanische Vorgängerbauten“.

umliegenden Mauerwerk lässt vermuten, dass es von anderer Stelle, möglicherweise vom romanischen Vorgängerbau, an seine heutige Position versetzt wurde.¹¹

Das Südportal

Das Portal der südlichen Langhausseite (Abb. 57), das sich genau gegenüber vom Nordportal im dritten Joch von Westen befindet, ist ebenso wie das des Westbaus als spitzbogiges Stufenportal mit eingestellten Säulen konzipiert. Mit seiner spitzen Bogenform und dem großen Maßwerk-Tympanonfeld ist es allerdings deutlich später entstanden. Die Kapitelle sowie die Archivolten sind mit tief unterhöhlter Blumen- und Blütenornamentik verziert, wodurch das Portal stilistisch den Nordportalen der Marien- und der Nikolaikirche nahe steht (Abb. 258 a, 259 a).



Abb. 56: Göttingen, St. Johannis: Nordportal

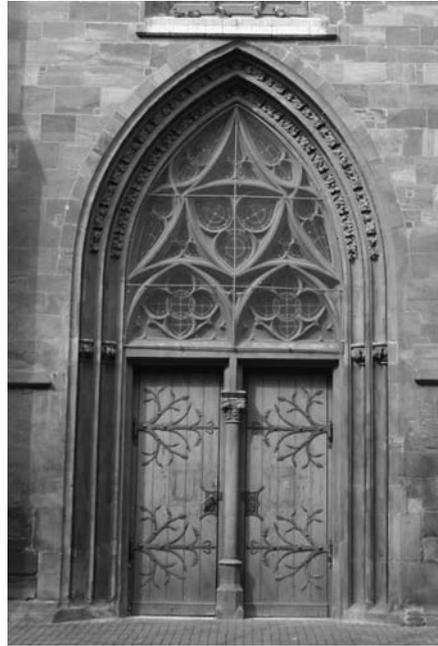


Abb. 57: Göttingen, St. Johannis: Südportal

¹¹ Vgl. Unckenbold 1953, S. 21, wobei Unckenbolds These des bei einer Versetzung beschädigten und später gänzlich herausgeschlagenen Tympanons sicher ein weniger überzeugendes Argument für diesen Vorgang ist, können einer solchen Entfernung doch viele Ursachen zugrunde liegen. Ob und von welcher Position das Portal an die heutige versetzt wurde, bleibt ungeklärt. Schütte, Sv. 1995, S. 24-26 vertritt hingegen die Meinung, dass die Süd- sowie die Nordlanghauswand bis zur Höhe des Kaffgesimses romanische Bausubstanz seien und dass sich das Nordportal in situ befinde.

Das erst aus dem 19. Jahrhundert stammende Maßwerk des Tympanonfeldes (vgl. Abb. 76, wo das Maßwerk fehlt) weist durchgängig spitz zulaufende Formen wie Fischblasen-, Nasen- und Vierblatt-Elemente auf, die wiederum in Spitzbögen, sphärische und asphärische Dreiecke einbeschrieben sind.

Der Chor

Der einschiffige Chor gliedert sich in einen zweijochigen Langchor sowie ein polygonales 5/8-Chorhaupt. Am Außenbau sind diese beiden Bereiche anhand der Fenster zu unterscheiden, indem das Kaffgesims am Chorhaupt etwas höher liegt als am Chorchals. Die insgesamt neun Fenster des Chores (das westliche Fenster der südlichen Chorchalsseite ist als Blendfenster gestaltet) entsprechen in Größe und Formenvielfalt der Maßwerke den Langhausfenstern.

Die Strebepfeiler des Chores sind ebenso wie die des Langhauses mit Blendmaßwerk-Giebelchen verziert und zudem mit Kreuzblumen besetzt. In der ersten südlichen Polygonfläche des Chorhauptes befindet sich ein im ausgehenden 19. Jahrhundert angelegter und 1964/65 wieder verschlossener Durchgang, in dem nun eine Grabplatte angebracht ist.¹²

Der Chor ist in seiner Breite schmaler als das Langhaus, dem er mit seiner Traufhöhe entspricht. Dass bezüglich der Höhe im 18. Jahrhundert eine bauliche Veränderung erfolgte, zeigen die an der östlichen Langhauswand verlaufenden Baunähte und Bruchsteinpartien.¹³ (SF)

Der Innenraum

Das Erscheinungsbild des Innenraums von St. Johannis wird von der Entscheidung geprägt, das Langhaus in lediglich vier Joche (mit verkürztem Westjoch) aufzuteilen, wobei die Mittelschiffsjoche beinahe quadratisch, die Seitenschiffsjoche hingegen längsrechteckig ausfallen. Anders als bei der Paulinerkirche mit ihren fünf – im Mittelschiff querrechteckigen – Langhausjochen, die optisch nahtlos in die nur geringfügig verkürzten Chorjoche übergehen, kommt es in St. Johannis zu einer deutlichen Trennung zwischen Langhaus und Chor. Sie wird dadurch verstärkt, dass der Chor – anders als bei allen anderen Göttinger Kirchen des Mittelalters – in seiner Breite nicht das Langhausmittelschiff fortsetzt, sondern ihm gegenüber geweitet ist. Zudem gibt es einen mehrfach profilierten Bogen, der Langhaus und Chor trennt. So erscheint das Langhaus mit seinen eher gemessenen Jochschritten gegenüber dem Chor als eigener, geweiteter, in sich ruhender Raum. Dieser Eindruck muss ursprünglich noch weitaus stärker gewesen sein, als das Chor-

¹² Vgl. Bielefeld 1965, S. 89. Bei der seit 2014 laufenden Restaurierung wird das Portal wieder geöffnet.

¹³ Vgl. im Folgenden das Kapitel „Bauchronologie der gotischen Kirche“.

gewölbe gegenüber dem Langhaus erhöht war. Es kommt in St. Johannis also nicht zu jenem durchgehenden Tiefenzug, wie er die Paulinerkirche und die später erichtete Jacobikirche prägt.



Abb. 58: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach Nordwesten, 2014

In ihren Details knüpft die Johanniskirche aber durchaus an die Paulinerkirche an. Dies betrifft insbesondere die Pfeiler der Kirche: Sie besitzen einen achteckigen Querschnitt und stehen auf achteckigen Plinthen (Abb. 58). Alle erhaltenen mittelalterlichen Kirchen Göttingens besitzen diese charakteristischen Pfeiler, die vermutlich mit der Paulinerkirche eingeführt wurden. Die Pfeiler von St. Johannes tragen auf Kämpferhöhe ein Schmuckband, das florale Ornamentik zeigt. Man findet diesen Kämpferschmuck auch in St. Marien.

Über den Kämpfern setzen die Rippen sowie die Scheidbögen an, welche die Schiffe voneinander trennen. Sie sind im Gegensatz zu den ebenfalls profilierten Diagonal- und Gurtbogenrippen wesentlich breiter und mehrfach profiliert (mit einem mittleren Birnstab und je zwei seitlichen Kehlen). In allen Göttinger Kirchen sind die Scheidbögen dominant, während die Gurtbogenrippen an die Diagonalrippen angeglichen sind.

Bemerkenswert ist die so stringente wie originelle Ableitung der Rippen in den Seitenschiffen. Hier gibt es an den Außenwänden jeweils einen zentralen Birnstabdienst, der mit runder Basis auf einem zweifach gestuften achteckigen Sockel steht. Oben gehen die Dienste praktisch nahtlos in die Gurtbogenrippen über. Dabei wechselt das Profil vom Birnstab in eine beidseitige Kehlung. Im unteren Bereich werden die Dienste zu beiden Seiten von einem zweifach gekehlten Profil begleitet.¹⁴ In Kämpferhöhe sitzen hier Kopfkonsolen, welche kleine Kämpfer tragen (Abb. 32, 33). Über ihnen setzen – zunächst birnstabförmig, dann gekehlt – die Diagonalrippen an. Schildbögen gibt es im Langhaus von St. Johannes nicht.

Das Rippengewölbe des Mittelschiffes wird in der Mitte von figürlichen Schlusssteinen gebündelt. Abgebildet sind unter anderem männliche und weibliche Heilige: Katharina, Johannes der Täufer, Dorothea, Petrus, Andreas, Martin, Niko-



Abb. 59: Göttingen, St. Johannes: Vorlage am südlichen Pfeiler des Westbaus, 2013

¹⁴ Die Stringenz der Gewölbeableitung von St. Johannes zeigt sich auch darin, dass diese Kombination von zentralem Birnstab und je zwei begleitenden Kehlen ebenso das Profil der Scheidbögen bestimmt.

laus, Laurentius, aber auch Engel und Christus als Schmerzensmann (vgl. Abb. 268 a-m).

Eine architektonische Besonderheit ist die Ableitung der Scheidbögen gegen den Westbau. An den großen oktogonalen Pfeilern, die den Westbau tragen, sind im oberen Bereich kleinere oktogonale Vorlagen in der Breite der Langhauspfeiler angesetzt, die auf Konsolen ruhen. Sie bilden ornamentierte Kämpfer aus, die den Langhauskämpfern entsprechen.

Während die nördliche Vorlage eine einfache Polygonform aufweist, zeigt die südliche Vorlage eine aufwändige Gestaltung mit Kantendiensten, die mit Dreiecksgiebeln verbunden sind (Abb. 59). Erst darüber wird mit gebrochenen Dreiecksformen der Übergang zum ornamentierten Kämpfer vollzogen.

Im Chorraum entsprechen nur die Dienste an den Außenwänden dem mittelalterlichen Zustand. Es handelt sich um einfache Runddienste über oktogonalen Sockeln mit kapitellartigen, mit Blattwerk versehenen Kämpfern.¹⁵ Die beiden oktogonalen Freipfeiler und das Chorgewölbe stammen aus dem 19. Jahrhundert. Durch das von den Freipfeilern ausgehende Gewölbe wird ein Umgang angedeutet, jedoch im Chor innenliegend und nicht um ihn herumlaufend.

Das einzige erhaltene Ausstattungsstück aus mittelalterlicher Zeit ist das sich heute an der nördlichen Innenwand des Chores befindende Sakramentshaus, das neugotisch ergänzt ist (Abb. 67). Auf seinem Dreiecksgiebel, der das Haupt Christi zeigt, befinden sich drei Fialen sowie zwei Engel, die eine Krone über die mittlere Fiale schieben. (SNS)

Zur relativen Bauchronologie des mittelalterlichen Kirchengebäudes

Romanische Vorgängerbauten

Mittelalterliche Quellen über den Bau der Johanniskirche sind ebenso rar wie Befunde archäologischer Grabungen, die zur näheren Erfassung der Bauchronologie verhelfen könnten. Nichtsdestotrotz sind bereits seit den 1920er Jahren Thesen über romanische Vorgängerbauten und den gotischen Neubau aufgestellt worden.

Die frühesten Aussagen über einen romanischen Vorgängerbau gehen aus einem Plan (Abb. 60) sowie einem erläuternden Schreiben des Architekten Wilhelm Rathkamp (1861-1937)¹⁶ hervor. Rathkamp hatte an der Restaurierung von 1896/97 mitgewirkt und beschreibt 1920 aus der Erinnerung alte Fundamente, die er während der Bauarbeiten im Kircheninneren gesichtet haben will. Demzufolge befanden sich innerhalb des heutigen Chorraumes Fundamente einer halbrunden

¹⁵ Diese Kämpfer sind offenbar bei der Restaurierung im späten 19. Jahrhundert nach unten versetzt worden, um sie wiederzuverwenden.

¹⁶ Vgl. Wilhelm 2006, S. 48.

Apsis sowie im Bereich der nördlichen Langhausarkaden Reste von Säulen und Pfeilern (einfacher Stützenwechsel: Säule-Pfeiler-Säule).¹⁷

Aus Rathkamps Beobachtungen sind nur bedingt Angaben über Gestalt und Ausmaße der romanischen Kirche abzuleiten, doch würden sie für einen dreischiffigen, querschifflosen Bau mit halbrunder Apsis sprechen, wie er für romanische Kirchen des Umfeldes typisch ist. Dabei sind einfache Stützenwechsel im sächsischen Raum charakteristisch für das 11. und für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.¹⁸ Die Befunde Rathkamps sind daher, sofern man ihnen überhaupt trauen kann, von den im Folgenden beschriebenen Befunden zu differenzieren, die in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts weisen.

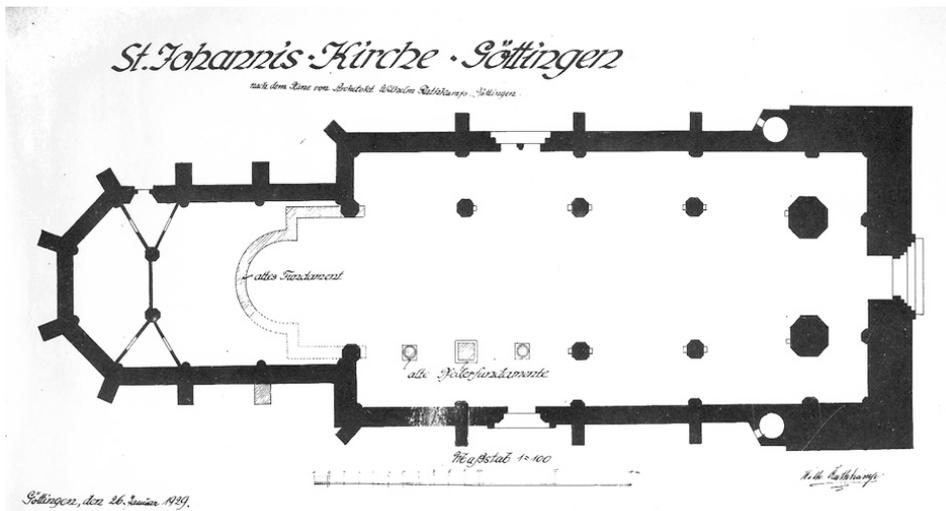


Abb. 60: Göttingen, St. Johannes: Grabungsbefunde von Wilhelm Rathkamp, 1920, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Johannis, A 511

Bei dendrochronologischen Untersuchungen im Dachwerk konnte ein Balken aus den Jahren um 1222 ausfindig gemacht werden, so dass neuerliche Bautätigkeiten an der Johanniskirche in dieser Zeit anzunehmen sind.¹⁹ Es handelt sich bei dem

¹⁷ Vgl. Pläne und Schreiben Wilhelm Rathkamps vom 22. Dezember 1920, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Johannis, ZS 4 sowie A 511: „Wir [...] entdeckten dabei die Fundamente einer romanischen Kirche, auch fanden wir bei der Ausgrabung im jetzigen Mittelschiff der Kirche die Fundamente der runden Säulen mit viereckigen Pfeilern wechselnd“. Schütte, Sv. 1995, S. 21-24 stellt recht detaillierte romanische Bauphasen und zugehörige Grundrisse vor, die nur sporadisch mit archäologischen Fakten belegt werden. Er stützt sich dabei zum Teil auf Rathkamps Schreiben und Pläne und titulierte diese als „archäologisch ergraben“, siehe ebd. S. 22.

¹⁸ Vgl. etwa die Klosterkirchen in Drübeck (um 1000, vgl. Dehio Sachsen-Anhalt I, 2002, S. 181), Huysburg (1121 geweiht, vgl. ebd., S. 433) und Ilsenburg (1078-87, vgl. ebd., S. 438). Ein spätes Beispiel für diese Bauform bietet die Klosterkirche in Hecklingen (seit Mitte der 1170er Jahre, vgl. ebd., S. 401).

¹⁹ Vgl. Schütte, Sv. 1995, S. 24: „1222 + / - 6“.

datierten Balkenwerk sicherlich um sekundär verwendetes Bauholz. Zeitlich nur unwesentlich später ist das bereits beschriebene Nordportal einzuordnen. Wie erwähnt wurde es vermutlich von einem spätromanischen Vorgängerbau oder aber einer anderen Kirche in den gotischen Bau der Johanniskirche eingefügt. Es stammt seiner Formensprache nach aus der Zeit um 1245, was sich besonders gut anhand des polyloben Bogens bestimmen lässt.²⁰

Lubecus vermutet den Bau der Johanniskirche um 1236 und begründet dies mit einer ihm bekannten Tafel, die die Stiftungstätigkeit des „Conradus Rauen“ für die Erbauung der Kirche sowie die Jahreszahl 1236 nannte.²¹ In Verbindung mit der dendrochronologischen Datierung und der Einordnung des Nordportales um 1245 ist Lubecus' Aussage durchaus plausibel, sodass festgehalten werden kann, dass vieles auf eine spätromanische Bauphase zwischen 1216²² und 1245 weist. Somit ist sie von den von Rathkamp beschriebenen Befunden zu trennen, die einer früheren Zeit entstammen müssen.

Oftmals diskutiert wurde die zeitliche Einordnung des Westriegels.²³ Sie erweist sich als schwierig, war dieser Typus doch über einen sehr langen Zeitraum weit verbreitet, was an Westbauten der weiteren Region, beispielsweise in Braunschweig²⁴ und Goslar²⁵, deutlich wird. Es handelt sich um einen altertümlich wirkenden Bautyp, der im niedersächsischen Raum etwa vom 11. Jahrhundert bis in die Gotik hinein Anwendung fand. Grundsätzlich erscheint der Westbau von St. Johannis, sieht man von einer möglicherweise älteren Wandpartie nördlich des Westportals ab, als einheitlich errichtete Anlage. Außer dem Steinwechsel in besagtem Bereich deutet keinerlei Baunaht oder Versatz auf einen späteren Umbau hin. Da der Westbau durchgängig Spitzbögen aufweist, dürfte er in seiner Gesamtheit frühestens im 13. Jahrhundert entstanden sein.

²⁰ Das Zackenbogenmotiv ist im kulturellen und regionalen Umfeld vornehmlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verbreitet, vgl. Unckenbold 1953, S. 21-31: Erhaltene Vergleichsbeispiele finden sich u. a. am Mainzer Dom, am Westportal des Halberstädter Doms sowie der Klosterkirche Riddagshausen bei Braunschweig. Das Göttinger Portal steht demnach am Ende dieser Formenhistorie. Mit Beispielen versehene Stilgeschichte des Zackenbogens vgl. auch den Exkurs „Der polylobe Bogen in Deutschland, eine Zusammenstellung“ bei Bickel 1968, S. 116-119.

²¹ Lubecus 1994, S. 78.

²² Vgl. Schütte, Sv. 1995, S. 24: „1222 + / - 6“. Daraus ergibt sich eine frühest mögliche Datierung des Dachwerkholzes auf das Jahr 1216.

²³ Bereits bei Unckenbold/Bielefeld 1953a wird angemerkt, dass „manchmal angenommen wird“, der Westbau entstamme einer älteren Bauperiode, vgl. ebd. S. 4. Dies versucht Gäbler anhand seiner Thesen zur Entstehung und baulichen Veränderung des Westportales (zumindest auf Teile des Westbaues bezogen) zu verifizieren, vgl. Gäbler 1976, S. 51-57. Schütte vertritt die Datierung um 1150 für den nördlichen Teil des Westbaues, vgl. Schütte, Sv. 1995, S. 21-23.

²⁴ Zu St. Blasii in Braunschweig: Dehio Bremen Niedersachsen 1992, S. 254. Dortiges Portal erst aus dem 19. Jahrhundert, vgl. Möhle 1995. St. Andreas: heutiger Westriegel um 1300 begonnen, etwa 1360-1420 Bautätigkeiten bis über das Glockenhaus, vgl. Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 263f. St. Katharinen: Westbau ca. 1230-50 vgl. Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 268f.

²⁵ Frankenberg-Kirche Westbau ab 1130/50, vgl. Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 531; Westbau Marktkirche ab Mitte des 12. Jahrhunderts, vgl. Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 537; Kirche Neuwerk Baubeginn um 1173, vgl. Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 540.

Anhand der Kapitellformen des Westportales wäre zwar eine genauere stilistische Einordnung möglich, doch sprechen bauliche Indizien dafür, dass das Portal nach seiner ursprünglichen Entstehung umgearbeitet wurde.²⁶ Hiervon könnten auch die Kapitelle betroffen gewesen sein. Erfolgte eine solche Umarbeitung, ist diese den Kapitellformen zufolge in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (1250-1270) anzusetzen²⁷, und liefert für den Westbau den terminus ante quem.²⁸ Der Westbau wäre in diesem Falle etwas älter als das gotische Langhaus.

Bauchronologie der gotischen Kirche

Die Anfänge sowie die Fertigstellung des gotischen Umbaus der Johanniskirche lassen sich nicht genau bestimmen. In der Forschungsliteratur wird zumeist die Zeit um 1300 für den Baubeginn genannt, ohne dass es dafür konkrete Belege gäbe.²⁹

Anhand der Quellen kann für die Arbeiten ein Zeitraum von rund sechzig Jahren im 14. Jahrhundert erschlossen werden:³⁰ Ein erster Hinweis auf den gotischen Umbau der Johanniskirche stammt aus dem Jahre 1311. Hier gibt eine Urkunde Auskunft darüber, dass sich die Kirche zu dieser Zeit im Bau befunden haben muss: „ad edificium ecclesie S. Johannis due marce“.³¹ Schwieriger ist eine entsprechende Deutung von Urkunden der Jahre 1367 und 1377: „ad fabricam ecclesie S. Johannis“ sowie „provisoribus fabrice eiusdem ecclesie“.³² Mit einer „fabrica“, die sich unter anderem um den Bau kümmert, ist auch nach dessen Fertigstellung zu rechnen.

Ausschlaggebend für den Umbau war die etwa ab 1300 errichtete, benachbarte Paulinerkirche, deren Hallenbautypus sämtliche gotische Stadtpfarrkirchen Göttin-

²⁶ Vgl. das Kapitel „Das Westportal“.

²⁷ Dabei entspringen einige Details möglicherweise Ausbesserungen des späten 19. Jahrhunderts, beispielsweise wirken die nördlichen Kapitelle mit ihrer sauberen Oberflächengestaltung trotz mittelalterlicher Formensprache wesentlich jünger. Die Aufnahme-Pläne Hases vor der großen Restaurierung 1896/97 (Abb. 70-74) zeigen leider keine Außenansicht des Westbaues, so dass hier kein Beleg für die geäußerte Vermutung zu finden ist. Im Übergang zu den gekehlten und wulstförmig gestalteten Archivolten roten Sandsteins sind den Säulen Architravsegmente aufgesetzt, die ebenfalls jüngeren baulichen Veränderungen angehörig scheinen.

²⁸ Bereits bei Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 6 geäußert und bei Gäßler 1976, S. 52-54 wieder aufgenommen: Das Portal könnte von einer ursprünglich rundbogigen Gestalt ohne Wimperg in die jetzige umgearbeitet worden sein, wobei es sich stets an heutiger Stelle befunden haben könnte.

²⁹ Vgl. u. a. Reuther 1987 sowie Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 4: Baubeginn um 1300, Schütte, Sv. 1995, S. 27: um oder kurz vor 1300, möglicherweise sogar deutlich vor 1300.

³⁰ Genau wie zum romanischen Bau existieren in der Literatur auch zum gotischen Bau mehrere Thesen bezüglich der Bauchronologie, die vorwiegend auf stilistischen Untersuchungen fußen, vgl. u. a. Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 3-8; Reuther 1987, S. 533; Schütte, Sv. 1995 S. 26-28.

³¹ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 72, S. 58.

³² Ebd., Nr. 243, S. 232 und Nr. 284, S. 296.

gens beeinflusste.³³ Ein Baubeginn der gotischen St. Johanniskirche im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts erscheint daher plausibel.

Anzunehmen ist, dass der untere, riegelförmige Teil des Westbaues zu diesem Zeitpunkt fertiggestellt war.³⁴ Wie bei Umbauten anderer Kirchen am Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts ist auch bei diesem Bau denkbar, dass zunächst die romanische Apsis durch einen neuen Chor ersetzt, anschließend das Mittelschiff sowie Glockenhaus und Freiturmgeschosse errichtet wurden. Für den Chor und das Langhaus sind keine Baudaten überliefert, doch wurde 1360 die Sakristei (niederdeutsch: „Gerhus“) durch Herzog Ernst I. gestiftet. Sie wurde an der Nordseite des Chores angelegt.³⁵ Karl Heinz Bielefelds Beobachtungen des Fundamentes in den 1950er/60er Jahren zufolge³⁶ wurde die Sakristei begonnen, nachdem die Fundamente für den Chor sowie für das Langhaus errichtet worden waren.³⁷ Diese Bauteile waren somit bei Baubeginn der Sakristei um 1360 fertiggestellt.

Die Traufe des gotischen Chores war ursprünglich deutlich höher, und das Chordach verband sich – wie dies heute noch bei der Paulinerkirche der Fall ist – nahtlos mit dem Langhausdach. Stadtansichten des 17. und 18. Jahrhunderts, beispielsweise von Georg Daniel Heumann, dokumentieren diesen Zustand.³⁸ Auch der Wechsel zwischen Quadermauerwerk und Bruchsteinmauerwerkpartien an der östlichen Langhauswand oberhalb des Chordaches zeugt von der ursprünglichen Höhe des Chores (Abb. 63, 64). Die Bruchsteinpartien waren nicht für den Betrachter vorgesehen und blieben im Dachwerk des mittelalterlichen Chores verborgen. Vom Dachboden aus ist heute noch der Gurtbogenanschlag an der östlichen Langhauswand sichtbar, der zum gotischen Chorgewölbe gehörte (Abb. 61, 62). Die Chorfenster waren den höheren Mauern entsprechend deutlich größer, und der Chor muss eine gänzlich andere Raumwirkung erzeugt haben.

³³ Vgl. Unckenbold 1953, S. 3; Freigang 1994a, S. 83.

³⁴ Vgl. das Kapitel „Romanische Vorgängerbauten“.

³⁵ Vgl. Lubecus 1994, S. 117. Abbruch dieser 1792, vgl. das Kapitel „Bauchronologie der gotischen Kirche“. Lubecus berichtet von einer weiteren, an das „gerhuß“ anschließenden Kapelle, die 1379 durch Herzog Otto gestiftet wurde, vgl. ebd., S. 126f. und 139. Ein entsprechendes Privileg hat sich nicht erhalten – vgl. ebd., S. 127, Anm. 1 (Anm. des Herausgebers Reinhard Vogelsang).

³⁶ Bei der Erweiterung der Heizungsanlage 1964 konnte Bielefeld die „östlich anschließenden Fundamente“ der Sakristei festhalten. Bielefeld fand Übereinstimmungen mit Dokumentationen von Funden aus dem Jahre 1927 (eingezeichnet in die Bauaufnahme Hases vor der Regotisierung), sodass er die Ausmaße der gesamten Sakristei zeichnen konnte, vgl. Bielefeld 1965, S. 87f. sowie ebd. Abb. 1, S. 85.

³⁷ Bielefeld 1965, S. 88 dokumentiert Fugen zwischen den Kirchenbaufundamenten und den Sakristeifundamenten.

³⁸ Vgl. die Kupferstiche von Caspar Merian 1654 und Georg Daniel Heumann 1747, Stöling/Brinkmann 1996, S. 16f. und 20-25.



Abb. 61: Göttingen, St. Johannes: Schildbogen des mittelalterlichen Chorgewölbes



Abb. 62: Göttingen, St. Johannes: Schildbogen des mittelalterlichen Chorgewölbes



Abb. 63: Göttingen, St. Johannis: ehemalige Nordwestecke des Chores an der Westseite des östlichen Langhausgiebels, Ansicht vom Langhausdachboden



Abb. 64: Göttingen, St. Johannis: östlicher Langhausgiebel von Nordosten mit Dachansatz der ehemaligen Sakristei

Die gotische Johanniskirche stand in der Disposition des Außenbaus somit der Paulinerkirche sehr nahe, unterschied sich von dieser allerdings im Innenraum durch einen Wechsel der Gewölbehöhe zwischen Langhaus und Chor. Dies wirft die Frage auf, ob der gotische Neubau von St. Johannis ursprünglich – wie die Paulinerkirche – als Stufenhalle mit einem einheitlich durchgehenden Mittelschiffsgewölbe geplant war. Tatsächlich gibt es ein Indiz, das für einen derartigen Plan spricht: Eine Bogenöffnung an der Ostwand des Westbaus wird vom Mittelschiffsgewölbe überschritten. Bei einem höher gelegenen Mittelschiffsgewölbe wäre diese Öffnung nutzbar gewesen.

Allerdings gibt es auch einen Hinweis darauf, dass der Plan einer einheitlichen Stufenhalle nach dem Vorbild der Paulinerkirche schon frühzeitig aufgegeben wurde. Dieser findet sich am Bogen, der ursprünglich zwischen höherem Chor- und niedrigerem Mittelschiffsgewölbe vermittelte (Abb. 62). Der Bogen, an dem das Chorgewölbe ursprünglich ansetzte, ist als Stirnbogen angelegt. Die entsprechend profilierten Bogensteine sind lediglich einseitig in die Ostwand eingearbeitet. Indem der Bogen nicht durchgeht, ist er bereits als Ausgleich zwischen einem höheren Chor und einem niedrigeren Mittelschiff konzipiert. Mit ihm scheint die

Entscheidung für ein Hallenlanghaus mit einheitlicher Mittel- und Seitenschiffshöhe und einem demgegenüber erhöhten Chorraum gefallen zu sein.

Weitere interessante Beobachtungen können am Mauerwerk innerhalb des Dachraumes gemacht werden: Sowohl an der Wand vom Langhaus zum Chor (Abb. 66) als auch an derjenigen zum Westbau (Abb. 65) sind Abdrücke eines früheren Daches sichtbar, das sich über dem Mittelschiff befand. Diese Abdrücke verweisen auf ein erheblich steileres Dach als das heutige. Zwei Deutungen sind möglich:

1. kann es sich hierbei um Abdrücke des romanischen Daches handeln. Dies würde bedeuten, dass der Westbau und der gotische Chor errichtet waren, ehe das romanische Mittelschiff durch das heutige ersetzt wurde. Gegen eine frühe Datierung spricht allerdings der steile Winkel, der für romanische Dächer untypisch ist.

2. können diese Abdrücke von einem früheren gotischen Dach (eventuell einem Provisorium aus der Bauzeit) stammen.



Abb. 65: Göttingen, St. Johannis: ehemaliger Dachansatz (?) an der Ostseite des Westbaus, Ansicht vom Langhausdachboden



Abb. 66: Göttingen, St. Johannis: Dachansatz (?) an der Westseite des östlichen Langhausgiebels, Ansicht vom Langhausdachboden

Die nach 1360 errichtete, heute nicht mehr vorhandene Sakristei reichte vom östlichsten Langhauspfeiler bis zum zweiten Pfeiler des Chores und entsprach in ihrer Länge somit etwa den zwei Langchorjochen.³⁹ Noch heute zeugen diagonal verlaufende Abdrücke und Bruchsteinpartien an der Nordwand von der Höhe dieses

³⁹ Bei der Erweiterung der Heizungsanlage 1964 konnte Bielefeld die „östlich anschließenden Fundamente“ der Sakristei festhalten. Bielefeld fand Übereinstimmungen mit Dokumentationen von Funden aus dem Jahre 1927 (eingezeichnet in die Bauaufnahme Hases vor der Regotisierung), sodass er die Ausmaße der gesamten Sakristei zeichnen konnte, vgl. Bielefeld 1965, S. 87f. sowie ebd., Abb. 1, S. 85.

Anbaues (Abb. 64). Der Durchgang vom Chor zur gotischen Sakristei wurde 1791/92 verschlossen und erst bei den Bauarbeiten 1964/65 wieder freigelegt.⁴⁰

Das Dachwerk des Langhauses ist dendrochronologisch auf das Jahr 1348 datiert.⁴¹ Weiterhin überliefert ist die Inschrift einer Glocke, die das Entstehungsjahr 1348 nennt.⁴² Dass die Fertigung der Glocke mit dem Abschluss der Bauarbeiten am Glockenhaus einherging, ist durchaus plausibel. Auch die Türme dürften in dieser Zeit fertiggestellt worden sein.⁴³ Spätestens um 1400 war der ratseigene Nordturm der Göttinger Johanniskirche vollendet, da zu dieser Zeit der Stadtwächter einzog.⁴⁴ Die Türme waren durch eine Holzbrücke miteinander verbunden, die noch auf Stichen des 17. und 18. Jahrhunderts dargestellt ist.⁴⁵

Zusammenfassend erscheint folgende Chronologie am plausibelsten: Zunächst wurde wohl noch im 13. Jahrhundert der Großteil des Westriegels errichtet. Dem folgte etwa ab dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts der Neubau des gotischen Langhauses, dessen Anschluss an den Westbau durch ein verkürztes Joch bewältigt wird. Das Langhaus muss bis 1348 fertig gewesen sein. Damit ist es etwas älter als der erste Langhausumbau von St. Marien und der Neubau von St. Nikolai. Die 1360 geweihte Sakristei markiert vermutlich den Abschluss der Bauarbeiten am Langhaus.⁴⁶ Parallel zum Langhausbau dürfte an den Turmaufsätzen und am Glockenhaus weitergebaut worden sein. Das Glockenhaus war wohl bereits 1348 fertig, die Freiturmgeschosse spätestens 1400.

⁴⁰ Vgl. Bielefeld 1965, S. 89: Der zweite Durchbruch vom Chor zur neuen Sakristei wurde erst in den 1960er Jahren hergestellt.

⁴¹ Vgl. Schütte, Sv. 1995, S. 27.

⁴² Informationen zu dieser wohl 1828 umgegossenen Feiertagsglocke sowie ihrer Inschrift bei Arnold 1980, S. 48.

⁴³ Die Maßwerke der Türme scheinen die einzigen erhaltenen gotischen Maßwerke der heutigen Johanniskirche zu sein, da sie wohl von der Entfernung der Maßwerke im 18. Jahrhundert nicht betroffen gewesen sind und auch im 19. Jahrhundert nicht erneuert wurden (vgl. das Kapitel „Restaurierungsgeschichte“). Sie sind auf einem Stich Heumanns von 1747 zu erkennen, vgl. Stölting/Brinkmann 1996, S. 34f.

⁴⁴ Vgl. Reuther 1987, S. 533.

⁴⁵ Lubecus 1994, S. 263 berichtet von einem Sturm im Jahr 1497, bei dem die Brücke auf den Kirchhof stürzte. Dass eine Brücke auch im 17. und 18. Jahrhundert die Türme verband, zeigen zwei Kupferstiche des Städtischen Museums: 1. nach einer um 1610 entstandenen Zeichnung des Johannes Jeep 1641, 2. Georg Daniel Heumann 1747 mit Blick in die Paulinerkirche nach Osten, Stölting/Brinkmann 1996, S. 14f. und 34f.

⁴⁶ Ein vergleichbarer Bauablauf lässt sich auch für St. Jacobi in Göttingen erschließen, wo ebenfalls die Sakristei am Ende der Bauarbeiten an den Chor angefügt wurde. Dagegen entstand die Sakristei von St. Nikolai vermutlich zeitgleich mit dem Chor.

Die liturgische Ausstattung der mittelalterlichen Kirche

Details im Kircheninneren wie etwa die eingetiefte Position der Türen zu den Treppentürmen und der Sakristei lassen darauf schließen, dass das Bodenniveau des mittelalterlichen Baues deutlich niedriger lag. Die von Karl Heinz Bielefeld beobachteten Sockelprofile der Westbaupfeiler und der ursprünglichen Wanddienste unterstützen diese Annahme, da sie zum Teil erheblich unterhalb des heutigen Kirchenbodens liegen.⁴⁷ Das Chorpolygon hingegen war vermutlich erhöht. Hierauf weist unter anderem die ursprüngliche Position der Sakramentsnische aus Sandstein (Abb. 67, 75), der sich an der nordöstlichen Wand des Chorpolygons befand.⁴⁸ Direkt neben dem Sakramentsschrein gab es an dieser Wand eine Piscina, die 1964/65 zerstört wurde. Die übrigen Polygonwände des Chorpauptes waren mit Blendmaßwerken versehen, die 1964/65 an die Ostseiten der Seitenschiffe versetzt wurden (Abb. 68).⁴⁹ Der Sakramentsschrein und die Piscina gehörten zum funktionalen Umfeld des Hochaltars, der im Polygon stand. Dieser besaß im Spätmittelalter sicher ein aufwändiges Retabel. Lubecus erwähnt 1512 „die grosse taffel“ auf dem Hochaltar.⁵⁰ Bereits für das Jahr 1403 ist eine Umgestaltung des Hochaltarbereichs überliefert.⁵¹ Der Chorbereich war mit einem „gegater“ vom Langhaus abgetrennt.⁵² Davor befand sich der Frühmessenaltar.⁵³ Insgesamt sind für St. Johannis sechs Altäre überliefert.⁵⁴



Abb. 67: Göttingen, St. Johannis: Sakramentsnische

⁴⁷ Vgl. Bielefeld 1965, S. 86f: sämtliche alte Wanddienstsockel wurden 1965 entfernt.

⁴⁸ Middeldorf Kosegarten 2012, S. 151f. datiert den Sakramentsschrein in die 1490er Jahre; stilistisch spricht aber nichts gegen eine bauzeitliche Entstehung in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Zur Umsetzung vgl. Bielefeld 1965, S. 89.

⁴⁹ Vgl. Bielefeld 1965, S. 89f.

⁵⁰ Vgl. Lubecus 1994, S. 294.

⁵¹ Vgl. ebd., S. 139.

⁵² Vgl. ebd., S. 366.

⁵³ Vgl. ebd.

⁵⁴ Vgl. Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1736, S. 119f.

Nachdem die Johanniskirche 1454 ein neues Gestühl sowie ein neues Pult erhielt,⁵⁵ wurde 1455 auch ein neues, bronzenes Taufbecken aufgestellt, auf dem die zwölf Apostel sowie die Evangelisten dargestellt waren.⁵⁶ Ein Jahr später wurde eine neue hölzerne Kanzel gestiftet, die ebenfalls die zwölf Apostel zeigte.⁵⁷ Keines dieser mittelalterlichen Ausstattungsstücke hat sich erhalten.



Abb. 68: Göttingen, St. Johannis: Blendmaßwerk vom Chorpolygon, heute an der Ostwand des nördlichen Seitenschiffs

Restaurierungsgeschichte

St. Johannis unter dem Einfluss der Reformation

Die Stadt Göttingen wurde 1529 evangelisch, und spätestens ab dem darauffolgenden Jahr wurde Inventar aus der Kirche entfernt und zerstört.⁵⁸

1544 übernahm der Theologe und Prediger Joachim Mörlin die erste Pfarrstelle an St. Johannis sowie die Superintendentur.⁵⁹ Unter seiner Leitung wurden in der Johanniskirche „nach der arth und weise der kirchen zu Wittenberg“ die für die Reformation typischen Maßnahmen im Kircheninneren getroffen und die Chorschranke,⁶⁰ die Seitenaltäre und der bis dahin vor dem Chor befindliche Frühmes- senaltar entfernt.⁶¹ Spätestens 1569 dürfte mit dem neuen weißen Anstrich der

⁵⁵ Lubecus 1994, S. 180: „Anno 1454 ist dat nie gestelte von eikenbohlen unde holte tho s. Johannes in dei kerken nie gemaket, wie ok der grosse pulpt, so hinder dem froumissenaltar zu stehen pfllegt, dorch und von Heinrich Hellmollder und Heinrich Boin“. Mit „pulpt“ ist vermutlich ein Lesepult gemeint, da eine neue Kanzel zwei Jahre später errichtet wurde.

⁵⁶ Vgl. ebd. sowie Schaar 1937, S. 18 und 38-40. Laut Schaar wurde das Taufbecken 1695 und 1734 restauriert.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 181.

⁵⁸ 1530 wurden Grabsteine aus der Kirche und vom Friedhof entfernt, um sie zum Deichbau zu verwenden, vgl. Lubecus 1994, S. 346.

⁵⁹ Vgl. Bielefeld 1987, S. 518f.

⁶⁰ „das alte gegater für dem chor“, vgl. Lubecus 1994, S. 366.

⁶¹ Vgl. Lubecus 1994, S. 340-343 sowie S. 366f.

Kirche auch die mittelalterliche Ausmalung entfernt bzw. übermalt worden sein.⁶² Reste mittelalterlicher Ausstattung – darunter mindestens ein mehrflügliges Retabel – befanden sich bis zur Renovierung in den 1790er Jahren in der Kirche.⁶³

Im 16. und 17. Jahrhundert scheinen auch geringfügigere Baumaßnahmen wie Reparaturen der Türme und Instandhaltungen der Räumlichkeiten vorgenommen worden zu sein.⁶⁴

1636 wurde in der Johanniskirche ein neuer Altar aufgestellt. Das von dem Mündener Maler Ludwig Büsinck (sign.: Bunsing)⁶⁵ geschaffene Retabel zeigte auf drei Tafeln Szenen der Passion: Christus am Ölberg, die Kreuzigung sowie die Kreuzabnahme und Grablege.⁶⁶ Der Altar wurde 1792 entfernt, doch kehrte die Mitteltafel des Retabels, die die Kreuzigung Christi zeigt, 1993 in die Johanniskirche zurück.⁶⁷ Weiterhin befinden sich drei Epitaphien des 18. Jahrhunderts in der Johanniskirche: für Gerhard Ludwig Böhmer (1708),⁶⁸ für Anna Barbara Münden (1724)⁶⁹ und für die Eheleute Rudolph und Magdalena Clara Eckstein (1730).⁷⁰ Bedeutsam ist zudem der Bestand der Johanniskirche an Pastorenbildnissen. Das älteste ist das Ganzfigurenbildnis des Magisters Theodosius Fabricius (gestorben 1597).⁷¹ Aus dem 17. Jahrhundert sind die Halbfigurenporträts von Dr. Theodor Berckelmann (1576-1645)⁷² sowie von Magister Berthold Jani (1618-1675)⁷³ sowie das Ganzfigurenbildnis von Magister Heinrich Tolle (gestorben 1679)⁷⁴ erhalten. Aus dem 18. Jahrhundert stammen die Bildnisse der Generalsuperintendenten Johann Daniel Bütemeister (1661-1721) und Georg Heinrich Ribow (1703-1774, gemalt von Georg Ziesenis)⁷⁵. Die Reihe findet ihre Fortsetzung mit weiteren neun Pastorenbildnissen des späten 18. bis 20. Jahrhunderts.⁷⁶

⁶² Vgl. ebd., S. 433.

⁶³ Vgl. Fiorillo 1803, S. 225f.

⁶⁴ Vgl. Schaar 1937, S. 24f. und S. 36f.

⁶⁵ Vgl. Frank 1997, S. 58.

⁶⁶ Vgl. Schaar 1937, S. 35.

⁶⁷ Vgl. Oberdiek 2010, S. 21f.

⁶⁸ Vgl. ebd.

⁶⁹ Vgl. ebd.

⁷⁰ Vgl. ebd.

⁷¹ Vgl. Karl Heinz Bielefelds Beitrag in der Beilage zum Gemeindebrief St. Johannis Göttingen, Dezember 1972.

⁷² Vgl. ebd.

⁷³ Später hatte Jani noch weitere Stellen inne, vgl. Karl Heinz Bielefelds Beitrag in der Beilage zum Gemeindebrief St. Johannis Göttingen, Mai 1973.

⁷⁴ Vgl. ebd. Tolle verfasste auch Mathematik-, Physik- und Philosophie-Lehrbücher und richtete eine Buchdruckerei in der Stadt ein.

⁷⁵ Vgl. Karl Heinz Bielefelds Beitrag in der Beilage zum Gemeindebrief St. Johannis Göttingen, Dezember 1973. Ziesenis: geboren 1716 in Kopenhagen, gestorben 1776 in Hannover, wurde 1760 von König Georg II. August, Kurfürst von Hannover, zum Hofmaler und Dekorateur ernannt und von Georg III. als solcher übernommen, vgl. Vollmer 1947, S. 497.

⁷⁶ Sie zeigen folgende Pastoren: Johann Gottfried Wilhelm Wagemann, geboren 1742 in Kirchwehren bei Hannover, gestorben 1804 in Bad Eilsen, promovierte in Göttingen zum Doktor der Theologie und erhielt 1771 die zweite, acht Jahre später schließlich die erste Pfarrstelle an St. Jo-

Wenngleich die Geschichte der Johanniskirche immer wieder von Ausräumungen und Zerstörungen geprägt wurde, hat sich doch mit den Epitaphien und Pastorenbildnissen ein immer noch bemerkenswerter Bestand an frühneuzeitlicher Ausstattung erhalten, der in einer Stadt wie Göttingen, in der aus dieser Phase sonst wenig überliefert ist, zu den besonderen Schätzen gehört.

Die Restaurierung des späten 18. Jahrhunderts

Veränderungen an der Bausubstanz

In den 1790er Jahren fanden an der Johanniskirche umfassende Umbaumaßnahmen statt, die in erster Linie aufgrund großflächiger Schäden im Mauerwerk erforderlich waren, gleichzeitig aber auch der Umgestaltung des Gebäudes zu einem funktionalen protestantischen Kirchenbau nach den Vorstellungen des 18. Jahrhunderts dienten. Bereits 1788 wurden die Arbeiten, die sowohl den Außenbau als auch das Innere der Kirche betrafen, geplant und ab März 1791 schließlich ausgeführt. Verantwortlich hierfür war Georg Heinrich Borheck (1751-1834).⁷⁷

Den Kostenaufstellungen der Maurerarbeiten zufolge wurden zunächst das Chorgewölbe sowie der obere Teil der Chormauern abgetragen, sodass dieser Bauteil „der Kirchenhöhe gleich“ wurde.⁷⁸ Die Bögen der Chorfenster sollten hierbei sorgsam entfernt und, nach unten versetzt, wieder eingefügt werden. Etwa die obere Hälfte der Fenster wurde vermauert, ein Fenster sogar ganz verschlossen.⁷⁹ Dieser Zustand der Kirche, bei dem der Chor ein eigenes, vom Langhausdach getrenntes Dach erhielt, ist in Darstellungen aus dem späten 18. sowie dem 19. Jahrhundert festgehalten (Abb. 53, 76).⁸⁰

hannis; Generalsuperintendent Dr. Johann Philipp Trefurt, geboren 1769 in Breselenz bei Danenberg, gestorben 1841. Er wurde 1805 zum ersten Pastor an St. Johannes berufen und führte dieses Amt 36 Jahre aus. Zudem war er in der schulischen wie universitären Lehre tätig; Superintendent Dr. Friedrich Wilhelm Rudolf Rocholl, geboren 1822 in Rhoden, Waldeck, gestorben 1905, besetzte die erste Pfarrstelle 1866/67 bis 1878, vgl. Karl Heinz Bielefelds Beiträge in den Beilagen zum Gemeindebrief St. Johannes Göttingen, März 1974, Oktober 1974 und Juni 1975. Die Pastorenbildnisse des 20. Jahrhunderts - die folgenden Datierungen nennen die jeweilige Amtszeit- zeigen Karl Mirow (1910-1928), Dr. Wilhelm Lueder (1928-1947), Gerhard Ködderitz (bis 1951), Dr. Egon Pallon (1951-1964), Hans Wiesenfeldt (1947-1967) und Heinz Günther Klatt (1968-1977), vgl. Oberdiek, Kirchenführer St. Johannes 2010, S. 40f.

⁷⁷ Vgl. Saathoff 1929, S. 208; Brinkmann, J.-U. 1987, S. 310; Hammann 2002, S. 553f.; Freigang 2002, S. 783.

⁷⁸ Vgl. „Kostenanschlag über die zu verfertigende Mauerarbeit an- und in der St. Johannes Kirche, 22. März 1791“, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Johannis, A 512, II. In ihrer Höhe wurden die Chormauern um „10 Fuß“ abgetragen.

⁷⁹ Die Vermauerung ist auch auf den Aufnahme-Plänen Hases eingezeichnet. Das Südfenster des ersten Chorjoches war möglicherweise das komplett vermauerte - es ist noch heute verschlossen.

⁸⁰ Vgl. das um 1800 entstandene Aquarell Johann Christian Eberleins, Inv. Nr. 1940/210 sowie die aquarellierte Federzeichnung Ludwig Emil Grimms aus dem Jahre 1824, Inv.Nr. 1922/20, beide im Städtischen Museum Göttingen und abgebildet in: Stölting/Brinkmann 1996, S. 101 und 153. Sie zeigen auch die im 18. Jahrhundert um den Chor errichteten Fleischscharren.

In das zweite Chorjoch von Westen wurde nun eine Trennwand eingezogen, mit welcher der Chorraum verkürzt und der Altarbereich näher an die Gemeinde herangerückt wurde. Der Durchgang in der Mauer im Dachwerkbereich, von dem man heute auf das Chorgewölbe gelangt, stammt ebenfalls aus dieser Zeit. Im Bereich hinter der Trennwand, der in zwei Geschosse unterteilt wurde, richtete man eine neue Sakristei ein. Die alte Sakristei an der Nordwand, deren Mauerwerk als massiv beschädigt beschrieben wird, wurde abgebrochen und der Durchgang zwischen Sakristei und Chor vermauert.⁸¹ Auch die gegenüberliegende Tür – möglicherweise die mittelalterliche Priestertür – wurde verschlossen.⁸² Stattdessen sollte an der Ostseite der Kirche ein neuer Durchgang geschaffen werden.⁸³

Eine weitere große Umbaumaßnahme neben der Chorerniedrigung war das Entfernen der Maßwerke der „10 großen“ Kirchenfenster. Sämtliches Fenstermaßwerk wurde in diesem Zuge entfernt. Ersetzt wurde das – vermutlich farbige – Glas durch weißes Fensterglas. Die heutigen Maßwerkfenster der Johanniskirche sind demnach bis auf die der Türme nicht mittelalterlichen Ursprungs.

Die frühklassizistische Ausstattung

Große Teile der Ausstattung (Emporen, Gestühl, Kanzel, Altar) sowie der Fußboden wurden entfernt. In diesem Zusammenhang versteigerte man offenbar auch zahlreiche ältere Ausstattungsstücke – einige davon aus mittelalterlicher Zeit.⁸⁴ Um die Sicht zu verbessern, wurde der gesamte Langhausfußboden so angelegt, dass er nach Westen hin amphitheatralisch anstieg (Abb. 72), und neu bestuhlt. Mit zum Teil wiederverwendetem Holz wurden auf „Höhe der Orgelpriche“ neue Emporen⁸⁵ mit kassettierten Fronten gebaut. Die Brüstungen der zwei übereinander angeordneten Seitenemporen, welche die Seitenschiffe überdeckten, waren vor die Pfeiler gezogen. Die untere Emporenreihe war im Osten bis an die Trennwand herangeführt, wo sich Türen befanden. Offenbar gab es hinter dieser Wand Treppenhäuser, durch die man von den Emporen ins Schiff gelangte. Die obere Emporenreihe reichte nur bis zum östlichen Pfeilerpaar des mittelalterlichen Hallenraumes.

⁸¹ Nach Dokumenten vom März 1788 war zu diesem Zeitpunkt noch vorgesehen, die Sakristei zu erhalten und ihre Mauern zu festigen. Teilweise ist vom Abriss zweier Sakristeien die Rede, bspw. im „Kostenanschlag über die zu verfertigende Mauerarbeit an- und in der St. Johannes Kirche“. Dies geht wohl darauf zurück, dass die Sakristei um 1742 zweigeteilt und in der einen Hälfte ein Kirchenstuhl eingerichtet wurde, vgl. Schaar Teil 1, S. 45f. Der vermauerte Durchgang wurde 1964/65 freigelegt, vgl. Bielefeld 1965, S. 89.

⁸² Die Tür befand sich im zweiten Joch an der Südseite. Der Durchgang im Chorpolygon entstand erst während der Regotisierung im späten 19. Jahrhundert, vgl. Bielefeld 1965, S. 89.

⁸³ Unklar ist, ob dieser Durchgang ausgeführt wurde.

⁸⁴ Vgl. Fiorillo 1803, S. 225f.

⁸⁵ Erwähnt werden u. a. Studenten-, Bürger-, und Soldatenpriechen.

Vor der neuen Chorwand wurde um 1791 ein repräsentativer Kanzelaltar errichtet.⁸⁶ Eine Fotografie im Städtischen Museum (Abb. 80)⁸⁷ zeigt dessen dreiachsigen, hölzernen Aufbau: Die Kanzelaltarwand wurde durch vier kolossale korinthische Säulen auf hohen Piedestalen gegliedert. Dabei war das mittlere Interkolumnium, das den Altar sowie darüber die Kanzel einfasste, breiter als die seitlichen Interkolumnien, in denen sich die Bogendurchgänge für den Altarumgang befanden.⁸⁸ Die Säulen trugen ein Gebälk mit gerade durchlaufendem Architrav. Darüber war in der mittleren Achse ein halbkreisförmiges Tympanonfeld angebracht. Gebälkfries und Schlussgesims waren nach der Art eines Serlio-Palladio-Motivs um dieses herumgeführt. Drei Ziervasen im Louis-Seize-Stil bekrönten den Aufbau. Im Tympanon war ein Altarbild des Malers Johann Günther Bornemann angebracht, das die Auferstehung Christi zeigte.⁸⁹

Die hölzerne Ausstattung war überwiegend weiß gestrichen, Details wie beispielsweise die Kapitelle mit Vergoldungen hervorgehoben. Einen möglichst hellen Raum zu schaffen gehörte ebenso zu den Zielen der grundlegenden Umgestaltung, wie die engere Verbindung von Kanzelaltar und Gemeindebereich. Die Kirche wurde so eingerichtet, dass möglichst jeder Gottesdienstbesucher den Pfarrer sehen und hören konnte. (SF)

Die Restaurierungen des 19. Jahrhunderts

Umgestaltungen vor der großen Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase

Bis 1855 umgaben die im 18. Jahrhundert errichteten Fleischscharren den Chorbereich der Kirche.⁹⁰ Nachdem diese entfernt wurden, entstand im Kirchenvorstand bald der Wunsch, die gotische Gestalt der Kirche wiederherzustellen.⁹¹ In den

⁸⁶ Bei Schaar 1937, S. 72, wird der Tischlermeister Christian Gottlieb Weidner als Fertiger des Kanzelaltars genannt. Dieser geht sicher auf einen Entwurf von Georg Heinrich Borheck zurück, der einen ganz ähnlichen Kanzelaltar für die heute noch existierende Kirche in Landolfshausen projektiert hat.

⁸⁷ Das Entstehungsdatum des Fotos ist unbekannt. Im Städtischen Museum Göttingen befinden sich darüber hinaus mehrere Exemplare einer Druckgraphik, die den Kanzelaltar sowie Teile des Gestühls und der Emporen darstellen (Abb. 51). Das Motiv wurde sogar für Konfirmations-scheine verwendet, was den besonderen Stolz der Johannisgemeinde auf diesen Altaraufbau bezeugt.

⁸⁸ Bei Altären dieses Typs kniete man zunächst an der Kommunionsschranke links vom Altar nieder und erhielt die Oblate, schritt durch den linken Durchgang hinter den Altar, kam rechts wieder heraus und erhielt an der rechten Kommunionsschranke kniend einen Schluck aus dem Abendmahlskelch.

⁸⁹ Das Gemälde scheint sich auch nach der Restaurierung der 1890er Jahre in der Kirche befunden zu haben und wurde wohl erst 1964 entfernt, vgl. Schaar 1937, S. 101f. sowie Informationen des Kirchenkreisarchivs Göttingen.

⁹⁰ Vgl. Aufruf des Kirchenvorstandes in der Göttinger Tageszeitung vom 20. April 1868 sowie Stölting/Brinkmann 1996, S. 100f.

⁹¹ Vgl. Aufruf des Kirchenvorstandes in der Göttinger Tageszeitung vom 20. April 1868.

Folgejahren wurden zunächst die Türme instandgesetzt⁹² und das Maßwerk am Südportal rekonstruiert.⁹³ Das Bedürfnis nach weitergehender Restaurierung bestand weiterhin, zumal die Veränderungen des 18. Jahrhunderts, die teils vermauerten Fenster, die Abtrennung des Chorraumes und die „theatermäßige Einrichtung“ mittlerweile überaus kritisch gesehen wurden.⁹⁴

1890 entscheidet sich der Kirchenvorstand für das von Conrad Wilhelm Hase entworfene „Projekt III“ zur „würdigen Wiederherstellung“ der Johanniskirche.⁹⁵ Wie die Kirche vor dieser Restaurierung aussah, zeigen mehrere zeitgenössische Ansichten (Abb. 53, 76, 77).⁹⁶ (SF)

Die Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase

Mithilfe historischer Aufnahmen und dem zwischen der Johanniskirche zu Göttingen, dem Architekten Hase und dem Maurermeister Rathkamp geschlossenen Vertrag zur Restaurierung vom April 1895, welcher sich im Kirchenkreisarchiv Göttingen befindet, kann die nach Hases Plänen ausgeführte Innenausstattung der Johanniskirche nachvollzogen werden.⁹⁷ Dem Restaurierungsvertrag sind Architekturpläne beigelegt, die die Außen- und Innenbaumaßnahmen zeigen, wobei Hases Änderungen rot eingezeichnet sind (Abb. 70-74).

Ziel der Restaurierung war es, ein vermeintlich stilreines mittelalterliches Erscheinungsbild zurückzugewinnen. Hierfür mussten die Einbauten des 18. Jahrhunderts (Trennwand, Kanzelaltar, zweigeschossige Emporen und stufenförmiger Anstieg des Langhauses nach Westen) rückgängig gemacht werden. Dazu wird in einem Protokoll der Besichtigung der Kirche 1891 betont, dass den Plänen Hases keine Bedenken der Denkmalpflege entgegenstünden und die Innenausstattung des 18. Jahrhundert entfernt werden könne. Gegenteilig wird sogar angeführt, dass dieser Innenarchitektur keine Bedeutung beizumessen sei. Die Öffnung des Chores in seiner ursprünglichen Länge wurde in höchstem Maße gewünscht, da dieser für ein mittelalterliches Gesamtbild als unverzichtbar erachtet wurde.⁹⁸ Zudem sollten Chorgewölbe und Fenstermaßwerke rekonstruiert werden.

Die Restaurierung führte allerdings keineswegs zu einer möglichst genauen Rekonstruktion des mittelalterlichen Zustands. So wurde auf die Wiederherstellung

⁹² V.a. in den 1870er Jahren, vgl. Schaar 1937, Teil 2, S. 5-11.

⁹³ 1883/84, vgl. Schaar 1937, Teil 2, S. 17.

⁹⁴ Vgl. den Brief des Consistoriums zu Hannover vom 17. Juni 1890, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Johannis, A 512, V, sowie Schaar, Teil 2, S. 22f.

⁹⁵ Vgl. Brief des Consistoriums zu Hannover vom 17. Juni 1890, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Johannis, A 512, V.

⁹⁶ Vgl. auch Lithographie Robert Geißlers nach 1872, Inv. Nr. 1954/234, im Städtischen Museum sowie Stöltzing/Brinkmann 1996, S. 316f.

⁹⁷ Vgl. Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Johannis, A 512, V: Instandhaltung der Kirche- Restaurierung 1895/96, 1884-1896

⁹⁸ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Johannis, A 512, V: Instandhaltung der Kirche- Restaurierung 1895/96, 1884-1896, Protokoll Besichtigung St. Johanniskirche 22. Juli 1891, S. 2.

der ursprünglichen Chorhöhe verzichtet. Die Traufhöhe des restaurierten Chores entspricht vielmehr der des Langhauses, wie sie im 18. Jahrhundert festgelegt wurde. Nur das Chordach wurde steiler angelegt und damit dem mittelalterlichen Dach des Langhauses angeglichen. Auch die Sakristei an der Nordseite des Chores wurde nicht rekonstruiert. In Angleichung an die übrige Fassadengliederung wurde an der Chornordwand ein Strebepfeiler errichtet, den es zuvor nicht gegeben hat. Bei den Fenstermaßwerken wurde kein Versuch unternommen, an Göttinger Formen anzuknüpfen. Hases Maßwerke sind vielmehr freie Erfindungen ohne lokalen Bezug – bis auf die Fensteröffnungen des Westbaus sind alle Maßwerke (auch dasjenige des Glockenhauses) neugotisch. Am Giebel des Strebepfeilers an der nordöstlichen Langhausecke sowie am Maßwerk des nordöstlichen Polygonfensters hat Hase seinen Umbau signiert, indem er hier das Zeichen der Hannoveraner *Bauhütte zum Weißen Blatt* eingefügt hat (Abb. 69).

Um die niedrigeren Proportionen des Chorraumes auszugleichen, Platz für eine neue Sakristei zu schaffen und den Altar näher an das Langhaus zu rücken, wurden im Chor zwei Freipfeiler eingefügt (Abb. 52, 81). Zwischen diesen Pfeilern wurde der Hauptaltar platziert, der vor einer Schranke stand, die den hinteren Chorbereich bis zu einem Drittel der Höhe abschloss. Hinter der Schranke wurde die Sakristei eingerichtet (Abb. 75).

Im Langhaus sollte die treppenartige Abstufung entfernt und eine Beogradigung des Fußbodens vorgenommen werden. Es wurde ganz bewusst der Boden bis zur Tiefe der Pfeilersockel abgetragen, um auf das mittelalterliche Bodenniveau zurückzukehren.⁹⁹ Der neue Fußboden wurde mit aufwändig dekorierten Fliesen ausgestattet. Die Fliesenmuster wurden von Hase selbst zusammengestellt, die Muster der Malschablonen und weiterer dekorativer Elemente ebenfalls. Diese wurden als Muster dem Restaurationsvertrag beigelegt, um zu gewährleisten, dass sich das ausführende Bauunternehmen Rathkamp an diese Vorgaben halten konnte.¹⁰⁰

Gemäß dem historistischen Ideal der Stilreinheit und -einheitlichkeit entwarf Hase eine komplette neugotische Ausstattung. In den Restaurierungsakten ist eine



Abb. 69: Göttingen, St. Johannes: Strebepfeilergiebel mit Signet der Bauhütte zum Weißen Blatt

⁹⁹ Ebd., S. 4.

¹⁰⁰ Ebd., 146, Restauration der St. Johanniskirche; „Bedarf an Ziegelsteinen“ Lfd. Nr. 68 und „Preisforderung über Malerarbeiten“ S. 1.

Zeichnung zu finden, die einen Entwurf für Altar und Kanzel zeigt.¹⁰¹ Der Altaraufsatz ist als eine Art aufgesockelter Predella mit einer Inschrift und vier Figuren konzipiert. Darüber erhebt sich, von Fialen und Wimpergen begleitet, ein Kruzifix, das von einem stilisierten Baldachin umgeben ist. Beim Vergleich mit historischen Aufnahmen von der realisierten Fassung fällt auf, dass diese Vorgaben nur modifiziert umgesetzt wurden. Der ausgeführte Altaraufsatz ist größer und weniger durchbrochen. Damit sollte vermutlich seine Präsenz gesteigert werden.

Die Schranke hinter dem Altar, die den Chor unterteilte, nahm die Formen des Altars wieder auf. Sie war mit Fialen, Blendmaßwerkgiebeln, Krabben und Kreuzblumen versehen (Abb. 52). Hinter ihr wurde die Sakristei eingebaut. Um diesen Raum im Chor abzuschließen, wurde eine flache Decke mit einem Oberlicht angelegt (Abb. 75).¹⁰² Die Innengestaltung der Sakristei ist ebenfalls von Hase geplant worden. Im Restaurierungsvertrag sind detaillierte Angaben zur Ausführung des Baues und der Inneneinrichtung zu finden.

Die Kanzel stand an der Südseite des Chorbogens und bestand aus einem oktogonalen Kanzelkorb und einem reich gestalteten Schalldeckel (Abb. 81, 82). Am Kanzelkorb befanden sich Reliefs der vier Evangelisten. Auch hier zeigen sich – namentlich beim Schalldeckel – Abweichungen zwischen Entwurf und Ausführung. Dem Vertrag sind zusätzlich mehrere Planzeichnungen des neu anzufertigenden Kirchengestühls beigefügt.

Bedeutsam war die Neugestaltung der Emporen. Die obere Emporenreihe wurde abgebrochen, auf die untere konnte man im 19. Jahrhundert nicht verzichten. Immerhin wurde die Brüstung hinter die Pfeilervorderseiten zurückgesetzt. Die Empore war holzsichtig belassen und zeigte offen ihren konstruktiven Aufbau.

Zur Neuausstattung gehörte auch eine farbige Fassung des Innenraums. Laut Restaurierungsvertrag sollte das steinerne Blattwerk der Kämpferbänder auf dunkel gefasstem Hintergrund vergoldet werden. Sowohl die Pfeiler als auch zwei Drittel der Außenwände, das umliegende Steinwerk der Fenster und die Rippen des Gewölbes sollten steinfarbig abgesetzt werden und durch ein aufgemaltes Fugennetz eine Quaderstruktur nachbilden.¹⁰³ Den Abschluss dieser Quaderfläche bildete ein aufgemalter Fries, der ebenfalls ornamentale Blumenmuster zeigte. Er lag genau auf der Höhe der Kämpferbänder. An den Gewölbekappen waren filigrane Blattranken aufgemalt, welche die steinsichtigen Bögen und Rippen begleiteten.

¹⁰¹ Ebd., Planarchiv St. Johannes, Göttingen, Z 5 3.17.

¹⁰² Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Johannes, A 512, V: Instandhaltung der Kirche – Restaurierung 1895/96, 1884-1896, Protokoll Besichtigung St. Johanniskirche 22. Juli 1891, S. 3f.

¹⁰³ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Johannes, A 512, V: Instandhaltung der Kirche – Restaurierung 1895/96, 1884-1896, 146, „Preisforderung über Malerarbeiten“ S. 2.

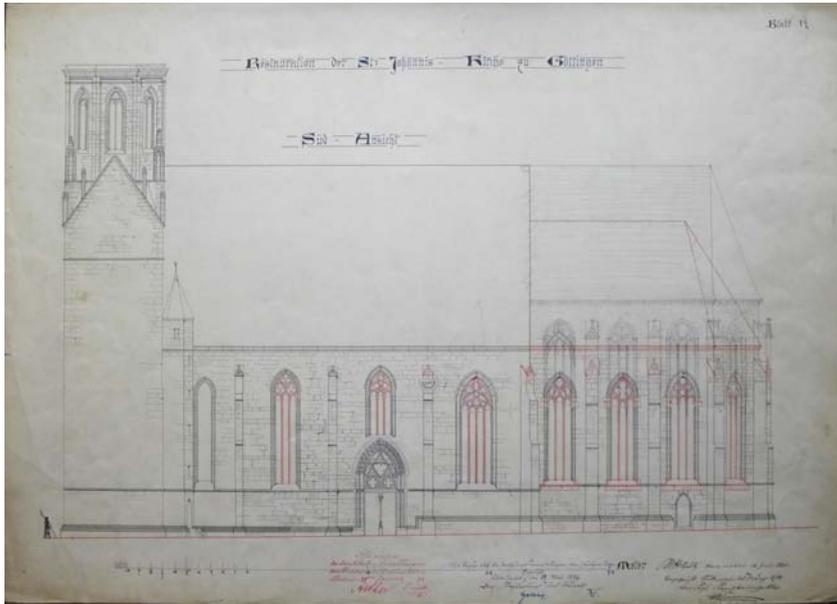


Abb. 70: Conrad Wilhelm Hase: Restaurierungsplan für St. Johannis in Göttingen, Südansicht, mit nachträglich eingetragener Rekonstruktion der ursprünglichen Chorthöhe, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Johannis, ZS 3.13

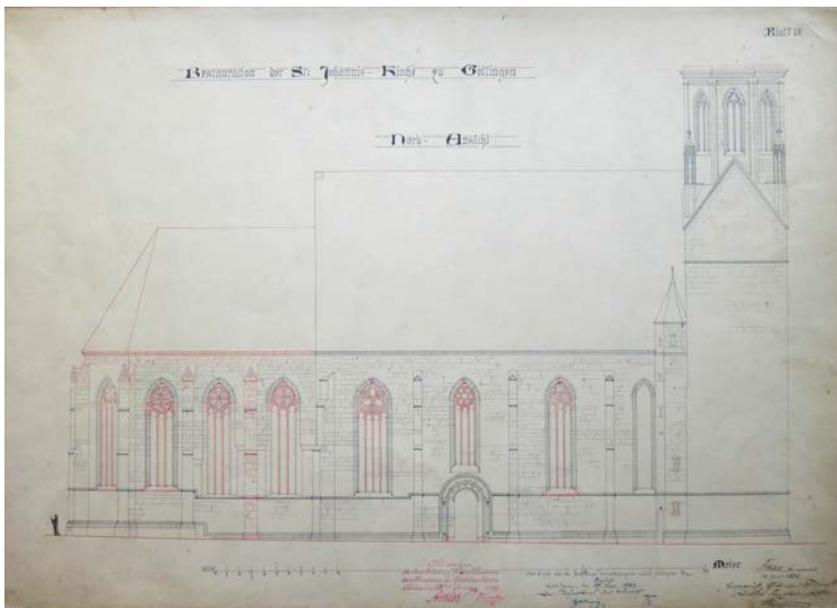


Abb. 71: Conrad Wilhelm Hase: Restaurierungsplan für St. Johannis in Göttingen, Nordseite, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Johannis, ZS 3.12

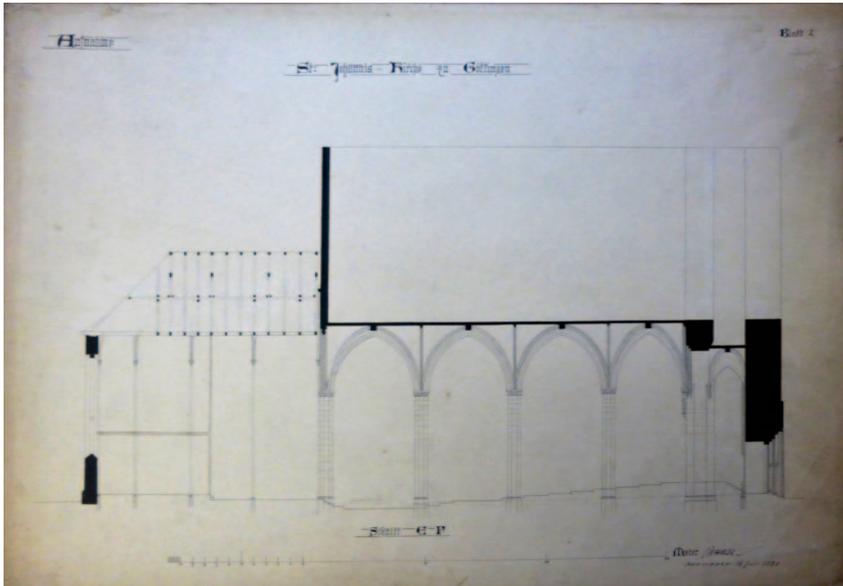


Abb. 72: Conrad Wilhelm Hase: Schnitt durch St. Johannis in Göttingen im Zustand vor der Restaurierung, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Johannis, ZS 3.2

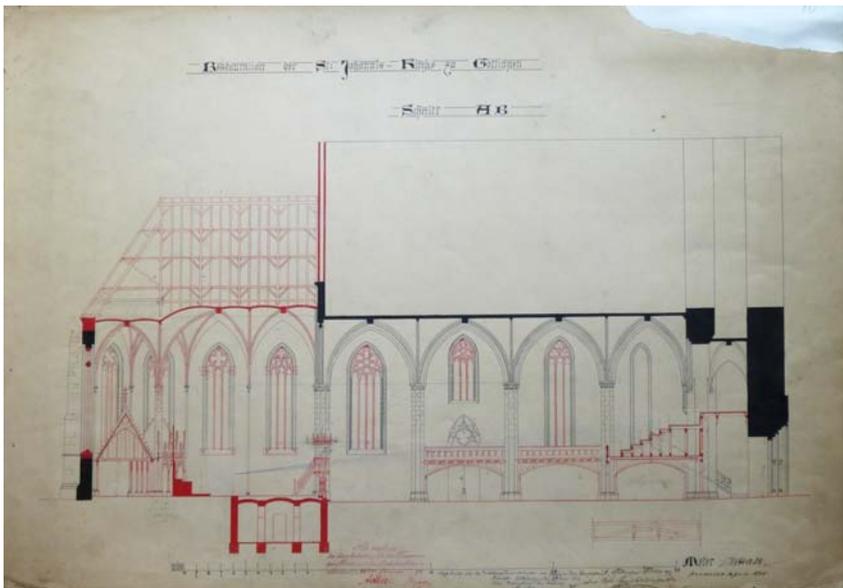


Abb. 73: Conrad Wilhelm Hase: Schnitt durch St. Johannis in Göttingen, Restaurierungsplan, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Johannis, ZS 3.10

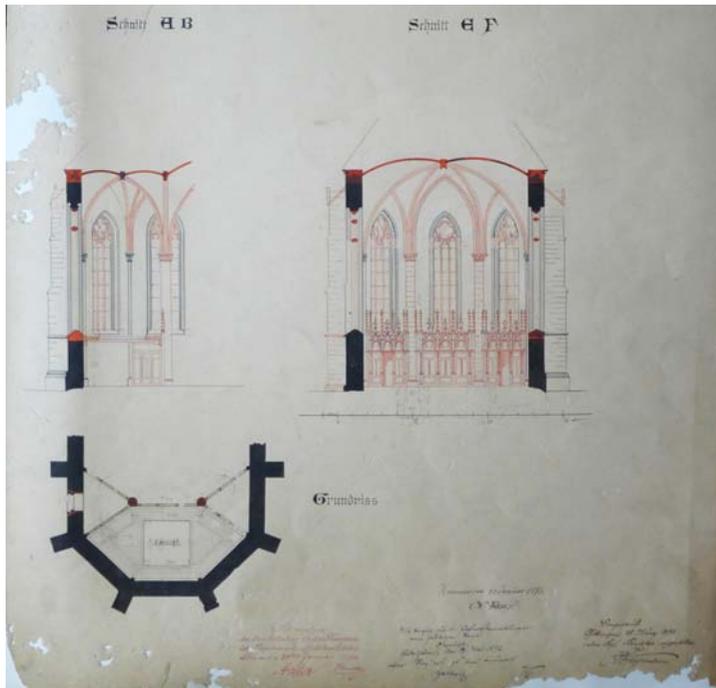


Abb. 74: Conrad Wilhelm Hase: Restaurierungsplan für den Chor von St. Johannis, Ausschnitt, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, Pfa Johannes, ZS 3.15



Abb. 75: Göttingen, St. Johannis: Sakristeieinbau im Chorpolygon nach der Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase, im Hintergrund die Sakramentsnische am alten Ort

Hases Innengestaltung der Johanniskirche erfolgte mit dem Ziel, den sakralen Charakter der Kirche „in bester mittelalterlicher Art stylvoll“¹⁰⁴ wiederherzustellen. Durch die farbliche Gestaltung, die Holz- oder Steinsichtigkeit sowie dunkle Grundfarbtöne wie Rot, Grün und Blau nutzte, sollte die Kirche einen würdigen Charakter bekommen. Die historistische Durchgestaltung und die dunkle Fassung verlor jedoch Anfang des 20. Jahrhunderts ebenso an Akzeptanz, wie die Ausstattung des 18. Jahrhunderts im Historismus in Misskredit geraten war. So kam es zu weiteren Umgestaltungen, in deren Folge die reiche und qualitätvolle Ausstattung Hases bis auf wenige Reste verloren ging. (SNS)

Die Johanniskirche im 20. Jahrhundert

Das Göttinger Gemeindeblatt berichtet im November 1931 über die Neugestaltung der Johanniskirche (Abb. 82, 85).¹⁰⁵ Die Wände wurden hell getüncht, die architektonischen Elemente einfarbig in einem Rotsandsteinton gefasst. Ein neues Farbkonzept ersetzte die dunklen Holzfarben, und die neugotische Sakristeichorwand wurde durch einen violettfarbenen Stoff verhängt.

Im November 1944 wurde das Dach der Kirche bei einem Luftangriff fast komplett abgedeckt, und viele Fenster zerbrachen. 1946 wurde die Johanniskirche von offizieller Seite aus geschlossen, da die Einsturzgefahr zu groß war.¹⁰⁶ Die gravierendsten Schäden wurden ab 1947 beseitigt. Glücklicherweise blieb das Dachwerk in seiner zu grossen Teilen noch immer mittelalterlichen Substanz erhalten. 1954-60 erhielt die Kirche eine neue Orgel der Firma Paul Ott.¹⁰⁷ Zu einer umfassenden Restaurierung kam es 1965/66 (Abb. 83, 86). Dabei wurden alle noch erhaltenen Einbauten der Hase-Restaurierung entfernt. An ihre Stelle trat eine Ausstattung im Stil der Moderne.¹⁰⁸ Hierzu gehörten ein Altar und eine Kanzel des Nürnberger Künstlers Hans Heiber (1928-2003).¹⁰⁹ Farblich wurde der Rotsandsteinton von 1931 durch einen Grauton ersetzt.¹¹⁰ In dieser Gestalt präsentierte sich die Johanniskirche bis in die Gegenwart.

2005 wurde der Nordturm mit der Türmerstube durch Brandstiftung zerstört. Der Wiederaufbau dauerte bis 2006. Derzeit ist eine umfassende Innenrenovierung im Gange, deren Ergebnisse abzuwarten sind.¹¹¹ In diesem Zusammenhang sind die Arbeiten Heibers entfernt worden. (SNS)

¹⁰⁴ Ebd., Akte 146, „Preisforderung über Malerarbeiten“ S. 1.

¹⁰⁵ Anonym 1931.

¹⁰⁶ Zum Bombenangriff vgl. Tollmien 1999, S. 269.

¹⁰⁷ Vgl. Bielefeld 2007, S. 23-25. Ein Organist an St. Johannis wird bereits 1434 erwähnt. Im ausgehenden 15. Jahrhundert besaß die Kirche eine Hauptorgel im Westen sowie eine Chororgel – vgl. ebd., S. 22f.

¹⁰⁸ Vgl. Wiesenfeldt 1978b, 73-6 – 73-8, 73-11 – 73-16.

¹⁰⁹ Vgl. Wiesenfeldt 1978b, S. 73-11-16.

¹¹⁰ Vgl. Wiesenfeldt 1965, 73-7.

¹¹¹ Vgl. Barke 2014a; Barke 2014b.



Abb. 76: Göttingen, St. Johannis: Ansicht von Südosten nach der Umgestaltung durch Georg Heinrich Borheck 1791/92, Göttingen, Städtisches Museum



Abb. 77: Göttingen, St. Johannis: Ansicht von Südosten nach Rekonstruktion des Glockenhauses und vor der Umgestaltung durch Conrad Wilhelm Hase



Abb. 78: Göttingen, St. Johannis: Ansicht von Südosten nach der Umgestaltung durch Conrad Wilhelm Hase 1896/97



Abb. 79: Göttingen, St. Johannis: Ansicht von Südosten



Abb. 80: Göttingen, St. Johannes, Inneres nach Osten nach der Umgestaltung durch Georg Heinrich Borheck 1791/92



Abb. 81: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach Osten nach der Umgestaltung durch Conrad Wilhelm Hase 1896/97



Abb. 82: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach Osten nach der Renovierung von 1931



Abb. 83: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach Osten nach der Renovierung von 1965/66



Abb. 84: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach Westen nach der Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase 1896/97



Abb. 85: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach Westen nach der Renovierung von 1931



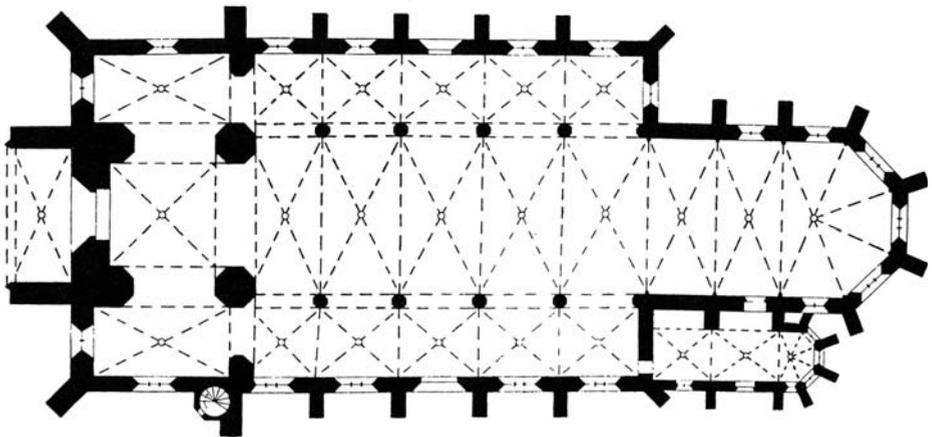
Abb. 86: Göttingen, St. Johannis: Inneres nach Westen, 2013

Zeittafel St. Jacobi

- 1245** Erste urkundliche Erwähnung eines Jacobifriedhofs
- 1350** Herzog Ernst I. von Braunschweig-Göttingen gestattet den Neubau der Jacobikirche
- 1361** Bauinschrift in der Westportalvorhalle, vermutlich Beginn des gotischen Neubaus
- 1369** Papst Urban V. gestattet die Verlegung des Nörtener Petersstifts an die Jacobikirche. Die von Herzog Otto III. von Braunschweig-Lüneburg betriebene Verlegung steht im Zusammenhang mit dem Plan, St. Jacobi zu einem Residenzstift auszubauen. Die Pläne scheitern am Widerstand des Göttinger Rates
- 1383** Stiftung eines Marienaltars in nördlichen Seitenschiff
- 1387** Zerstörung der herzoglichen Burg Bolruz nahe der Jacobikirche
- 1402** Fertigstellung des Hochaltarretabels
- 1402 oder 1409** Einrichtung einer Kapelle unterhalb des Turmes
- 1426** Vertrag mit Hans Rutenstein zum Turmbau
- 1433** Turmvollendung
- 1453** Zerstörung des mittelalterlichen Turmhelms durch Blitzschlag
- 1529** Einführung der Reformation
- 1555** Turmbrand nach Blitzschlag, Zerstörung der Westportalvorhalle
- 1880/81** Rekonstruktion der Westvorhalle nach Entwürfen von Hans Grisebach
- 1891-98** Außensanierung nach Plänen von Conrad Wilhelm Hase
- 1900/01** Innensanierung nach Plänen von Friedrich Jacobs
- 1933-43** Turmsanierung
 - 1960** Innenrenovierung, Entfernung der historistischen Ausstattung
 - 1999** Neuausmalung des Inneren nach Befunden der Renaissance
- 2009-14** Sanierung von Turm und Langhausaußenbau

St. Jacobi

Klara Wagner und Anna Luisa Walter



Die St. Jacobikirche in Göttingen begrüßt mit ihrem hohen einprägsamen Turm seit Jahrhunderten schon von fern Besucher und Bewohner der Stadt. Die Lage der gotischen Hallenkirche in unmittelbarer Nähe zur ehemaligen Burg der Welfen und heute an der belebten Fußgängerzone hebt den Bau hervor und bindet ihn in den Alltag der Menschen ein. Der folgende Beitrag stellt die Jacobikirche aus verschiedenen Blickwinkeln vor. Nach einer Einführung in den historischen Hintergrund werden Außen- und Innenbau nach kunsthistorischen Gesichtspunkten untersucht. Der Turm wird aufgrund seiner Bedeutung für die Kirche in einem gesonderten Kapitel vorgestellt. Ebenso wird mit der Restaurierungsgeschichte des Baus verfahren, die über einen langen Zeitraum hinweg gut dokumentiert ist. Abschließend wird in einem Exkurs das Patrozinium der Jacobikirche thematisiert, zumal sich die Verehrung des Apostels Jakobus d. Ä. und die Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela besonders in neuerer Zeit wieder großer Beliebtheit erfreuen und somit der Wahl des Kirchenpatrons neue Relevanz und Aktualität verleihen.

Geschichte

Die Zeit als „Burgkirche“

Die erste urkundliche Erwähnung einer Jakobikirche im Bereich des heutigen Baus findet sich um 1256.¹ Indirekt ist deren Existenz bereits für das Jahr 1245 bezeugt, in dem eine Urkunde auf dem Jacobifriedhof ausgestellt wird.² Ein genaues Gründungsdatum ist nicht urkundlich belegt; in der Forschung geäußerte Vermutungen gehen teils von einer Gründung durch Heinrich den Löwen, teils aber auch vom Bau als Kapelle für die sich in der Nähe befindende Burg durch dessen Sohn Heinrich um 1200 aus.³ Herzog Ernst (Herzog im Fürstentum Göttingen zwischen 1345 und 1367) erteilte 1350 die Erlaubnis für die Errichtung eines Neubaus, vermutlich als herzogliche Burgkirche.⁴ Eine Inschrift in der Westportalhalle setzt das Datum für den Baubeginn der noch heute stehenden Jakobikirche auf das Jahr 1361 (Abb. 87):



Abb. 87: Göttingen, St. Jacobi: Inschrift in der Westportalhalle

¹ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 8, S. 8.

² Ebd., S. 3, Nr. 3: „in cimiterio b. Jacobi“. Vgl. auch Dolle 2014, S. 14.

³ Dolle 2014, S. 14; Oltmann 1982, S. 99-101; Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 19f.

⁴ Lubecus 1994, S. 115: „Anno 1350 heffen dei alderlude und vorstender der kerken tho s. Jacob binnen Gottingen erlanget einen breif von ohrem landesforsten, hertoge Ernsten, dat sei ohre kerken, so kleine und geringe was, mochten groter und hoger buwen und dat sei dartho bate alenthalben im ganzen land und ahn andren orden und lande ok bidden und bedlen mochten, solke gebuwete der kerken tho follenenden, darum ohnen dan ohr obgedachter landesforst, weil dei kerke und dat parlehen sin und siner erfen war, gerne gegeben und medgedeilet.“ Zum Status als Burgkirche vgl. Mindermann 2005, S. 131-142; Dolle 2014, S. 14f.

„ANNODNI
MCCCLXI
KLDRCRH“.⁵

Am 4. August 1372 wurde durch Papst Gregor XI. ein Ablassbrief mit der Erlaubnis ausgestellt, Spenden zum Bau der Jacobikirche zu sammeln.⁶ Für 1383 ist die Stiftung eines Marienaltars verzeichnet, der sich im nördlichen Seitenschiff befand.⁷

Die Pläne Herzog Ottos III. von Braunschweig-Lüneburg, der das Fürstentum Göttingen zwischen 1367 und 1394 regierte, aus dem Bau eine Stiftskirche zu machen und zu diesem Zweck das Kanonikerkapitel von St. Peter in Nörten nach Göttingen zu verlegen, scheiterten nach vehementem Einspruch durch den Rat der Stadt und ein durch diesen erwirktes Verbot durch den Erzbischof von Mainz.⁸ Bereits vier Jahre später sollte sich das Blatt völlig wenden, denn die Göttinger Burg der Welfenherzöge wurde nach heftigen Auseinandersetzungen durch die Bürger der Stadt zerstört und die herzogliche Familie vertrieben.⁹ Damit änderte sich auch der Status der Jacobikirche. Zugespißt formuliert lässt sich ab 1387 also von einer „Bürgerkirche“ statt einer „Burgkirche“ sprechen, obgleich die Burgmannensiedlung um die Jacobikirche erhalten blieb und auch das Patronat der Herzöge weiter bestand.¹⁰

⁵ Die aufgelöste Inschrift lautet nach Arken/Bielefeld 2008, S. 3: „anno domini mcccclxi kalendas decembris reparata capella haec (Im Jahre des Herrn 1361 an den Kalenden des Dezember [1. Dezember] wurde diese Kapelle erneuert).“

⁶ „[...] ut per subvencionem vestram huiusmodi dicta ecclesia reparari valeat [...]“ (zitiert nach Wagner 1909, S. 134).

⁷ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 308, S. 338f. In der Urkunde, die im Namen Herzog Ottos auf den 29.8.1383 ausgestellt ist, wird der Altar als in der Nähe des Chors im nordöstlichen Winkel beschrieben: „Quod altare fundatum, situm et erectum in ecclesia [...] S. Jacobi [...] iuxta chorum in angulo versus aquilonem, in honorem beatissime marie virginis constructum“. Siehe hierzu auch: Weiher/Bielefeld 1961, S. 51.

⁸ Röckelein 2002, S. 7. Siehe außerdem: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 268, S. 272.

⁹ Siehe dazu: Steenweg 1994. Ebd., S. 145, ist eine Karte der Adelsbesitztümer um 1334 abgebildet, die die Dichte an sich dort befindenden Parzellen adliger Familien in der Nähe der Burg verdeutlicht. Steenweg spricht sich für eine Fortführung des Baus ab 1387 durch die Bürger aus. Siehe außerdem: Mindermann 1996. Mindermann setzt das Datum der ersten Erwähnung eines „Castrum Gotinge“ auf 1298 an (ebd., S. 24) und beschreibt das Gebiet um Burg und Jacobikirche als ab 1200 planmäßig angelegte „Jacobi-Siedlung“ (ebd., S. 27, S. 50f.).

¹⁰ Röckelein 2002, S. 9. Besonders interessant ist hier die Untersuchung des Status der Jacobikirche anhand der Urkunden, die sich im Urkundenbuch der Stadt Göttingen befinden. Zwischen 1256 und 1292 wird beispielsweise die Bestätigung der Stadtrechte durch diverse Herzöge auf dem Kirchhof St. Jacobi (bzw. in der Nähe des Baus) vorgenommen. Siehe dazu: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], S. 9; S. 17f.: „Actum est hoc iuxta ecclesiam b. Jacobi in civitate Gotingen“; S. 21f.: „Actum est hoc Gotinge in cimiteris ecclesie b. Jacobi“; sowie S. 25. Ab 1400 wird die Jacobikirche in den Urkunden nicht mehr erwähnt. Es scheint sich also hier ebenfalls der Wandel von der Burgkirche zur Bürgerkirche abzuzeichnen, in der der Bau bzw. dessen Umfeld nicht mehr als Ort amtlicher Beglaubigungen gebraucht wurde.

Die Zeit als „Bürgerkirche“

Besonders ab dem Zeitpunkt, ab dem von einer „Bürgerkirche“ gesprochen werden kann, ist das Göttinger Bürgertum, nach wie vor aber auch der lokale Kleinadel, durch zahlreiche Stiftungen präsent. Johannes und Bartold von Waake stifteten 1402 oder 1409 einen Altar für eine Kapelle unterhalb des heutigen Turms.¹¹ Im Jahr 1402 stellte man auch das mehrflügelige Hauptaltarretabel auf.¹² 1453 wurde eine Vikarie durch Helmbrecht Meier gestiftet.¹³

Die Reformation hielt in Göttingen verhältnismäßig spät Einzug. Am 18. November 1529 wurde durch den Rat der Stadt offiziell ein Rezess verabschiedet (rückdatiert auf den 5. November 1529), in dem dieser sich zur Reformation bekannte.¹⁴ Infolge dessen wurde ein Großteil der Priester und Geistlichen, die in der Jacobikirche tätig gewesen waren, entlassen.¹⁵

Während des Siebenjährigen Krieges scheint die Jacobikirche 1760 als „Fouragemagazin“ (Lager für Pferdefutter, vor allem Heu) genutzt worden zu sein; zumindest gibt es in einer Quelle den Hinweis auf eine (mögliche) Räumung desselben.¹⁶

Bis 1747 umgab ein Friedhof die Jacobikirche. Seit diesem Jahr wurden Angehörige der Gemeinde in einer eigenen Abteilung auf dem Bartholomäus-Friedhof (an der heutigen Weender Landstraße) beigesetzt.¹⁷ Lubecus berichtet bereits zum Jahre 1530 von einer Weiterverwendung alter Grabsteine vom Jacobikirchhof zur Deich- bzw. Staumauerverstärkung gegen das Leinehochwasser am Groner Tor.¹⁸ Einer Schrift eines Herrn von Schnehen vom 3. März 1811 ist zu entnehmen, dass es zu diesem Zeitpunkt außerdem ein polizeiliches Verbot der Beisetzung Verstorbener im Innenraum der Kirche gab, was besonders bei den Familien, die dort Familiengrabstätten besaßen und für diese auch zahlten, auf Entrüstung stieß.¹⁹

¹¹ Lubecus 1994, S. 139 und 142 – Lubecus nennt das Ereignis zweimal unter zwei verschiedenen Jahresangaben.

¹² Vgl. Tiedemann 2002; Carqué/Röcklein 2005; Kahsnitz 2012.

¹³ Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 14, sowie: Saathoff 1929, S. 22. Saathoff bezieht sich auf Lubecus und seine Chronik der Stadt Göttingen.

¹⁴ Siehe dazu: UB Göttingen, Bd. 3, 1881, Nr. 437, S. 196-199. Hier urkunden „Rath und Vorsteher [...]“, dass sie [...] gezwungen seien, das Verbot sektiererischer lutherischer Predigt aufzuheben und ihnen Antheil an der Aemterbesetzung zu geben.“ Am 19. Juli 1531 finden sich Abschriften der Aufnahme Göttingens durch die Mitglieder des Evangelischen Bündnisses sowie von der Eintrittsurkunde Göttingens in selbiges; siehe dazu ebd., S. 270, Nr. 559, und S. 272, Nr. 560. Für umfassende Beschreibungen des Verlaufs der Reformation in Göttingen und ihrer Besonderheiten siehe: Lubecus/Volz 1967 sowie Moeller 1987.

¹⁵ Vgl. dazu: Prietzel 1993, S. 61-96.

¹⁶ Siehe dazu die Akte im Stadtarchiv Göttingen, AA 5131.

¹⁷ Döring 1984b, S. 50.

¹⁸ Lubecus 1994, S. 346.

¹⁹ Kirchenkreisarchiv, PfA Jacobi, A 519. In dieser Akte findet sich außerdem ein Heft mit dem Titel „Leichen so in der St Jakobi Kirche liegen“. Darin ist der Zeitraum zwischen dem 5. August 1665 und dem 22. Mai 1766 dokumentiert.

Durch die in den 1730er Jahren gegründete Georg-August-Universität erhielt die Jacobikirche im Laufe der folgenden Jahre signifikanten Besucherzuwachs. Schon 1742 richtete der Pfarrer Christian Ernst Simonetti Gestühle und Priechen (d. h. ein geschlossenes Gestühl bzw. eine Empore) für die Professoren und Studenten der Universität ein.²⁰ Im Stadtarchiv befinden sich zudem Rechnungen über den „Bau einer Prieche für Universitätsverwandte in der St Jacobi Kirche“ von 1768/69; außerdem erfolgten Ausbesserungen an Kanzel und Orgel.²¹ Allgemein gab es in nachreformatorischer Zeit Emporen über den Seitenschiffen, die auf historischen Abbildungen zu sehen sind (Abb. 115, 116).

Die folgenden Sanierungsarbeiten haben am Bau so viele Spuren hinterlassen, dass sie im Kapitel „Restaurierungen“ gesondert behandelt werden. (KW)

Die Baugestalt

Die Jacobikirche wurde als dreischiffige Hallenkirche mit einschiffigem Langchor errichtet.²² Das Langhaus besteht aus fünf Jochen, die im Mittelschiff über querechteckigem und in den Seitenschiffen über annähernd quadratischem Grundriss angelegt wurden. So ergibt sich eine relativ rasche Jochfolge, welche vom Chor aufgegriffen wird, der genau die Breite des Mittelschiffs aufweist. Der Chor setzt sich aus zwei Jochen und einem über fünf Seiten eines Achtecks konstruierten Chorpolygon zusammen. An der Südseite des Chores befindet sich die Sakristei, deren südliche Außenwand mit der Südwand des Langhauses fluchtet. Ähnlich wie der Chor besteht sie aus zwei Jochen und einem 5/8-Polygon.

Im Westen schließt sich in der Mittelachse der monumentale Turm an. Er erhebt sich mit seinem Unterbau über quadratischem Grundriss und nimmt die Breite des Mittelschiffs auf. Seitlich fassen ihn Nebenräume ein, welche die Langhausseitenschiffe nach Westen hin fortsetzen. Am Außenbau kommt es durch diese Nebenräume zur Ausbildung einer repräsentativen dreiachsigen Westfassade. Nach Osten hin ruht der Unterbau des Turmes auf zwei kräftigen oktogonalen Pfeilern. Auf diese Weise öffnet er sich zum Mittelschiff sowie zu den Seitenräumen.

Über der Westfassade erhebt sich der Turm mit zwei oktonogonalen Freiturmgeschossen, einem frühneuzeitlichen Fachwerkgeschoss mit kupferner Welscher Haube und kleiner Laterne. Auch mit diesem – gegenüber dem mittelalterlichen

²⁰ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA St. Jacobi, A 203 Fasc. 4. Vgl. hierzu auch Storz 2013.

²¹ Siehe: Bau einer Prieche/ Empore für Universitäts-Verwandte, Stadtarchiv Göttingen, Signatur: AA 5114 (Priechen-Bau), sowie: Kanzel, Orgelvergoldung 1775/76, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Jacobi, KR II, 1.

²² Der heutige Bau weist keine Krypta oder Unterkirche auf, was auch für den Vorgängerbau gilt, wie eine Sondierungsgrabung aus dem Jahr 1986 im Chorbereich ergab. Bei dieser Grabung gab es zudem Funde von Fragmenten aus bemaltem Flachglas, bei denen es sich möglicherweise um Reste der mittelalterlichen Verglasung handelt – vgl. Wollkopf 1986, S. 334.

Helm²³ vermutlich verkürzten – Abschluss ist der Turm immer noch erheblich höher, als die gesamte Kirche lang ist. So wird der Turm zum dominierenden Bauelement nicht nur der Jacobikirche, sondern der ganzen Stadt.

Langhaus und Chor

Die Außengestaltung des Chores

Der Jüdenstraße zugewandt, liegt der Chor der Jacobikirche im Osten des Baus. Der aus Kalkbruchstein und Rotsandstein²⁴ gemauerte Teil der Kirche erscheint eher schlicht. Über dem Langchor sitzt ein Satteldach, welches über dem Chorpolygon in ein Zeltdach übergeht.

Acht Strebepfeiler stützen außen die Chormauern; zwei von ihnen werden an der Südseite zur Hälfte von der Sakristei verdeckt. Die knapp unterhalb des Traufgesimses pultförmig endenden Pfeiler sind an der Stirnseite mit je zwei Wasserschlägen versehen. Unten läuft das Kaffgesims, über dem die Fenster ansetzen, um die Pfeiler herum.



Abb. 88: Göttingen, St. Jacobi: mittleres Fenster des Chorpolygons, Couronnement

Die hohen, mit glatter Laibung versehenen Maßwerkfenster nehmen im Chor eine unterschiedliche Gestaltung an: Die drei östlichen Fenster des Polygons sind dreibahnig angelegt. In den Couronnements zeigen die seitlichen Fenster drei Vierblätter in sphärischen Vierecken, ganz ähnlich wie an der Göttinger Nikolai-kirche. Im mittleren Polygonfenster treten anstelle der beiden unteren sphärischen Vierecke zwei Vierpässe in Kreisen. Zwischen mittlerer Lanzette und zentralem Vierblatt sind innen wie außen drei Reliefköpfe in Kreisformen angebracht (Abb. 88).²⁵ Inwieweit ihnen eine ikonographische Bedeutung zukommt, ist unklar.

Die äußeren Fenster des Polygons sowie die Fenster des mittleren Joches sind lediglich in zwei Bahnen gegliedert. An der Südseite setzen die Fenster wegen der Sakristei höher an. Hier ist auch das Kaffgesims nach oben versetzt, so dass es etwa in Traufhöhe der Sakristei verläuft. Im westlichen Chorjoch wurden die Fenster ausgespart.

²³ Lubecus 1994, S. 153, spricht von einer „hulzern spitz“, so dass es sich wohl um einen Spitzhelm gehandelt hat.

²⁴ Seit 1990/91 ist das Bruchsteinmauerwerk verputzt, was wohl dem mittelalterlichen Befund entspricht. Die damit verbundene Farbfassung hebt Strebepfeiler und Fensterlaibungen in rötlichem Ton von der eierschalenfarbenen Wandfläche ab.

²⁵ Köpfe gibt es auch an einem Fenster der Langhaussüdseite (Abb. 263s).

Die Außengestaltung des Langhauses

Westlich des Chores schließt sich das Langhaus an. Durch je sechs Strebepfeiler an der Nord- und Südseite des Langhauses wird es in fünf Joche unterteilt. Die östlichen Strebepfeiler auf beiden Seiten sind diagonal gestellt; die westlichen Strebepfeiler gehören zugleich zum Westbau und sind massiver gestaltet. Die mittleren Langhausjoche sind jeweils mit einem Portal versehen, während das letzte Joch gen Westen, mit den vorherigen Jochen verglichen, leicht verkürzt ist.

Das Langhaus erhebt sich über einem umlaufenden Sockel. Die zunächst glatten Wände werden erstmals von dem um die Strebepfeiler herumgekröpften Kaffgesims unterbrochen, über welchem die Fenster ansetzen. Mit Ausnahme des verkürzten westlichen Langhausjoches und der anschließenden Nebenräume des Westbaus sind alle Joche mit Giebeln bekrönt, in die jeweils ein kleines, rechteckiges Fenster eingesetzt ist (Abb. 90). Die Giebelkanten sind mit Krabben verziert und laufen an ihrer Spitze in einer Kreuzblume aus. Hinter den Giebeln befinden sich kleine Zwerchdächer.

Grundsätzlich sind derartige Giebelreihen an Sakralbauten im niedersächsischen Raum keine Seltenheit. Man findet sie etwa an den Braunschweiger Stadtkirchen St. Martini, St. Katharinen und St. Andreas. Während die Giebel bei diesen Bauten über einem Gesims ansetzen, geht die Wand an St. Jacobi ohne horizontale Unterbrechung in die Giebel über.

Das Langhaus dürfte 1383 bei der Weihe des Marienaltars im nördlichen Seitenschiff zumindest in Teilen benutzbar gewesen sein. Dass der Baukörper jünger als der Chor ist, legen die reicheren Details nahe. Die Baugestalt des Langhauses unterscheidet sich so auffällig von der des Chores, dass diesem Wechsel im Folgenden ein eigenes Kapitel gewidmet werden soll.²⁶

Das um die Größe der Seitenschiffe breitere Langhaus überragt den Chor mit seinem Satteldach deutlich an Höhe. Die dadurch entstehenden Ostwände des Langhauses sind mit jeweils einem zweibahnigen Fenster durchbrochen (Abb. 111). Die Fenstergewände sind – wie im Chor – glatt. Das südliche Fenster der Langhausostwand ist im Vergleich zum nördlichen Fenster verkürzt, da es sich direkt über der Sakristei befindet (Abb. 110).

Die Fenster an den Längswänden zeigen ein neues Motiv: Zwar setzt auch ihr Gewände zunächst einmal glatt an. Im Bogenbereich weist es jedoch eine deutliche Kehlung auf, die jeweils gegen das glatte Gewände ausläuft, so dass sich hier charakteristische Schildflächen ergeben (Abb. 90).

²⁶ Vgl. das Kapitel „Zur Interpretation des möglichen Planwechsels zwischen Chor und Langhaus“.



Abb. 89: Göttingen, St. Jacobi: Wandgliederung des Chores (Südseite)



Abb. 90: Göttingen, St. Jacobi: Wandgliederung des Langhauses (Nordseite)

Bedeutsam ist, dass sich die Fenster der Nord- und der Südseite in auffälliger Weise voneinander unterscheiden. Die Maßwerke der Nordseitenfenster sind durchgehend zweibahnig angelegt. Zwei Couronnementformen wechseln sich hier ab: zum einen ein sphärisches Quadrat mit einbeschriebenem Vierblatt und zum anderen ein Kreis mit einbeschriebenem Vierpass.

Während sich die Nordfenster nur in Details unterscheiden, gleicht bei den Südfenstern keines dem anderen: Im Gegensatz zu den Nordfenstern sind diese dreibahnig ausgeführt. Jedes Fenster hat ein anderes, reiches Maßwerk (Abb. 263 k, m, o, q, s, u). Das vierte Fenster von Westen aus zeigt im Couronnement einen großen Kreis mit drei sphärischen, sich im Zentrum mit den Spitzen berührenden Dreiecken, denen wiederum Dreiblätter einbeschrieben sind (Abb. 263 m) – eine Form, die in enger Verbindung mit den Fenstergestaltungen an St. Nikolai und St. Marien steht (Abb. 20, 21). Insgesamt kommt es auf der Südseite zu einer repräsentativen Fassadenbildung. Das Langhaus ist also nicht nur an sich reicher ausgebildet als der Chor, es weist auch eine Differenzierung zwischen Nord- und Südsicht auf.

Auf einen Planwechsel zum Chor lassen auch die Strebebögen schließen. Während diese am Chor sehr schlicht gestaltet waren, sind sie am Langhaus ausgesprochen aufwändig durchgebildet (Abb. 89, 90). Wie beim Chor ist das Kaffgesims um die Pfeiler herumgekröpft. Allerdings springen die Langhausstrebebögen im Gegensatz zu den Chorpfeilern über dem Kaffgesims weiter zurück, so dass sich hier

ein größerer, zeltdachartig gestalteter Wasserschlag bildet (Abb. 99). Bemerkenswert ist insbesondere die Bekrönung der Pfeiler durch jeweils drei Fialen, wobei eine große oktogonale Fiale im Hintergrund zwei kleine Fialen über quadratischem Grundriss überragt. Darunter sind figürliche Wasserspeier angebracht.²⁷ So ergibt sich an den Langhausseitenwänden von St. Jacobi eine eindrucksvolle Silhouette von Giebeln, Fialen, Krabben und Kreuzblumen, wie man sie in Göttingen sonst nirgendwo findet. (ALW)

Zur Interpretation des möglichen Planwechsels zwischen Chor und Langhaus

Betrachtet man das Langhaus der Jakobikirche von außen, erscheint dieses deutlich aufwändiger gestaltet als der Chor des Baus. Besonders signifikant wird das an den Gewänden der Fenster sowie an deren Maßwerk, wo eine größere und komplexere Auswahl an Motiven auftritt als im Chor. Auffällig sind auch die mit Wimpergen, Krabben und Fialen reich geschmückten Giebel über den Fenstern des Langhauses.

Es ist durchaus ungewöhnlich, das Langhaus reicher zu gestalten als den Chor, der als Raum für den Hochaltar eigentlich hierarchisch höher steht und in vielen Fällen prächtiger als das Langhaus ausgebildet wurde. Umso mehr spricht die Umkehrung dieses Verhältnisses an der Göttinger Jakobikirche für einen Konzeptionswechsel.

Fraglich ist, wie man diesen Wechsel deuten kann. Eine rein stilgeschichtliche Erklärung scheidet vermutlich aus. Viele Formen, die in St. Jacobi erst beim Langhaus vorkommen, sind nämlich bereits in den gotischen Kirchen Göttingens aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts anzutreffen. Dies gilt insbesondere für die Kehlung der Fensterlaibungen, die man an St. Johannis, St. Nikolai und an der Südseite des Langhauses von St. Marien findet. Dass auch die reiche Maßwerkform, die das zweite Fenster von Osten an der südlichen Langhausseite von St. Jacobi zeigt, eng mit Lösungen an St. Marien und St. Nikolai zusammenhängt, wurde bereits erwähnt.

Umsomehr stellt sich die Frage, ob es eine historische Motivation für diesen Wechsel gab. Dabei erscheinen zwei – ausgesprochen gegensätzliche – Interpretationswege möglich:

I. Der Neubau von St. Jacobi wurde unter Herzog Ernst I. von Braunschweig-Göttingen angefangen. Mit den Vorbereitungen begann man offenbar bereits 1350. Der eigentliche Bauvorgang setzte – wie die oben zitierte Inschrift am Westbau besagt – ab 1361 ein. Anzunehmen ist, dass man sich zunächst vor allem auf den Chor konzentrierte. Es ist aber auch möglich, dass man bereits an Teilen des

²⁷ Die heutige Gestalt der Wasserspeier geht auf die Außensanierung Conrad Wilhelm Hases Ende des 19. Jahrhunderts zurück. Sie folgt aber in ihrer Grundanlage der mittelalterlichen Gestaltung – vgl. Scholl 2010, S. 91.

Langhauses arbeitete. Der Westbau erscheint demgegenüber als eigener, später realisierter Teil.

Sechs Jahre nach Baubeginn, im Jahr 1367, starb Herzog Ernst I. Sein Nachfolger wurde Herzog Otto III., genannt „der Quade“ (der Böse bzw. Streitsüchtige), der bis 1394 regierte.²⁸ Otto ist zum einen für seine prunkvollen Turniere bekannt, die er auch in Göttingen abhielt.²⁹ Zum anderen plante er für die Jacobikirche eine beträchtliche Rangerhöhung zu einer Stiftskirche, indem er die Kanoniker des Nörtener Peterstifts nach Göttingen verlegen wollte.³⁰ Über den Status als Burgkirche hinaus wäre hier ein bedeutender Memorial- und vermutlich auch Begräbnisort für die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg entstanden. Am 6. November 1369 wurde die Verlegung durch Papst Urban V. gestattet.³¹

Angesichts dieser Ereignisse ist es gut denkbar, dass der Wechsel von dem – auch innerhalb der Göttinger Architektur auffallend schlichten – Chor zu dem aufwändig gestalteten Langhaus auf Otto III. zurückgeht.³² Dass das Langhaus die charakteristische Folge von Giebeln erhielt, könnte man sogar als bewussten Bezug auf Vorbilder im welfischen Braunschweig interpretieren. Wo genau der Planwechsel am Langhaus greift, ist dabei nicht ohne weiteres zu bestimmen, da die Fenstergewände glatt beginnen und erst die Bögen gekehlt sind. Die Entscheidung für einen Wechsel könnte demnach mitten im Bauprozess gefallen sein. Allerdings unterscheiden sich die Langhausstrebe Pfeiler schon am Kaffgesims von denen des Chores.

Da 1383 an der Ostwand des nördlichen Seitenschiffes der Marienaltar angelegt wurde, kann man von einer weitgehenden Fertigstellung der Langhausaußenmauern in diesem Bereich ausgehen. Umso näher liegt es, den Planwechsel vor diesem Datum anzusetzen. In ihm würde sich dementsprechend der gesteigerte Anspruch Ottos des Quaden manifestieren, eine repräsentative Stiftskirche für das herzogliche Haus zu errichten.

In diesem Sinne könnte auch die aufwändiger gestaltete Südseite gegen die Stadt Göttingen und ihr bürgerliches Zentrum von Markt und Johanniskirche gerichtet gewesen sein. Mit ihr befand sich Otto in ständigem Konflikt. Der Rat versuchte nämlich, die Erhebung der Jacobikirche zur Stiftskirche zu verhindern und war damit letztlich auch erfolgreich.³³ Schon 1369-71, zur selben Zeit, als an St. Jacobi gebaut wurde, ließ er das repräsentative Rathaus auf dem Markt errichten.³⁴

²⁸ Vgl. Mindermann 2005, S. 139.

²⁹ Vgl. Lubecus 1994, S. 119-121, 124-126, Siehe dazu auch Mindermann 1996, S. 183-191.

³⁰ Vgl. Mindermann 2005, S. 140f.

³¹ Vgl. auch Vogelsang 1987, S. 468; Mindermann 1996, S. 187; Mindermann 2005, S. 140f.

³² Diese These wurde von Christian Scholl bereits in einem Vortrag „Die Architektur der Jacobikirche: Göttinger Kirchenbaukunst im Banne der Bettelorden“ im Rahmen der Reihe „St. Jacobi spezial“ am 28. Juni 2013 in St. Jacobi vorgestellt.

³³ Vgl. Mindermann 2005, S. 142.

³⁴ Vgl. ebd., S. 141f.

II. Dies führt zur zweiten Deutungsmöglichkeit, deren Plausibilität vor allem von der Datierung der einzelnen Bauphasen von St. Jacobi abhängt. 1387 kam es im Rahmen der Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Herzog zur Zerstörung der herzoglichen Stadtburg Bolruz, die danach nie wieder aufgebaut wurde.³⁵ Damit reduzierte sich der Einfluss des Herzogs auf den Baufortgang. Arend Mindermann spricht vom Statuswechsel von St. Jacobi von einer Burgkirche zur „Bürgerkirche“.³⁶

Sollte der Planwechsel erst in diese Zeit fallen, so hätte man es im Gegensatz zur ersten Deutung möglicherweise mit einem Ausdruck städtischen Bürgerstolzes zu tun. Die Bürger hätten die Jakobikirche gewissermaßen zum Objekt ihrer Durchsetzungskraft gemacht und einen nach außen hin repräsentativen Bau errichten lassen. Die aufwändigere Südseite wäre in diesem Falle als zur Stadt gerichtete Schaufassade zu deuten.

Diese Deutung setzt voraus, dass der Planwechsel erst nach 1387 vollzogen worden ist. Tatsächlich zeigen sich im Innenraum – namentlich am Langhausgewölbe – Formen, die für eine Spätdatierung sprechen. Eine Entscheidung zwischen beiden Deutungsoptionen hängt letztlich davon ab, ob man auch die oberen Langhauspartien mit den gekehlten Fensterbögen, den Giebeln, Wasserspeiern und Fialen in ihrer Konzeption vor oder erst nach 1387 ansetzt. Dass das Langhausgewölbe erst nach diesem für Göttingen so wichtigen Datum eingezogen wurde, wird bei genauerer Betrachtung des Innenraums umso wahrscheinlicher. (KW u. Chr. Scholl)

Die Innengestaltung des Chores

Der aus zwei Jochen und dem Polygon bestehende Langchor der Jakobikirche wird von einem Kreuzrippengewölbe überdeckt, das nahtlos in das Mittelschiff des Langhauses übergeht (Abb. 91). Die Rippen im Polygon werden auf unterschiedliche Weise gestützt: Im Polygon ruhen sie auf Diensten, die schon am Fußboden ansetzen. Liturgisch ist dies der Bereich des Sanktuariums, in dem sich der Hochaltar befindet. Anders ist die Ableitung der Rippen in den zwei Langchorjochen gelöst: Hier ruhen sie auf kleinen Konsolen, die an ihrer Unterseite mit Blüten versehen sind (Abb. 92).

Die Gewölbeschlusssteine des Chores sind kunstvoll verziert (Abb. 269 a-c): Der Schlussstein des Polygons zeigt das Lamm Gottes mit einem Stab, an dem die Siegesfahne befestigt ist. Mit dem Verweis auf den Opfertod Christi nimmt er Bezug auf den darunter stehenden Hochaltar und die dort zelebrierte Heilige Messe. Der zweite Schlussstein von Osten ist mit floralen Ornamenten verziert; der letzte zeigt eine Rosette.

³⁵ Vgl. ebd., S. 143.

³⁶ Vgl. ebd., S. 143f.



Abb. 91: Göttingen, St. Jacobi: Blick in den Chor

Den Chorraum erleuchten sieben Fenster, von denen die beiden auf der Südseite unterschiedlich weit gekürzt sind. An dieser Stelle schließt die Sakristei an, die durch ein spitzbogiges, gekehltes Portal im östlichen der beiden Joche betreten werden kann.

Zur Linken des Portals befindet sich ein weiterer Spitzbogen. Er ist profiliert sowie mit Schleiermaßwerk versehen und rahmt eine gotische Sediliennische, die sich heute bis zum Boden fortsetzt (Abb. 45).³⁷ Eine weitere Einstellnische, gerahmt von einem Spitzbogen, ist rechts unterhalb des nach Südosten weisenden Polygonfensters angelegt (Abb. 43). An dieser sowie der gegenüberliegenden Seite des Polygons ist jeweils eine Trägerfigur als Konsole eingelassen. Die Konsolen tragen die Flügel des Altarretabels, wenn dieses aufgeklappt ist (Abb. 35).³⁸

Das westliche Joch bleibt ohne Fenster oder weiteren Dekor. Die Form des Langchores sowie das auf Konsolen endende Gewölbe lassen darauf schließen, dass der Chorraum einst ein Chorgestühl beherbergte oder zumindest so angelegt war, dass ein solches darin Platz finden konnte.



Abb. 92: Göttingen, St. Jacobi: Gewölbe-konsole im Chor



Abb. 93: Göttingen, St. Jacobi: Gewöl-beanfänger im Langhaus-Seitenschiff

³⁷ Ursprünglich lag, laut der auf Grabungsbefunden bei einem Heizungseinbau beruhenden Auskunft von Karl Heinz Bielefeld, das Fußbodenniveau des Chores niedriger, so dass die heute praktisch mit dem Boden abschließende Fläche der Sediliennische als Sitzfläche zur Geltung kam. Zur Erhöhung vgl. auch Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Jacobi, A 512, I.

³⁸ Mithoff 1873, S. 75.

Die Innengestaltung des Langhauses

Durch das durchlaufende Gewölbe schließt sich das Langhausmittelschiff nahtlos an den Chor an. Das Fußbodenniveau des Chores ist gegenüber dem Langhaus um drei Stufen erhöht – ursprünglich lag es tiefer, so dass die Zäsur zwischen beiden Raumteilen zumindest architektonisch noch weniger als heute zur Geltung kam.³⁹



Abb. 94: Göttingen, St. Jacobi: Inneres nach Südwesten



Abb. 95: Göttingen, St. Jacobi: Blick in die südlichen Scheidbogenarkaden (nach Südosten)

Je vier achteckige Pfeiler auf jeder Seite teilen das Hallenlanghaus in drei Schiffe und fünf Joche. Die Pfeiler weisen schlichte, doppelt gekehlte Kämpfer auf (Abb. 94, 95). An der Langhausostwand korrespondieren polygonale kämpferlose⁴⁰ Wandvorlagen mit den Freipfeilern. Die kräftigen Scheidbogenarkaden verbinden Pfeiler und Wandvorlagen und bewirken eine deutliche Trennung zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen. Das Erscheinungsbild der Scheidbögen ist dabei ungewöhnlich: Zunächst scheinen sie den Verlauf des Pfeilers fortzusetzen, erst dann setzen die Bögen mit einer zweifach gekehlten Profilierung an. Da das westliche Langhausjoch verkürzt ist, enden die Scheidbögen wie auch die Diagonalrip-

³⁹ Vgl. Anm. 37 in diesem Beitrag.

⁴⁰ Die heutige Farbfassung zeigt aufgemalte Kämpfer und überspielt diese Differenz zu den Freipfeilern.

pen hier nicht auf Pfeilerkonsolen. Sie scheinen vielmehr in die Wand des Westbaues hineinzuverlaufen.

Wie im Chor überdeckt ein Kreuzrippengewölbe das Langhaus. Die Rippen des Mittelschiffsgewölbes sitzen auf den auskragenden Kämpferplatten auf. Die Diagonalrippen des östlichen Mittelschiffsjochs teilen sich die Konsolen mit den Rippen des westlichen Chorjochs. Grundsätzlich weisen Gurt- und Diagonalrippen das gleiche Profil auf, so dass der Gegensatz zu den kräftigen Scheidbögen umso deutlicher hervortritt. An den Kreuzungspunkten der Diagonalrippen befinden sich Schlusssteine. Sind die Schlusssteine im Chor aufwändig gestaltet, so erscheinen sie im Langhaus schlicht: Sie tragen keinerlei figürlichen oder ornamentalen Schmuck.

Durch die querrrechteckige Form der Joche fällt die Wölbung des Mittelschiffs eher flach aus. Die Gurtbögen sind als gedrückte Rundbögen ausgebildet. Dagegen stellte sich beim Einwölben der schmalen Seitenschiffe das entgegengesetzte Problem. Dementsprechend formen sie hier einen steileren Spitzbogen. Während die Rippen im Mittelschiff auf den Pfeilerkämpfern aufliegen, ist ihr Beginn in den Seitenschiffen nach oben versetzt, um sie nicht zu steil ansteigen zu lassen. Die Gewölbeanfänger von Gurt- und Diagonalrippen laufen hier einfach spitz gegen die Scheidbogen- und Außenwand aus (Abb. 93). Diese Lösung, bei der keinerlei Ableitung der Rippen durch Dienste oder Konsolen unternommen wird, ist charakteristisch für Bauten der Spätgotik.⁴¹ Sie spricht für eine verhältnismäßig späte Einwölbung des Langhauses – möglicherweise erst nach Errichtung der unteren Partien des Westbaus.



Abb. 96: Göttingen, St. Jacobi: Bogenansätze unter dem Turm

Die Außenwände werden von Fenstern durchbrochen; die beiden mittleren Joche der Längsseiten weisen zudem jeweils ein Portal auf. Die Fensterlaibungen sind innen glatt und unprofiliert. Der architektonische Reichtum des Langhauses von St. Jacobi konzentriert sich auf den Außenbau.

⁴¹ Vgl. etwa die Gewölbeanfänger von St. Martin in Amberg. Zur Bedeutung dieses Baus vgl. Nußbaum 1984, S. 237.

Durch eine bis ins Gewölbe reichende Spitzbogenarkade im Mittelschiff und zwei niedrigere Arkaden in den Seitenschiffen gelangt der Besucher vom Langhaus in den Westbau. Die reich profilierten Arkaden ruhen auf zwei wuchtigen achteckigen Pfeilern. Diese befinden sich unterhalb des Turms und tragen so dessen Gewicht.

Jeweils eine Wandvorlage nimmt an den Außenwänden der Seitenschiffe die seitlichen Arkaden auf, hinter denen sich die Nebenräume des Westbaus öffnen. So ergibt sich eine klare räumliche Trennung des Westbaus vom Langhaus. Sowohl die Turmhalle als auch die seitlichen Joche des Westbaus werden von einem Kreuzrippengewölbe überwölbt. Bemerkenswert ist, dass sich die Bogenprofile im quadratischen Raum unter dem Turm überschneiden und damit ein für die Spätgotik charakteristisches Motiv ausbilden (Abb. 96). Die Joche zu Seiten der Turmhalle verfügen über je zwei Fenster an ihren Außenwänden: Die beiden westlichen Fenster sind zweibahnig, die anderen passen sich jeweils ihrer Langhausseite an (dreibahnig im Süden, zweibahnig im Norden). Die Turmhalle ist wohl von vornherein für eine Orgel geplant worden. Seit 1966 befindet sich hier die Orgel von Paul Ott.⁴² (ALW)

Der Westbau

Baudaten

Der Turm der Jacobikirche entstand deutlich nach dem Baubeginn des Chores und auch des Langhauses. 1426 wurde ein Vertrag mit dem Baumeister Hans Rutenstein aus Hildesheim geschlossen.⁴³ Dieser kann sich nur auf die Errichtung der Freiturmgeschosse beziehen, da bereits 1402 oder 1409 ein Altar unterhalb des Turmes eingerichtet worden war, so dass die Turmunterbauten zu diesem Zeitpunkt schon standen.⁴⁴ Lubecus schreibt über den Vertrag mit Hans Rutenstein, er sei auf drei Jahre hin abgeschlossen worden und macht außerdem detaillierte Angaben zum Lohn für den Baumeister.⁴⁵ Von Anfang an scheint nur ein einziger, mittig über dem Westteil des Langhauses stehender Turm geplant worden zu sein. Der Bau erfolgte bis 1433. Steine für den Turm kamen aus einer Wüstung nahe dem heutigen Mariaspring, aus Reinhausen und vom Hainberg. Schieferstein für Arbeiten am Kirchendach kam aus Goslar; beim Holz ist die Herkunft für das Material der ersten Bauphasen nicht gesichert.⁴⁶ Ob die heute vorhandene Glocke

⁴² 2006/7 renoviert und erweitert von Siegfried Schmid, vgl. Bielefeld 2007, S. 27.

⁴³ Lubecus 1994, S. 153f. Nennungen Rutensteins in: UB Hildesheim 6, 1980, S. 68.

⁴⁴ Vgl. Lubecus 1994, S. 139 und 142; Ritter 1955/56, S. 69. Siehe hierzu auch Unkenboldt/Bielefeld 1953a, S. 13f.

⁴⁵ Lubecus 1994, S. 153f. Weitere Angaben zu Ausgaben und Handwerkerlöhnen zwischen 1426 und 1432 finden sich auch im Kopialbuch der Jacobikirche: Dolle 2014. Zum Kopialbuch siehe außerdem: Ritter 1955/56, S. 68-75.

⁴⁶ Ritter 1955/56, S. 72.

von 1423 für die Jacobikirche gegossen wurde, ist angesichts des Turmbrands von 1555 (siehe unten) fraglich. Aus dem Jahr 1535 gibt es einen Kontrakt zwischen den Kastenherren der Jacobikirche mit Hans Bodener aus Kassel über das Anliefern einer Uhr.⁴⁷



Abb. 97: Göttingen, St. Jacobi: Westvorhalle vor der Rekonstruktion

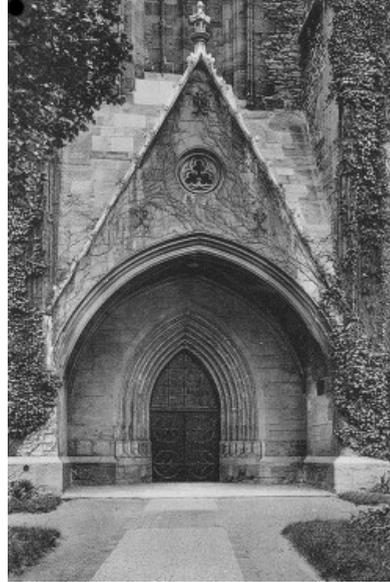


Abb. 98: Göttingen, St. Jacobi: Westvorhalle nach der Rekonstruktion

Die Geschichte des Turms von St. Jacobi umfasst diverse Turmbrände und damit verbundene Zerstörungen. Der erste, sicher spitze Turmhelm wurde 1459 in Folge eines Blitzeinschlags völlig zerstört. 1477 und 1479 schlugen weitere Blitze ein; ein neuer Knauf wurde 1506 aufgesetzt.⁴⁸ Der wohl verheerendste Blitzschlag im Jahre 1555 hatte zur Folge, dass der komplette Turm ausbrannte, die Glocken zu Boden stürzten und die herabfallenden Trümmer die Westportalhalle völlig zerstörten (Abb. 97).⁴⁹ Diese wurde erst 1881 wieder aufgebaut. Noch heute sind im Inneren

⁴⁷ Kirchenkreisarchiv, PFA Jacobi, U 62.

⁴⁸ Als Quelle kann hier erneut Lubecus 1994 angeführt werden; dieser spricht von einer „Turmspitze mit Kupfer Knauf, groß genug für zwene medlein mit kleinen kinderlein“ (ebd., S. 185). Darauf berufen sich die nachfolgenden Publikationen.

⁴⁹ Im Städtischen Museum findet sich eine bemalte Holztafel, datiert auf den 29.11.1697, mit Rahmen, die sich ursprünglich in der Jacobikirche befand und am 2.11.1901 als Schenkung des Kirchenvorstandes ins Museum kam. Dort wird das Jahr 1555 als Datum für den hier als „Starckes Donner Wetter“ bezeichneten Blitzschlag genannt. In nachfolgenden Publikationen findet sich auch die Jahresangabe 1556.

des Turms Brandspuren am Stein zu sehen.⁵⁰ 1697 erhielt der Turm ein Fachwerkgeschoss und seine barocke Welsche Haube; allerdings zeigen zwei Stiche von 1610 (Jeep, vgl. Abb. 1) und 1654 (Merian) den Turm bereits mit einer vergleichbaren Haube, sodass eine solche schon vor 1697 errichtet worden sein muss.⁵¹

Für die Datierung einiger Balken im Dachwerk und im Turm liegen dendrochronologische Daten vor. Damit lässt sich das Bauholz für den Turm auf 1555-56, 1695 und um 1850 ansetzen. Dies bestätigt die Datierung des Blitzschlags auf das Jahr 1555. Ein Großteil der Dachsparren über dem Kirchenschiff stammt zwar ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert, jedoch aus der Zeit vor 1555/56. Somit ist davon auszugehen, dass durch das Feuer vor allem das Turminnere beschädigt wurde und der Brand nicht auf das gesamte Dachwerk überging, wie auch an den bereits erwähnten und noch heute sichtbaren Brandspuren am Sandstein des Turms, die sich hauptsächlich in der dem Dachboden entgegengesetzten Richtung befinden, deutlich wird. Das Holz für Balken des Innengerüsts am Dachwerk wurde erst im späten 19. Jahrhundert geschlagen; vermutlich im Zusammenhang mit den damaligen umfassenden Sanierungsarbeiten. Die ältesten gefundenen Balken stammen von 1318 und 1325; es ist davon auszugehen, dass diese hier sekundär eingebaut wurden (ob aus dem Vorgängerbau oder einem anderen Gebäude übernommen, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen).⁵² Bei einigen Balken finden sich Löcher, in denen z.T. abgesplitterte Holzreste vorhanden sind. Es könnte sich hier um Löcher handeln, durch die Weidenzweige gesteckt wurden, um die Balken aneinander zu binden – eine übliche Verfahrensweise beim Flößen von Baumstämmen. Das könnte ein möglicher Hinweis auf die Herkunft des gefällten Holzes sein, welches zumindest einen Teil der Strecke auf dem Wasser transportiert worden sein müsste.⁵³ (KW)

⁵⁰ Für diesen Hinweis sind wir Herrn Heino Ester vom Amt für Bau- und Kunstpflege der Evangelischen Kirche (Außenstelle Göttingen) sehr dankbar.

⁵¹ Siehe auch: Protokolle Verein Geschichte Göttingen (1896), S. 117, denen zufolge der Turm „150 Jahre offengestanden [habe], da in den bewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges [...] niemand daran denken konnte, einen solch kostspieligen Bau zu vollführen“. Teilweise findet sich diese Aussage auch in nachfolgenden Publikationen, wobei sie angesichts des vorhandenen Bildmaterials durchaus zu hinterfragen ist.

⁵² Die Daten stammen aus den folgenden Dendro-Gutachten: „37073 Göttingen, Jakobikirche, Turm“; „37073 Göttingen, Jacobikirche, Dachwerk Kirchenschiff“; „Studenten-Übung 02/2007 (Laborbezeichnung: KAKIV-312B_D-02/2007)“, alle durchgeführt und ausgewertet unter der Leitung von Dr. Hanns Hubert Leuschner (DELAG, Göttingen), signiert am 05.03.2003/ am 14.04.2005/ am 04.02.2008. Die Gutachten weisen das verwendete Bauholz als Eichen- bzw. Fichtenholz aus. Wir danken Herrn Pastor Harald Storz (St. Jacobi-Gemeinde Göttingen) für das freundliche Bereitstellen des Materials.

⁵³ Bei einer Begehung des Dachwerks im November 2013 stießen wir gemeinsam mit dem Architekten Herrn Heino Ester auf diese Löcher, die augenscheinlich nicht von den Bohrungen und Probenentnahmen im Zuge der dendrochronologischen Gutachten stammten.

Die Baugestalt des Westbaus

In seiner architektonischen Gestalt setzt sich der Westbau mit Turm und seitlichen Nebenräumen deutlich gegenüber dem Langhaus ab. Durch die kräftigeren, abweichend gestalteten Strebepfeiler am verkürzten Joch ist die Trennung für den Betrachter klar ersichtlich. Zudem wechselt sowohl die Form des Sockels als auch das Profil des Kaffgesimses: Die entsprechende Baunaht befindet sich jeweils an der Ostkante der Strebepfeiler, welche den Übergang von den Turmseitenräumen zu den Langhausseitenschiffen markieren (Abb. 99). Am Kaffgesims lässt sich eindeutig erkennen, dass die Turmseitenräume im Anschluss an die Seitenschiffwände errichtet wurden (Abb. 100).



Abb. 99: Göttingen, St. Jacobi, Nordseitenschiffswand: Anschluss der Westbauseitenräume an das Langhaus



Abb. 100: Göttingen, St. Jacobi, Nordseitenschiffswand: Baunaht am Anschluss des Westbaus

Trotz dieser offensichtlichen Unterschiede wurde versucht, die Nebenräume, welche den Turm begleiten, kontinuierlich an das Langhaus anzuschließen. So hat man das Fensterschema des Langhauses beibehalten: An der Nordseite findet sich ein zweibahniges Maßwerkfenster, an der Südseite ein dreibahniges. Auch die Laibungen bleiben im unteren Bereich ungekehlt. An der Südseite lehnt sich westlich an den ersten Strebepfeiler von Westen der als oktogonaler Treppenturm gestaltete Aufgang zum Turm an.

Die Westfassade von St. Jacobi wird von zwei großen Strebepfeilern annähernd in der Flucht der schiffstrennenden Langhauspfeiler in drei Abschnitte gegliedert und von zwei weiteren, diagonal stehenden Strebepfeilern gerahmt (Abb. 103). Die beiden inneren Strebepfeiler flankieren das Portal, das von der Portalvorhalle überdacht ist. Diese nutzt die beachtliche Tiefe der Strebepfeiler, mit deren Vorderseite sie fluchtet.

Das Gewände des spitzbogigen Hauptportals der Jacobikirche ist mehrfach profiliert. Im Scheitel der inneren und der äußeren Archivolte sitzt je eine Kopfmaske. Darüber befindet sich ein Kopf, der durch einen Kreuznimbus als Christuskopf identifiziert werden kann.⁵⁴ Über dem Portal tut sich das Kreuzrippengewölbe der im 19. Jahrhundert rekonstruierten Vorhalle auf. Der Schlussstein weist auf die historistische Rekonstruktion der 1555 zerstörten Vorhalle hin – er trägt die Inschrift „Renovirt Hans Grisebach A[nn]o. D[omin]i. 1880“.

Am südlichen Strebepfeiler ist unter dem Gewölbe der Portalvorhalle die eingangs erwähnte Bauinschrift von 1361 zu finden. Das Dach der Vorhalle gestaltet sich als ein an die Westwand angelehntes Pultdach mit einem davor gesetzten Zwerchdach, das zugleich den Wimperg über dem rahmenden Spitzbogen ausbildet. Dieser Wimperg wird von zwei Fialen begleitet, die auf Büstenkonsolen ruhen, welche in der Tradition der Büsten Peter Parlers am Prager Veitsdom stehen (Abb. 104, 105). Der im 19. Jahrhundert rekonstruierte Wimperg zeigt im Zentrum einen Okulus, der von einem liegenden Dreipass geziert wird (Abb. 98).

Über dem Pultdach befindet sich ein vierbahniges Blendmaßwerkfenster, das die Mittelachse der Westfassade oberhalb der Vorhalle beherrscht. Es ist mehrfach profiliert und gekehlt und ragt weit in den darüber liegenden Giebel hinein. Dieser Giebel verbindet die drei Achsen der Westfassade und bildet im Prinzip den Querschnitt des Langhausdaches ab. Erst bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass er etwas steiler als das Dach des Langhauses ausfällt, so dass sich ein Versprung zwischen den Pultdächern über den seitlichen Anräumen des Turmes und dem östlich anschließenden Hallendach ergibt.

Die beiden Strebepfeiler, welche die Vorhalle an der Westfassade einrahmen, werden im unteren Bereich lediglich durch drei Wasserschläge an der Vorderseite gegliedert. Etwa in Höhe der Langhaustraufe gibt es einen weiteren, diesmal herumgekröpften Wasserschlag, an dem sich die Pfeiler in ihrer Tiefenerstreckung deutlich verjüngen. Eine weitere Verjüngung findet darüber mit einem fünften Wasserschlag statt. Unter diesem befindet sich an beiden Strebepfeilern ein figürlicher Wasserspeier. Darüber endet die Stirnfläche der Strebepfeiler mit einem genasten Giebelchen. Hier wird ein für die Göttinger Kirchen charakteristisches Element aufgegriffen, das an St. Jacobi sonst nur noch an der Sakristei vorkommt. Über der Pultfläche gibt es eine dreiteilige Fialengruppe, welche die Fialbekrönungen der Langhausstrebepeiler zitiert.

⁵⁴ In den 1990er Jahren durch eine Replik ersetzt. Das Original befindet sich nach Auskunft von Pastor Harald Storz im Besitz der Kirchengemeinde.

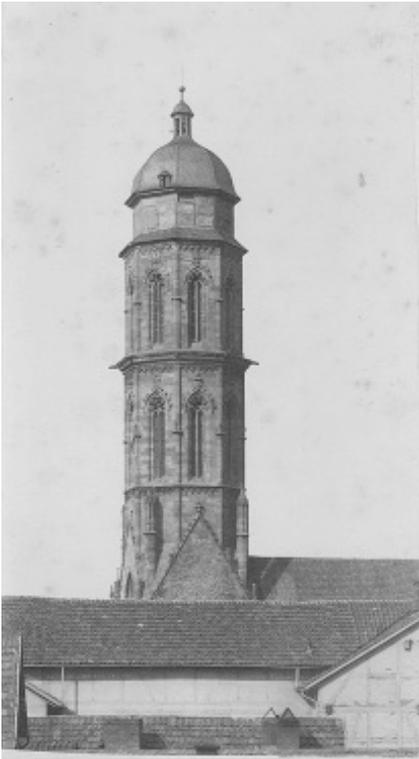


Abb. 101: Göttingen, St. Jacobi: Turm von Süden vor der Außensanierung 1891



Abb. 102: Göttingen, St. Jacobi: Turm von Südosten vor der Außensanierung 1891

Seitlich der Strebepfeiler befindet sich auf der Nord- wie auf der Südseite je ein zweibahniges Maßwerkfenster. Die Laibung dieser zweibahnigen Fenster ist durchgängig gekehlt und erweist sich damit gegenüber Chor- und Langhausfenstern als jünger. Oberhalb der Fenster sind zwei kleine Luken mit genasteten Spitzbögen angeordnet.

Die diagonal gestellten Strebepfeiler, welche die Westfassade rahmen, bilden eine reduzierte Variante der mittleren Pfeiler mit markanter Verjüngung im oberen Bereich, Wasserspeier und abschließender Fialengruppe. Genauso sind auch die Pfeiler gebildet, welche die Seitenräume des Westbaus vom Langhaus scheiden.

Die Dachkante der Westfassade bildet mit dem Giebel oberhalb des Blendfensters eine Einheit und leitet zum Turm über. Auch die Strebepfeiler seitlich des Portals verknüpfen die Fassade mit dem oktogonalen Aufsatz. Die Giebelform setzt sich auch an den anderen drei Seiten des Turmunterbaus fort, sodass der Turm zunächst eine quadratische Grundfläche hat. Über Pultflächen erfolgt der Übergang ins Oktogon. Aus ihnen wachsen große achteckige Fialen empor. Vergleichbare Fialen finden sich an St. Johannis.

Oberhalb der Giebel setzen die oktogonalen Freigeschosse an (Abb. 24, 101, 102). Ihre Kanten werden von Lisenen gerahmt, die oben jeweils geschossweise durch einen Fries aus genasten Rundbögen verbunden sind. Das erste Freigeschoss, welches von den Giebeln des Unterbaus angeschnitten wird, ist architektonisch eng an das zweite Freigeschoss angebunden. Das trennende Gesims fällt eher schmal aus und ist um die Lisenen herumgekröpft. Dagegen wird der Übergang vom zweiten zum dritten Freigeschoss durch ein kräftiges, mehrfach profiliertes Gesims markiert, das an den Ecken mit Wasserspeiern besetzt ist. Das darüber ansetzende dritte Freigeschoss ist leicht verjüngt. Sein Traufgesims fällt weniger kräftig aus.

Die Lisenen des zweiten und dritten Freigeschosses weisen etwa auf halber Höhe Wasserschläge auf. In diesen beiden Stockwerken ist jede Seite mit einem zweibahnigen Maßwerkfenster geöffnet. Über das reiche spätgotische Couronnement dieser Fenster ist im Bogenbereich als zweite Schicht ein Schleiermaßwerk mit genasten Spitzbögen gelegt. Dieses wird jeweils durch einen mit Krabben besetzten und in eine Kreuzblume einmündenden Kielbogen überfangen.

Eine besondere Behandlung hat das Fenster an der Westseite des zweiten Freigeschosses erhalten. Es ist breiter als die übrigen Fenster und im oberen Bereich dreibahnig. Die Lanzetten werden etwa auf halber Höhe von einem genasten Maßwerkbogen abfangen. Unter diesem Bogen öffnet sich das Fenster in seiner vollen Breite. So entsteht eine Öffnung, die man etwa zum Hinaufziehen der Glocken nutzen konnte.

Ein kupfernes Ringpultdach markiert den Übergang zum vierten, aus der Frühen Neuzeit stammenden Fachwerkgeschoss. Den Abschluss des 72 Meter hohen Jacobikirchturms bildet eine kupferne Haube mit Laterne. Eine Kugel mit einem darauf sitzenden Kreuz markiert den höchsten Punkt des Gotteshauses. (ALW)



Abb. 103: Göttingen, St. Jacobi: Westfassade



Abb. 104: Göttingen, St. Jacobi: Konsole am Westportal



Abb. 105: Göttingen, St. Jacobi: Konsole am Westportal

Die Sakristei

Auf der Südseite des Chores befindet sich die Sakristei, die in einem eigenen Kapitel behandelt werden soll, weil sie wohl erst in einer späteren Bauphase hinzugefügt wurde (Abb. 107). Allerdings muss sie von vornherein an dieser Stelle geplant gewesen sein, denn sowohl der vom Chor aus bestehende Zugang als auch die höher ansetzenden Fenster der nördlichen Chorwand (mit nach oben verkröpftem Kaffgesims) bereiten ihre spätere Anlage vor.

Die Sakristei erscheint auf den ersten Blick wie eine verkleinerte Nachahmung des Chores: Sie weist zwei Joche auf und schließt mit einem Polygon im 5/8-Schluss. Im Detail lassen sich aber auch viele Unterschiede erkennen. Am Außenbau fallen dabei insbesondere die Strebepfeiler auf: Wie am Chor enden diese knapp unterhalb der Traufe. Dabei sind sie trotz geringerer Größe aufwändiger gestaltet. Ein Wasserschlag, über dem sich der Pfeiler verjüngt, ist jeweils um sie herumgekröpft. Dieser weicht von der einfachen Durchbildung der Wasserschläge am Chor ab und ist ähnlich gestaltet wie die unteren Wasserschläge am Langhaus. Bemerkenswert ist, wie der Übergang zu der durchfensterten Wand gelöst ist. Da die Fensterlaibungen im Polygon unmittelbar an die Strebepfeiler stoßen, würden sie von einem durchgehenden Wasserschlag überschritten werden. Tatsächlich aber erreicht das Profil des Wasserschlags gar nicht die Wände der Sakristei: Zuvor rollt es sich jeweils zu einer zierlichen Volute zusammen und bildet einen feinen Abschluss (Abb. 106). Auch schließen die Strebepfeiler der Sakristei unterhalb der Traufe aufwändiger ab: Hier ziert ein Giebelchen mit eingelassenem Dreiblatt den Pfeiler, wie man es auch von St. Johannis, St. Marien und St. Nikolai her kennt.

Die Maßwerkfenster der Sakristei sind bis auf das einbahnige östlichste Fenster der Südwand zweibahnig angelegt. Im Couronnement findet man Kreise mit Drei- und Vierpässen. Alle Sakristeifenster weisen eine durchgehend gekahlte Laibung

auf, wie es sie an St. Jacobi sonst nur noch an der Westfassade gibt. Auch dies spricht für eine verhältnismäßig späte Entstehung der Sakristei. Der Außeneingang befindet sich im ersten Joch hinter dem Polygon. Er bildet mit einem darüber angelegten Maßwerkfenster eine Einheit.



Abb. 106: Göttingen, St. Jacobi:
Detail am Fenstergewände der Sa-
kristei



Abb. 107: Göttingen, St. Jacobi: Sakristei von
Südosten

Im Innenraum wird deutlich, weshalb die aufwändigeren Formen der Sakristei von St. Jacobi nicht allein – wie etwa an St. Nikolai – mit einer bewusst reicheren Durchbildung dieses Bauteils zu erklären sind, sondern wohl tatsächlich einer späteren Stilphase entstammen (Abb. 108). Die Sakristei ist nämlich vor die Strebe-
pfeiler der südlichen Chorwand gesetzt.⁵⁵ Dies spricht für die Errichtung in einem eigenen Bauabschnitt.

Im Sakristeipolygon sind die vier Rippen bis auf den Fußboden heruntergeleitet. Ansonsten laufen sie spitz gegen die Wand aus. Diese spätgotische Form der Gewölbeanfänger findet sich im Langhaus von St. Jacobi in den Seitenschiffen, nicht aber im Chor, was erneut einen Hinweis auf die Datierung gibt. Bemerkenswert ist, dass nicht nur die Außen- sondern auch die Innengewände der Fenster gekehlt sind. So ist mit der Sakristei von St. Jacobi ein wohlproportionierter sakra-

⁵⁵ Man vergleiche dies mit St. Nikolai in Göttingen, wo an dieser Stelle kein Strebe-
pfeiler angelegt ist. Ähnlich war es ursprünglich auch an der Johanniskirche, bei der der entsprechende Stre-
bepfeiler an der Nordseite des Chores eine Hinzufügung des späten 19. Jahrhunderts ist.

ler Raum entstanden, dessen Qualität sich gerade in der Ausbildung der Details zeigt. (ALW)



Abb. 108: Göttingen, St. Jacobi: Sakristei, Inneres nach Osten

Restaurierungen

Die Restaurierungsgeschichte bis 1900

Die Göttinger Jacobikirche hat im Laufe ihrer Geschichte mehrere umfangreiche Sanierungs- und Umbaumaßnahmen erfahren, die besonders seit dem 19. Jahrhundert gut dokumentiert sind. Im Stadtarchiv lagern zudem Akten über Baumaßnahmen seit dem 16. Jahrhundert, die vor allem Reparaturen am Turm im 16. und 17. Jahrhundert betreffen.

Von der frühneuzeitlichen Ausstattung ist nur wenig erhalten. Hier ist insbesondere der Taufstein zu nennen, der vermutlich aus dem 17. Jahrhundert stammt. Die sich darin befindende Taufschale ist auf das Jahr 1643 datiert.⁵⁶ Der Sockel wurde wohl später erneuert; auf einer Fotografie um 1900/1901 ist ein anderer Sockel zu sehen als derjenige, der jetzt den Taufstein trägt (Abb. 120).⁵⁷ Es wäre zu untersuchen, ob der alte Sockel zwischengelagert war und wieder verwendet wurde oder ob man ihn ganz oder zumindest teilweise im Stil des alten Sockels erneuerte. Der Sockel weist Farbspuren, vor allem Blau und Gold, auf. Stilistisch wirkt er, besonders bei Betrachtung der Köpfe der in Stein gehauenen Figuren, jünger als der obere Teil des Taufsteins.

Zwischen 1844 und 1845 wurde die frühneuzeitliche Ausstattung, die sich bis dahin im Innenraum des Gebäudes befunden hatte, weitgehend ausgeräumt. Stattdessen entschied man sich für eine Ausgestaltung im neugotischen Stil.⁵⁸ In einem zusammenfassenden Baubericht vom 19. April 1845 werden die durchgeführten Maßnahmen aufgezählt. „(Reparatur der) Fenster, Prieche, neue Doppeltüren, eine Wendeltreppe (zur Empore), Entfernen der Gesimse, Weißen der Wände, Anstrich des Gestühls, Gewölbe über der Orgel (Anstrich?), Erhöhen des Chorfußbodens, neue Kanzel, neues Orgelgehäuse und -werk, Chortäfelung, bunte Fenster, Arbeiten in der Sakristei.“⁵⁹

Die durch den großen Turmbrand von 1555 zerstörte Vorhalle im Westen der Kirche wurde 1881 rekonstruiert.⁶⁰ Bereits 1875 entstanden erste Pläne des Architekten Hans Grisebach, die dem Kirchenvorstand vorgelegt wurden. Die offizielle Erlaubnis zur Wiederherstellung des Portals wurde der Gemeinde bereits im Januar 1879 erteilt; die Arbeiten zogen sich jedoch über zwei Jahre hin.⁶¹

⁵⁶ Vgl. jedoch Müller, H. 1678, S. 24: „Anno 1642 [...] schlug das Wetter abermal in den Thurm zu S. Jacob [...] und beschädigte die Kirch-Thür gar sehr, daß man auch etlich Splitter davon mitten in der Kirche bey dem Tauffstein gefunden.“ Beim hier erwähnten Taufstein muss es sich folglich um den Vorgänger des heutigen Exemplars gehandelt haben. Ebd., S. 25 wird außerdem ein sich in der Jacobikirche befindendes Gemälde erwähnt, auf dem die Zerstörung der Stadt Jerusalem „schön und künstlich gemahlet zu sehen“ sei.

⁵⁷ Für die Vermittlung der Aufnahme danken wir Pastor Harald Storz.

⁵⁸ Vgl. Scholl 2010, S. 79-112, sowie: Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Jacobi, A 512, I.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Vgl. Scholl 2010, S. 85.

⁶¹ Kirchenkreisarchiv, PFA Jacobi, A 512, III.

Die zwischen 1880 und 1901 durchgeführten Bau- und Sanierungsmaßnahmen erfolgten unter der Aufsicht von Conrad Wilhelm Hase (1818-1902), der neben den Arbeiten an den Göttinger Stadtkirchen auch die Restaurierung zahlreicher weiterer Kirchen in Norddeutschland leitete.⁶² Hase hatte bereits für den Bau des Portals ein Gutachten über fachgerechte Deckung vorgelegt und die Gemeinde in baulichen Fragen unterstützt.⁶³ Für die Jacobikirche liegt eine Schadensdokumentation Hases vom 18. September 1884 mit der Projektierung der Bauvorhaben vor. In einzelnen Abschnitten untersucht der Geheime Baurat detailliert die Gebäudeteile auf eventuelle Schäden und schlägt Maßnahmen vor, die jeweils mit Randzeichnungen erläutert werden.

Die Außensanierung erfolgte zwischen 1891 und 1898. Die Wasserspeier des Langhauses wurden erneuert. Sie zeigen ein mittelalterlich anmutendes Figurenprogramm (dargestellt sind Laster wie Trunkenheit, Geiz oder Verschwendung), das laut einer anonymen Quelle an die vorherigen Wasserspeier anknüpft.⁶⁴ Außerdem wurden Fialen, Wimperge und Krabben restauriert sowie Mauerwerk und Fugen ausgebessert und stabilisiert.⁶⁵

Lange Zeit wurde über die Gestalt des Turmabschlusses diskutiert. So favorisierte Conrad Wilhelm Hase eine steinerne Spitze, die in ihrer Höhe in etwa den beiden oberen Turmgeschossen entsprach (Abb. 109).⁶⁶ Eine Realisierung sollte allerdings von einer Bodenuntersuchung abhängig gemacht werden, um die Tragfähigkeit sicherzustellen.⁶⁷ Dabei erwies sich die eventuelle Last einer neugotischen Steinspitze als zu groß.

⁶² Scholl 2010, S. 98.

⁶³ Kirchenkreisarchiv, PFA Jacobi, A 512, III.

⁶⁴ Anonym (Jacobikirche), o.J., keine Seitenangaben.

⁶⁵ Scholl 2010, S. 91.

⁶⁶ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Jacobi, ZS 1. In dieser Akte finden sich Originalpläne mit Ansichten der Entwürfe für die Gestaltung des Turmes und des gesamten Außenbaus, aus denen die Ausgestaltung im neugotischen Stil en détail zu ersehen ist. Aus dem Jahr 1894 existieren vier Entwürfe Hases für die Turmspitze; eine davon als „gotische Spitze“ beschrieben, drei hingegen als „Renaissancespitze“. Siehe dazu: PFA Jacobi, A 513.0, I. Vom 10.03.1896 hat sich ein Anlagenverzeichnis mit einer Auflistung von Abbildungen und Plänen erhalten, die im Kontext der Restaurierung entstanden. Daraus geht hervor, dass sich neben Hase auch der Dombaumeister Salzmann aus Bremen und die Firma Grisebach-Dinklage aus Berlin an den Entwürfen für die Neugestaltung der Turmspitze beteiligten. Ersterer hatte bereits 1894 Zeichnungen mit erläuterndem Bericht übersandt. PFA Jacobi, A 513.0, III.

⁶⁷ In den Jahren 1891 und 1892 drohte aus finanziellen Gründen ein Abbruch der Restaurierungskampagne. Im Mai 1892 wird in einem Schreiben darum gebeten, von den Fundamentuntersuchungen abzusehen; bereits im Dezember heißt es jedoch im Protokoll einer Kirchenvorstandssitzung, die Ergebnisse einer solchen sollten abgewartet werden, um „festzustellen, in welcher Art der Aufbau auf dem Turm zur Ausführung gelangen könnte.“ Kirchenkreisarchiv, PFA Jacobi, A 513.0, II.

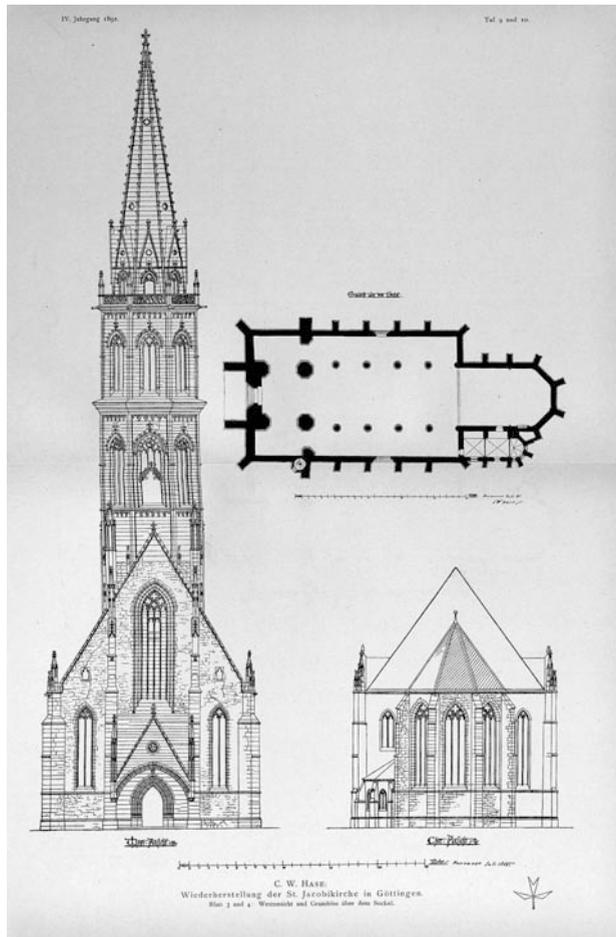


Abb. 109: Conrad Wilhelm Hase: Plan zur Erneuerung des Turmhelms von St. Jacobi

Zudem verschlechterte sich die finanzielle Situation der Gemeinde in den Jahren bis 1896. In einem Zeitungsartikel vom Februar 1896 wird das Vorjahr als ein „Jahr des Stillstandes“ bezeichnet, jedoch auch von der Genehmigung eines Projektes nach Entwürfen von Max Salzmann (Bremen) durch das königliche Consistorium gesprochen.⁶⁸ 1888 wurde der „St. Jacobi-Kirchthurmbau-Verein zu Göt-

⁶⁸ Hase zog sich gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend aus dem Projekt zurück; zunächst betreute Fritz Jacob, später Hases Schüler Karl Mohrmann, die Gemeinde in baulichdenkmalpflegerischen Angelegenheiten. 1896 wurde eine zweite Bodenuntersuchung durch das Consistorium gefordert, da in einem Bericht der Gemeinde vom Februar 1896 der nahegelegte Entwurf Salzmanns als statisch nicht durchführbar bezeichnet wurde – vgl. Kirchenkreisarchiv, PFA Jacobi, A 513.0, III.

tingen“ gegründet, der u. a. den Plan einer Turmbau-Lotterie verfolgte.⁶⁹ Allerdings geriet das Projekt dennoch ins Stocken, und keiner der Entwürfe kam zur Ausführung.

Stattdessen entschloss man sich am 27. Februar 1900 zu einer Innenraumsanierung. Bis zum 24. März 1901 wurde der Kirchenraum unter der Leitung Conrad Wilhelm Hases und Friedrich Jacobs in Zusammenarbeit mit dem Superintendenten Karl Kayser umgestaltet. Im Langhaus baute man ein Gestühl in neugotischem Stil ein, das sich noch heute dort befindet. Auch im Chor wurde ein neugotisches Chorgestühl aufgestellt. Eine neue Orgel wurde angeschafft, der Boden mit farbigen Fliesen ausgelegt und das Gewölbe von Chor und Langhaus mit floralen Ornamenten ausgemalt.⁷⁰ Neue Bildglasfenster wurden eingesetzt, die noch heute existieren.⁷¹ Die neugotische Kanzel, deren Korb sich in der Jacobikirche erhalten hat, befand sich ursprünglich an der vom Langhaus aus gesehen rechten Ecke zwischen Mittelschiff und Chor.⁷² Sie zeigt an ihrer Brüstung von links nach rechts Petrus, Jakobus den Jüngeren, Johannes, Paulus und Martin Luther. Die Arbeiten waren 1901 abgeschlossen; am 20. März konnte feierlich die Einweihung der restaurierten Jacobikirche begangen werden.⁷³

Die Restaurierungsgeschichte im 20. Jahrhundert

Nach vollendeter Innenrestaurierung stand nach wie vor die Sanierung des Turmes zur Diskussion. 1912 verfasste Mohrmann nach einer Turmbesichtigung einen detaillierten Bericht und stellte erneut erhebliche Mängel fest, die insbesondere das Fachwerkgeschoss betrafen. Trotz dieses Berichtes kam es auch 1912 nicht zu der längst überfälligen Sanierung des Turmes. Der Erste Weltkrieg erschwerte die Beschaffung von Baumaterial zusätzlich, so dass alle Arbeiten im November 1916 vorerst eingestellt wurden.⁷⁴ Um 1918 flammte die Diskussion über eine Neugestaltung der Spitze erneut auf; diverse Entwürfe entstanden, die an der Form der

⁶⁹ Zum Gründungsaufwurf des Vereins siehe: Kirchenkreisarchiv, Pfa Jacobi, A 513.0, IV; es finden sich zahlreiche Zeitungsannoncen über durch den Verein organisierte Aktivitäten wie Lotterien, Konzerte u. a. in: Pfa Jacobi, A 512, IV und A 512, VI. Das durch die Initiative der Bürger gesammelte Geld verlor jedoch im Zuge der Inflation ab 1929 seinen Wert, sodass letztendlich nichts davon für die ab 1933 durchgeführten Restaurierungsarbeiten am Turm zur Verfügung stand. Siehe dazu: Pfa Jacobi, A 513.0, IV.

⁷⁰ Im Kirchenkreisarchiv sind mehrere Entwürfe für den neu zu schaffenden Orgelprospekt erhalten; Pfa Jacobi, ZS 15; ZS 16; ZS 17. Es existieren außerdem Entwürfe für das Fliesenmuster des Fußbodens – Pfa Jacobi, A 512, VII.

⁷¹ Bereits auf einer Lithographie um 1850 ist eine farbige Verglasung angedeutet (Abb. 115). Offen bleibt, ob sie frühneuzeitlichen Ursprungs ist, oder der Restaurierung von 1844/45 entstammt, bei der „bunte Fenster“ angeschafft worden sein sollen – vgl. Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Jacobi, A 512, I sowie oben, Anm. 59.

⁷² Scholl 2010, S. 97-101, 103, 106.

⁷³ Eine schriftliche Einladung findet sich in den Akten des Kirchenkreisarchives; Pfa Jacobi, A 512, VII.

⁷⁴ Ebd.

Haube festhielten und deren Zeichner sich zumeist an der Kuppel der Wittenberger Schlosskirche orientierten.⁷⁵

Zwischen 1933 und 1943 kam es schließlich zur Turmrestaurierung. Dabei wurden beispielsweise einige der alten Wasserspeier vollständig durch neue ersetzt, die noch heute zu sehen sind und ihrerseits jüngst restauriert wurden. Neben dem Problem der Materialbeschaffung gab es allerdings auch kriegsbedingten Personalmangel, sodass die Arbeiten nur schleppend vorangingen und schließlich ganz eingestellt wurden.

Zum Zustand des Turmes vor der Restaurierung heißt es in einem Gutachten von 1933, „sämtliche Zierarten und Profilierungen“ seien „stark verwittert und teilweise vollkommen verschwunden“ gewesen. Außerdem habe es Lagerfugen gegeben, die „bis zu einer Tiefe von 30 cm ohne jeden Mörtel“ gewesen seien; und auch das Pultdach unterhalb des Fachwerkgeschosses scheint so stark beschädigt gewesen zu sein, dass es den darunter liegenden Steinen keinerlei Schutz mehr vor Niederschlag bot. In mehreren Gutachten wurde überdies die Gefahr durch herabstürzende Steine betont. Regierungsbaurat Seidel sprach eine Empfehlung zur Deckung mit Kupfer statt mit Schiefer aus und schlug außerdem das Verkleiden des Fachwerkgeschosses vor. Letzteres stieß auf Ablehnung der Gemeinde. Die im Januar 1934 in Auftrag gegebene Kupfereindeckung, welche das Fachwerk sichtbar ließ, bestand bis ins 21. Jahrhundert und wurde bei der letzten Sanierung 2009-14 erneuert.⁷⁶

Interessant ist, dass ab 1933 verstärkt von einer Relevanz der Kirche und besonders des Turms als lokales Denkmal der Stadt Göttingen die Rede ist. Gegen die Errichtung einer steinernen neugotischen Spitze wurden nun auch ästhetische Argumente ins Feld geführt; so heißt es beispielsweise in einem Schreiben von 1933, da das Dach ohnehin recht niedrig im Vergleich zum Turm angesetzt sei, könne durch eine höhere Spitze ein „starkes Missverhältnis“ entstehen. Darüber hinaus dürfe die Gestalt aufgrund ihrer prägenden Wirkung nicht verändert werden.⁷⁷ Bezüglich des erst wenige Jahrzehnte zuvor umgestalteten Innenraums äußerte Prof. Dr.-Ing. Friedrich Fischer von der TH Hannover in einem Schreiben vom November 1935, man müsse in diesem Fall überlegen, „ob man nicht wirklich reinen Tisch“ mache und „all das, was die Kirche verunstaltet habe, wieder ausräume.“ Die Emporen müssten „fallen, auch der Anstrich und die Glasfenster.“ Dann werde „der wundervolle Hallenraum der schönste Raum in ganz Niedersachsen werden können.“⁷⁸

1960 wurde die Innenausstattung der Jahrhundertwende tatsächlich weitgehend aus der Jakobikirche entfernt bzw. um- und ausgeräumt. Der Kanzelkorb befindet sich seitdem auf der Nordseite des Chores.⁷⁹ Der florale Dekor wurde

⁷⁵ Siehe dazu Ahlbrecht 1934, unpag., 5. Mai.

⁷⁶ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Jacobi, A 513.0, IV.

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Jacobi, A 512, VIII.

⁷⁹ Scholl 2010, S. 110.

übermalt, die Wände hell gestrichen und die Pfeiler und Rippen steinsichtig gefasst.⁸⁰ Außerdem wurde im Jahr 1964-66 die Orgel von Paul Ott auf der Westempore eingebaut.⁸¹ Anstelle der farbigen Fliesen befindet sich heute ein Fußboden aus rotem Sandstein (Kirchenschiff und Chor) bzw. Nadelholz (unter den Bänken) in der Kirche.

Die Fenster in der Nordwand des Langhauses wurden 1997 nach Entwürfen von Johannes Schreiter ausgeführt. Die Grundlage dafür bildet der 22. Psalm.⁸²

Das Westportal wurde zwischen 1990 und 1991 saniert und nach Farbbefunden aus der Renaissance gefasst.⁸³ 1999 gestaltete man auch das Innere der Kirche mit geometrischen Mustern in Rot- und Grautönen nach Renaissancebefunden neu (Abb. 119, 121).⁸⁴

Nachdem 2003 an den Göttinger Stadtkirchen St. Marien, St. Johannis und St. Jacobi die Türgriffe an den Hauptportalen gestohlen worden waren, entschied man sich, diese von der Künstlerin Anna Franziska Schwarzbach neu anfertigen zu lassen. So ziert heute ein in Eisen gegossenes Wanderfalkenpaar die Klinken des Westportals der Jacobikirche.⁸⁵ Diese Vögel nisten im Turm der Kirche. Außerdem steht der lateinische Name, *falco peregrinus*, in Bezug zum Patron der Kirche (lat. *peregrinus* = Pilger).

Die Jacobikirche besitzt eine große Zahl an *Vasa sacra*, vorwiegend aus vergoldetem Silber. Eine detaillierte Beschreibung und genaue Erfassung sprengt den Rahmen dieses Beitrags.⁸⁶

Von 2009 bis 2014 wurde der Kirchturm erneut von Grund auf restauriert. Er erhielt eine neue Kupferdeckung; außerdem wurden schadhafte Steine z.T. ausgetauscht, das Mauerwerk neu verfugt und Teile des Maßwerks sowie Wimperge und Fialen ersetzt. Die Pultdächer wurden neu mit Blei eingedeckt, die Schallluken aus Eichenholz komplett erneuert. Die Blendfialen am Westportal erhielten eine Farbfassung, die derjenigen des Westportals entspricht. Zudem wurden die Seitenwände des Langhauses restauriert und neu gefasst.⁸⁷ (KW)

⁸⁰ Siehe dazu: Arfken/Bielefeld 1978, Abb. auf S. 6 u. 7.

⁸¹ Arfken/Bielefeld 2008, S. 18; Bielefeld 2007, S. 27. Die Jacobikirche besaß jedoch vermutlich bereits 1450 eine kleine Orgel – vgl. Saathoff 1929, S. 24; Bielefeld 2007, S. 26.

⁸² Vgl. u. a. Arndt 1997; Besser 2009.

⁸³ Arfken/Bielefeld 2008, S. 6.

⁸⁴ Ebd., S. 4.

⁸⁵ Tiedemann 2007, S. 183-186.

⁸⁶ Zur Erfassung und Beschreibung siehe: Brinkmann, J.-U. 1986.

⁸⁷ Wir sind Heino Ester vom Amt für Bau- und Kunstpflege dankbar für die ausgiebige Führung sowie für die Bereitschaft, jederzeit unsere Fragen bezüglich der Sanierungsmaßnahmen zu beantworten.

Exkurs: Eine Jakobuskirche in Göttingen?

Der Jakobsweg nach Santiago de Compostela, der durch Nordspanien verläuft, ist wohl der populärste existierende christliche Pilgerweg. Bereits im 7. Jahrhundert entstand die Legende von Spanien als Land, in dem der Apostel Jakobus d.Ä. begraben worden sei. Ab 1075 wurde mit dem Bau der Kathedrale von Santiago über dem zu seinem Grab deklarierten Ort begonnen. In diesem Zusammenhang erfreute sich der nach Santiago führende Pilgerweg besonders im 11. und 12. Jahrhundert großer Beliebtheit.⁸⁸ Die Pilgerfahrt bot gläubigen Christen eine Möglichkeit zur Läuterung von irdischen Sünden und eine Verkürzung der Leidenszeit im Fegefeuer. Durch die Hanse begann sich der Kult um den Apostel Jakobus den Älteren bald in West- und Nordeuropa zu verbreiten, besonders in den Hansestädten selbst, zu denen auch Göttingen gehörte. Neben Santiago de Compostela gab es auch unabhängigen Pilgerverkehr zu Ehren des Apostels Jakobus in West- und Nordeuropa.⁸⁹ Ist aufgrund des Patroziniums auch für die Göttinger Jacobikirche von einer Station eines norddeutschen Pilgerweges auszugehen?

In den Quellen ist kein Pilgerverkehr in St. Jacobi belegt. Allerdings gab es sowohl in Duderstadt⁹⁰ als auch in Göttingen eine Jakobsbruderschaft. Für Letztere wird das Gründungsdatum auf den 25. August 1515 angesetzt.⁹¹ Das ist jedoch rund 270 Jahre nach der ersten urkundlichen Erwähnung einer Jakobuskirche in Göttingen und kann daher nicht in Zusammenhang mit der Entscheidung für dieses Patrozinium gebracht werden. Die erste Kirche, an deren Stelle der heutige Bau errichtet wurde, befand sich in unmittelbarer Nähe zur Burg der Herzöge von Braunschweig in Göttingen.⁹² Sankt Jakobus ist nicht nur Schutzheiliger der Pilger, sondern auch der Krieger und Ritter bzw. „Ritterheiliger“ und „Schlachtenhelfer“.⁹³ Die Wahl des Apostels als Kirchenpatron bot sich also unabhängig von der Errichtung einer Kirche als Station auf einem norddeutschen Pilgerweg an.⁹⁴

Im späten Mittelalter ist hingegen Pilgerverkehr besonders auf den häufig frequentierten und vielbereisten Handelswegen nachweisbar, von denen beispielsweise die Niederstraße nach Köln sowie der Hellweg in Richtung Rhein über Göttingen führte.⁹⁵ So wird im bremischen Urkundenbuch von „copmen und pelegrymen“ als zusammen reisenden Personen gesprochen.⁹⁶ Dies bot den Pilgern ein relativ hohes Maß an Sicherheit im Vergleich zu nicht oder selten benutzten Nebenstraßen, auf denen sie leichter Räubern zum Opfer hätten fallen können. Auf-

⁸⁸ Gorys 2001, S. 144.

⁸⁹ Siehe dazu: Röckelein 2005b, S. 3-26.

⁹⁰ Aufgebauer 2005, S. 69-84.

⁹¹ Saathoff 1929, S. 22.

⁹² Röckelein 2002, S. 9.

⁹³ Gorys 2001, S. 144ff. sowie Mindermann 1996, S. 51.

⁹⁴ Unkenbold/Bielefeld 1953a, S. 19f.

⁹⁵ Kellenbenz 1990, S. 36f. sowie Röckelein 2005b, S. 10.

⁹⁶ Röckelein 2005b, S. 10.

grund der Göttinger Zugehörigkeit zur Hanse und der Anbindung der Handelswege ist einer Nutzung der Kirche als Pilgerstation besonders ab dem 14. Jahrhundert auszugehen.⁹⁷

Weitere Kirchen mit dem Patrozinium des Hl. Jakobus d. Ä. in relativer Nähe zu Göttingen befinden sich in Einbeck (erste urkundliche Erwähnung ab 1327), in Osterode (als Schlosskirche mit zugehörigem Nonnenkonvent) sowie etwas weiter entfernt in Hannover-Kirchrode, in Zwinge im Südharz, in Sangerhausen und in Hettstedt.⁹⁸ Wenngleich kein eindeutig festgelegter, diese Kirchen verbindender Pilgerweg nachzuweisen ist, ist es dennoch denkbar, dass Pilger die Jacobikirche in Göttingen im Zusammenhang mit einer oder mehreren der genannten Bauten (in variabler Reihenfolge) besuchten, da die Strecken zwischen ihnen zumeist in einem oder mehreren Tagen zu Fuß bewältigt werden können.

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass eine festgelegte Pilgerroute, die durch Göttingen führte, oder gar eine gezielte Gründung als Station auf einem Pilgerweg durch Norddeutschland nicht belegt werden können, aber ein regelmäßiger Besuch der Jacobikirche durch Pilger äußerst wahrscheinlich ist. (KW)

⁹⁷ Kellenbenz 1990, S. 36. Er spricht vom dichtesten Netz an Handelsrouten im Gebiet zwischen Rhein und Weser.

⁹⁸ Siehe hierzu Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 431f. (Einbeck); S. 1075f. (Osterode); S. 635f. (Hannover-Kirchrode); Dehio Thüringen 1998, S. 1427 (Zwinge); Dehio Sachsen-Anhalt II, 1999, S. 741-744 (Sangerhausen); S. 322f. (Hettstedt). Nicht alle dieser Bauten wurden zur gleichen Zeit gegründet, was ebenfalls gegen eine gezielte Gründung der Göttinger Jacobikirche als Station auf einem norddeutschen Pilgerweg spricht.



Abb. 110: Göttingen, St. Jacobi: Ansicht von Südosten vor der Außensanierung in den 1990er Jahren



Abb. 111: Göttingen, St. Jacobi: Ansicht von Nordosten, 2008



Abb. 112: Friedrich Besemann: Die Jacobikirche in Göttingen von Nordwesten, Lithographie, um 1830, Göttingen, Städtisches Museum



Abb. 113: Göttingen, St. Jacobi: Ansicht von Nordwesten nach der Außenrestaurierung 1891-98



Abb. 114: Göttingen, St. Jacobi: Ansicht von Nordwesten, 2007

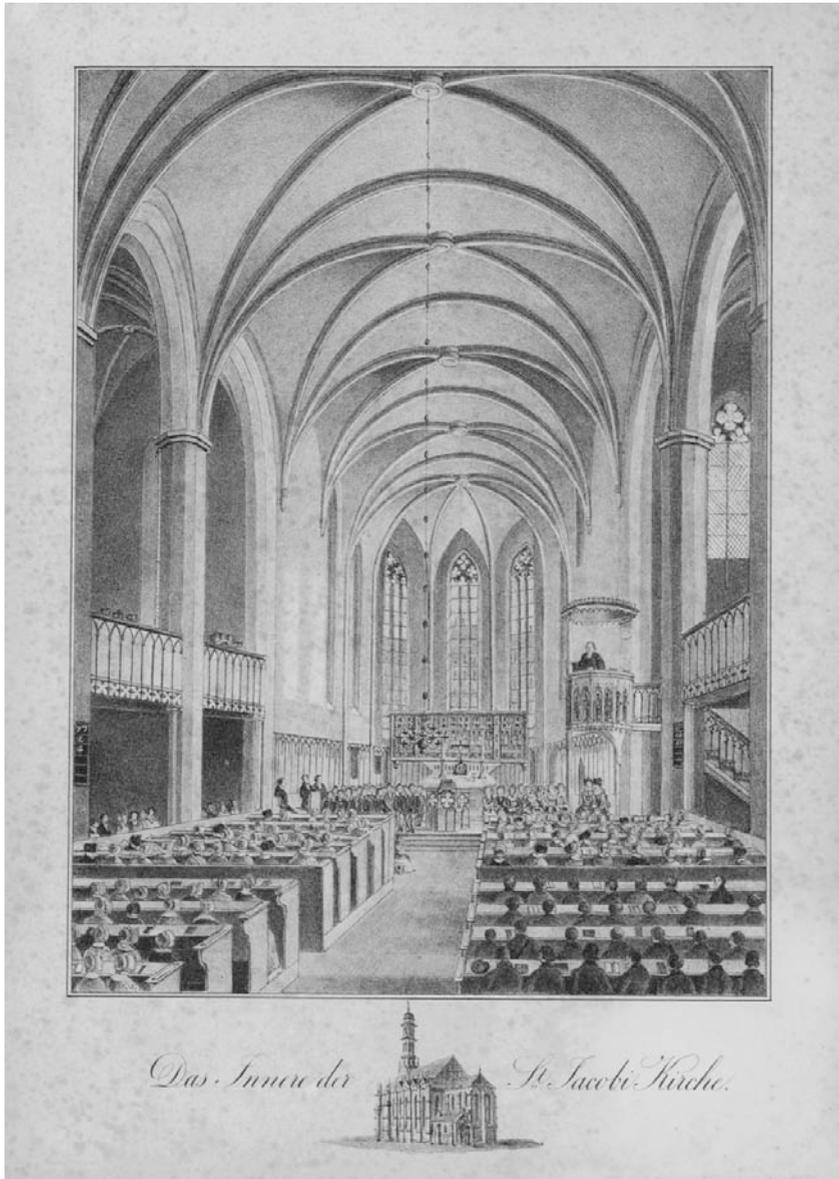


Abb. 115: Friedrich Besemann (?): Das Innere der Göttinger Jacobikirche nach Osten, Lithographie, um 1850, Göttingen, Städtisches Museum



Abb. 116: Göttingen, St. Jacobi: Inneres nach Osten vor der Innenrestaurierung von 1900/01



Abb. 117: Göttingen, St. Jacobi: Inneres nach Osten nach der Innenrestaurierung von 1900/01



Abb. 118: Göttingen, St. Jacobi: Inneres nach Osten nach der Renovierung von 1960



Abb. 119: Göttingen, St. Jacobi: Inneres nach Osten



Abb. 120: Göttingen, St. Jacobi: Inneres nach Westen nach der Innenrestaurierung, 1901



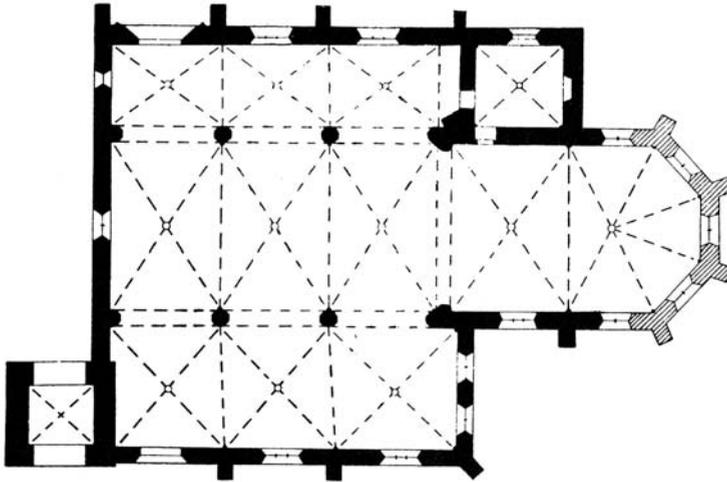
Abb. 121: Göttingen, St. Jacobi: Inneres nach Westen

Zeittafel St. Marien

- 1290** Gründung der Marienkirche als Pfarrkirche der neu angelegten Neustadt durch Herzog Albrecht II. von Braunschweig
- 1295** Der Erzbischof von Lyon stellt einen Ablassbrief aus (überliefert durch Franciscus Lubecus)
- 1298/99** Balken dendrochronologisch datiert (heute sekundär im Dachwerk der Sakristei verbaut)
- 1318** Herzog Otto II. von Braunschweig vermacht St. Marien dem Deutschen Orden
- 1. Hälfte 14. Jh.** Ausbau des einschiffigen Baus zu einer dreischiffigen Hallenkirche mit Langchor
- 1339** Ablass für St. Marien
- 1440** Aufstockung des Turms
- um 1468/69** Ausbau des Langhauses zur Stufenhalle (dendrochronologisch erschlossen)
- 1510** Neubau des Chores
- 1524** Hochaltarretabel von Bartold Kastrop und Heinrich Heisen
- 1784** Abriss des Chorpolygons, Verkürzung des Chorraums und Umbau des Altarretabels zum Kanzelaltar
- 1883-85** Innenrestaurierung nach Entwürfen Conrad Wilhelm Hases
- 1887-90** Rekonstruktion des Chorpolygons
- 1911/12** Neuausmalung des Inneren
- 1968/69** Restaurierungsmaßnahmen
- 2000-03** Innensanierung

St. Marien

Judith Krüger und Hanke Tammen



Die Marienkirche ist im Kern die älteste noch stehende Kirche Göttingens; sie wurde schon am Ende des 13. Jahrhunderts außerhalb der Stadtbefestigung im Bereich der Neustadt errichtet, zunächst als einschiffiger Saalbau. In den folgenden Jahrhunderten ist sie aber mehrfach erweitert und umgebaut worden.

Die Neustadt war unmittelbar zuvor, um 1290, vom welfischen Landesherren, Herzog Albrecht II. von Braunschweig, westlich des Leinekanals gegründet worden,¹ wohl in gewisser Konkurrenz zur allmählich selbständiger und damit unzuverlässiger werdenden Stadt Göttingen – ohne großen Erfolg, denn diese kaufte die Neustadt dem Herzog schon 1319 für einen mäßigen Betrag ab.²

Von der Lage der Kirche unmittelbar am südlichen Zugang zur Neustadt zeugt noch heute der Torturm, der die Durchfahrt von der Groner Torstraße zur Neu-

¹ Die Göttinger Neustadt wird erstmals in einer Urkunde für das Heilig-Geist-Hospital aus dem Jahre 1293 erwähnt, die heute im Stadtarchiv Marburg aufbewahrt wird: Düker 1996, S. 7, Anm. 27; Düker 1998, S. 19.

² Mörke 1987, S. 268f.

stadt aufnimmt, zugleich als Kirchturm dient und als solcher erstmals 1319 erwähnt wurde.³

Im Jahre 1318 vermachte Herzog Otto II. von Braunschweig die erste Marienkapelle oder -kirche mitsamt zwei angrenzenden Hofstellen dem Deutschen Orden.⁴ Dementsprechend war ihre Geschichte in den folgenden Jahrhunderten eng mit dessen dortiger Ordenskommende verbunden: Diente sie zunächst allein der Neustädter Bevölkerung als Pfarrkirche, wurde sie nun infolge der Schenkung zugleich Ordenskirche. Damit zählt sie zu den wenigen heute noch bestehenden Kirchen des Deutschen Ordens in Norddeutschland.⁵



Abb. 122: Göttingen, St. Marien: Blick auf Westgiebel und Torturm von Norden vor dem Abriss der Neustadt



Abb. 123: Göttingen, St. Marien: Blick auf Westgiebel und Torturm, 2014

³ Urkunde vom 14. August 1319: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 92, S. 74f. Darin wird die Ummauerung des Ordenshofes festgelegt und der Turm als Glockenturm bezeichnet („dar de clocken uppe hanghet“).

⁴ Urkunde vom 5. Dezember 1318: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 85, S. 67f. Darin wird St. Marien allerdings nicht explizit genannt.

⁵ Weitere Beispiele sind die Marienkirche in Lucklum bei Braunschweig, der Sitz des Landkomturs, welchem die Göttinger Kommende unterstand, sowie die Marienkirche in Mühlhausen. Vgl. Dücker 1996, S. 1.

Bemerkenswert ist auch die architektonische Einheit, welche die Göttinger Marienkirche mit dem ehemaligen Torturm und dem Ordenshaus, der sogenannten Kommende,⁶ an der Groner-Tor-Straße bildet (Abb. 124). Noch heute zeigt sich diese enge Beziehung unverkennbar an dem hölzernen Gang, der vom Kommenhaus über die Straße hinweg direkt in die Kirche führt (Abb. 122, 123). Eine wohl um 1319 ausgeführte Ummauerung machte den Ordenshof samt seiner zugehörigen Gebäude ursprünglich als ein geschlossenes Areal kenntlich.⁷

In diesem Beitrag soll die bauliche Gestalt der Marienkirche im Wandel der Jahrhunderte vorgestellt werden. Da das heutige Erscheinungsbild der dreischiffigen Stufenhalle mit polygonal abschließendem Chor das Resultat zahlreicher Umbau- und Instandhaltungsmaßnahmen ist, wird im Folgenden auch auf die Restaurierungsgeschichte näher eingegangen, um die einzelnen Bauzustände in ihrer zeitlichen Abfolge zu thematisieren und letztlich zu klären, welche Bauteile noch als genuin mittelalterlich anzusehen sind.

Wie sehr sich das Erscheinungsbild der Marienkirche seit ihrer Gründung gewandelt hat, zeigt bereits ein kurzer Überblick über die einzelnen Bauphasen: Vermutlich bald nach der Übernahme durch den Deutschen Orden scheint der einschiffige Kernbau zunächst um einen neuen Chor und eine Sakristei erweitert und wenig später zu einer dreischiffigen Anlage ausgebaut worden zu sein. Umfangreiche Umbauten setzten darauf erst wieder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein, als das Langhaus zur Stufenhalle umgestaltet wurde. Diese Umbauphase endete 1510 mit der Fertigstellung eines vergrößerten, polygonal abschließenden Chores. Bereits im 18. Jahrhundert musste der Altarraum jedoch infolge erheblicher Baumängel einem dem damaligen Verständnis des protestantischen Kirchenbaus entsprechenden, geraden Chorabschluss weichen, der seinerseits Ende des 19. Jahrhunderts wiederum abgebrochen und von Conrad Wilhelm Hase durch eine Nachbildung des polygonalen Chores von 1510 ersetzt wurde.

Aufgrund des vergleichbaren Entstehungszeitraumes und der zum Teil parallel verlaufenden Baugeschichten bietet es sich an, die Marienkirche im Kontext der anderen mittelalterlichen Stadtkirchen Göttingens zu betrachten, wobei festzustellen sein wird, dass an St. Marien ein ganz der lokalen Bauweise verpflichtetes Formengut Verwendung fand.

Um die Aufarbeitung der Baugeschichte haben sich vor allem Karl Heinz Bielefeld und Silke Düker verdient gemacht. Bielefeld veröffentlichte 1969 eine Folge von kurzen Artikeln, in denen erstmals die historischen Quellen zur Gründung der Mariengemeinde und die Baugeschichte der Kirche behandelt worden sind.⁸ Im

⁶ Mittels dendrochronologischer Analysen konnte der östliche Teil des Kommenhauses in das Jahr 1318 datiert werden. Demzufolge wurde es kurz nach der Schenkung des Grundstücks an den Deutschen Orden erbaut: Schütte, Sv. 1980, S. 34. Das gotische Dachwerk wurde leider kurz darauf zerstört.

⁷ Urkunde vom 14. August 1319: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 92, S. 74f. Darin wird der genaue Verlauf der Grundstückseinfassung beschrieben.

⁸ Bielefeld 1969a-g.

Jahr darauf veröffentlichte er die Ergebnisse der von ihm durchgeführten Sondierungsgrabungen.⁹ Düker dagegen beschäftigt sich in ihrer unveröffentlichten Magisterarbeit von 1996 verstärkt auf kunst- und stilgeschichtlicher Ebene mit dem Bau und seiner Restaurierungsgeschichte, arbeitet aber zugleich die Schriftquellen umfassend und übersichtlich auf.¹⁰ Eine Zusammenfassung der Arbeit wurde 1998 publiziert.¹¹ (JK)



Abb. 124: Göttingen, St. Marien: ehemalige Deutschordenskommande

Der einschiffige Kernbau des späten 13. Jahrhunderts

Der gegenwärtigen dreischiffigen Stufenhalle ging eine kleinere einschiffige Saalkirche von 10,93 m Breite voraus, die zum Teil noch erhalten ist. Ihre Westwand zeichnet sich mit ihrer Eckquaderung und ihrem steilen Giebel noch heute im Mauerwerk der jetzigen Westfassade – und entsprechend auf der Gegenseite vom Dachboden aus – ab (Abb. 127).¹² Mithilfe der Schichtung des Bruchsteinmauer-

⁹ Bielefeld 1970.

¹⁰ Düker 1996. Der Verfasserin sei für die Genehmigung der Einsichtnahme in das Exemplar im Kunstgeschichtlichen Seminar der Georg-August-Universität Göttingen herzlich gedankt.

¹¹ Düker 1998.

¹² Dagegen fehlt für die von Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 11 angenommene, „in Spuren noch nachweisbare einfache Kapelle an der Stelle des jetzigen ersten Chorjoches“ jeder Befund.

werks lässt sich zugleich auch die ehemalige Höhe der Kirche ablesen: Sie betrug von der Oberkante des unterhalb des aktuellen Laufniveaus liegenden Sockels bis zum Traufgesims 10,20 m.¹³ In der Westwand sind weiterhin zwei schmale, nachträglich zugesetzte Öffnungen etwa auf Scheitelhöhe des derzeitigen Maßwerkfensters auszumachen. Dass dieses erst später eingesetzt wurde, zeigt das unregelmäßige Mauerwerk oberhalb des Bogenrückens.

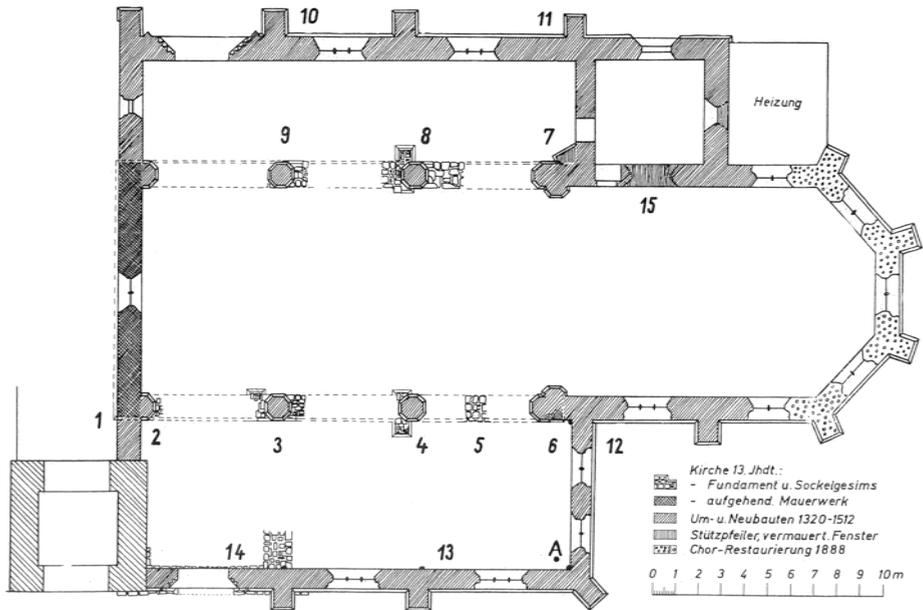


Abb. 125: Göttingen, St. Marien: Grabungsplan von Karl Heinz Bielefeld

Die 1968-69 im Rahmen von Sanierungsarbeiten durchgeführten Grabungen im Langhaus erbrachten weitere Hinweise zur Baugeschichte der Marienkirche und ihres Kernbaus (Abb. 125).¹⁴ Im Zuge dieser Untersuchungen konnte auch die südöstliche Ecke der einschiffigen Kirche unter der Wandvorlage auf der Südseite des Choreingangs freigelegt werden.¹⁵ Dadurch lässt sich auf eine Gesamtlänge ihres Schiffs von 19,40 m schließen. Die Grabung ergab, dass die Fundamente des Schiffs in der Flucht der heutigen Mittelschiffswände ebenfalls nahezu vollständig erhalten sind, und dass unterhalb der Pfeiler an vielen Stellen das Sockelgesims

¹³ Düker 1996, S. 43.

¹⁴ Bielefeld 1970.

¹⁵ Bielefeld 1969c, S. 16. An der gegenüberliegenden Nordseite unterhalb des schräg gestellten Strebpfeilers an der südöstlichen Ecke des Seitenschiffs ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein analoger Befund anzunehmen.

bewahrt geblieben ist.¹⁶ Die Sargwände sind für die heutigen Gewölbe deutlich zu niedrig, was nahelegt, dass es sich hierbei um Teile der Außenmauern der Saalkirche handelt. Ausgehend von den Grabungsergebnissen vermutet Bielefeld, dass die Außenmauern nur im östlichen Drittel durch Strebepfeiler gestützt wurden, da sich Strebepfeilersockel im Plan nur bei 4 und 8 nachweisen ließen. Wandvorlagen (Abb. 125 bei 3, 4 und 8) gliederten den Innenraum in drei Joche. Die nachgewiesenen Strebepfeiler außen und Wandvorlagen innen lassen annehmen, dass das Langhaus gewölbt oder doch zumindest auf eine Einwölbung hin angelegt war.¹⁷

Da im Bereich des Chores keine weiterführenden Untersuchungen angestellt werden durften, herrscht Ungewissheit über den Ostabschluss des Vorgängerbauwerks. Bielefeld mutmaßt jedoch, dass sich dieser innerhalb des jetzigen Chores befunden haben muss¹⁸ – sicher zu Recht, denn da ein eingezogener Chor zu vermuten ist, muss er schmalere als der heutige gewesen sein.

Ein Relief mit dem Lamm Gottes, das einen Kreuzstab trägt, befindet sich als Spolie außen an der südlichen Seitenschiffswand, oben links neben dem westlichen Strebepfeiler (Abb. 126). Bielefeld vermutet, es könne vom ersten Bau übernommen worden sein.¹⁹ Der Kleeblattbogen unter dem Lamm legt nahe, dass es sich um eine ehemalige Nischenbekrönung handelt, vielleicht von einer Sakramentsnische im Chor.



Abb. 126: Göttingen, St. Marien: Lamm-Gottes-Relief an der Südseite des Langhauses

Es sind keine verlässlichen Schriftquellen vorhanden, die Auskunft über die Datierung des Kernbaus geben könnten. Nur ein später Zeuge, der Chronist Franciscus Lubecus, will von einem Baubeginn 1290 wissen: „Im 1290. jare hebben die Niensteder fur Göttingen erstlich ohre kerchen zu bawen anfangen, auch indulgentias und ablaß erworben vom biscof zu Lunden, der eben zu der zeit zu Brunswig gelegen, dis jars an s. Margretendage“.²⁰ Lubecus zufolge soll derselbe Erzbi-

¹⁶ Bielefeld 1969c, S. 16.

¹⁷ Ebd.; Bielefeld 1970, S. 53.

¹⁸ Bielefeld 1969c, S. 16; Bielefeld 1970, S. 49.

¹⁹ Bielefeld 1969d, S. 14. Dem Anschein nach handelt es sich um eine beim Bau der Seitenschiffe verbaute Spolie. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass sie erst im 19. Jahrhundert eingesetzt wurde.

²⁰ Lubecus 1994, S. 95. Der Herausgeber deutet „Lunden“ als Lyon.

schof von Lyon 1295 einen Ablassbrief ausgestellt haben.²¹ Ablässe waren ein übliches Mittel zur Finanzierung kirchlicher Bauvorhaben und bieten in der Regel einen recht zuverlässigen Anhaltspunkt für eine Bautätigkeit.

Bestätigt wird das Datum durch die Ergebnisse einer dendrochronologischen Untersuchung. Dabei konnte festgestellt werden, dass das Holz einiger der über der Sakristei sekundär²² verbauten Dachbalken in den Jahren 1298/99 gefällt worden ist.²³ Weil Bauholz damals unmittelbar nach dem Schlagen verbaut wurde, ist das Datum mit Zimmerarbeiten am Dach in Verbindung zu bringen. Dies wiederum setzt voraus, dass der steinerne Rohbau bereits fertiggestellt war.



Abb. 127: Göttingen, St. Marien: Ansicht von Nordwesten

²¹ „Anno domini 1295 sein die newen indulgenzien geben von dem biscopf zu Leon denen auf der newenstat fur Gottingen, das sie ire newen gebaweten kirchen sollten fleissig visitiren, besuchen, dar beten, die kirchen genant das lutke odder kleine Jherusalem fur Gottingen.“ – Lubecus 1994, S. 99. Vgl. Düker 1996, S. 40.

²² Die zahlreichen Aussparungen in den Balken und die Überbleibsel von Holzverbindungen, die im neuen Gefüge keine Verwendung mehr finden, weisen eindeutig auf eine Wiederverwendung der Hölzer hin. Vgl. hierzu auch ebd., S. 40f. und Düker 1998, S. 19-23.

²³ Düker 1996, S. 41, Anm. 118 und Düker 1998, S. 19, Anm. 19 unter Verweis auf ein von H. Leuschner erstelltes Gutachten vom 18.10.1991 in der Stadtarchäologie.

Die früheste urkundliche Nennung der Marienkirche stammt vom 14. August 1307 und wurde anlässlich einer Umpfarrung von Gemeindegliedern aus St. Albani nach St. Marien ausgestellt: Herzog Albrecht gestattete dem Pfarrer von St. Albani, der zuvor für alle Gläubigen außerhalb der Stadtmauern von Göttingen zuständig gewesen war, die westlich der Leine ansässigen Gemeindeglieder der Parochie von St. Marien zu übertragen.²⁴ Demzufolge war der Bau zu diesem Zeitpunkt bereits für den gottesdienstlichen Gebrauch nutzbar. (JK)

Der Ausbau zur dreischiffigen Anlage im 14. Jahrhundert

Die Saalkirche scheint schon bald zu klein geworden zu sein, denn etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde sie unter der Regie der Deutschordensherren zu einer dreischiffigen Anlage mit größerem Chor ausgebaut.²⁵ Diese Bauphase prägt trotz nochmaliger späterer Umbauten bis heute das Erscheinungsbild der Kirche. Für die Baumaßnahmen gibt es jedoch keinen eindeutigen schriftlichen Beleg.

Lediglich ein Ablassbrief aus dem Jahre 1339 hat sich erhalten.²⁶ Allerdings bleibt fraglich, ob dieses einzelne Dokument tatsächlich zwingend mit der Erweiterung in Verbindung gebracht werden muss. Die mit einem einzigen Ablass verbundenen Einkünfte werden nicht ausgereicht haben, um ein Bauvorhaben dieser Größenordnung komplett zu finanzieren. Zudem lässt der Wortlaut des Ablassbriefes keine konkreten Schlüsse auf etwaige Baumaßnahmen zu, wie es sonst oft der Fall ist.²⁷ Man kann allerdings auch mutmaßen, ob der Ablass von 1339 möglicherweise nur der einzige erhaltene einer größeren Serie sein könnte.²⁸

Die erste Stufe des Ausbaus war vermutlich die Errichtung eines neuen Chores. Für diese Reihenfolge spricht, dass die Ostwände der späteren Seitenschiffe nicht an den Ecken des Vorgängerlanghauses ansetzen, sondern bereits an die Chorwände angebaut sind. Der Chor Neubau war folglich zumindest im Rohbau abgeschlossen, als man die Seitenschiffe anbaute;²⁹ vielleicht ist er aber sogar deutlich älter als diese und noch als Erweiterung der Saalkirche konzipiert – ohne hierbei bereits mit dem Anbau von Seitenschiffen rechnen zu müssen. Der Chor des 14. Jahrhunderts, von dem im Wesentlichen noch ein Abschnitt der Nordwand erhalten ist, war deutlich niedriger als die heutige Kirche und scheint damit durchaus

²⁴ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nachtrag 68a, S. 445. Vgl. Bielefeld 1969a, unpag.; Düker 1996, S. 41; Düker 1998, S. 19.

²⁵ Ebd., S. 20. Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 11; Bielefeld 1969b, S. 15.

²⁶ Der Erzbischof von Avignon sowie neun weitere Bischöfe erließen am 2. Dezember 1339 einen Ablassbrief für all diejenigen, welche die Marienkirche in Göttingen zu bestimmten Festen aufsuchten oder Dienste für eben diese Kirche verrichteten: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 149, S. 143f. Vgl. Düker 1996, S. 48.

²⁷ Erwähnt werden Stiftungen zur Ausschmückung des Kirchenbaus und des Gottesdienstes, wie etwa Lichter (*luminaria*), Gewänder (*vestimenta*) und Zierrat (*ornamenta*).

²⁸ Düker 1996, S. 49.

²⁹ Düker 1998, S. 20f.

auf die Höhe der Saalkirche abgestimmt gewesen zu sein.³⁰ An der Chornordwand zeichnen sich ein Gewölbeschildbogen und darunter ein Spitzbogenfenster ab, die beide weitaus niedriger ansetzen als die heutigen Chorgewölbe bzw. Chorfenster (Abb. 128).³¹ Deutlicher zeigt sich dieser Befund vom Dachboden der Sakristei aus (Abb. 129). Über dem zugesetzten Fenster der Chornordwand befindet sich auf dieser Seite sogar noch ein Stück des ehemaligen Traufgesimses.



Abb. 128: Göttingen, St. Marien: nördliche Chorwand von innen mit Spuren eines älteren Fensters



Abb. 129: Reste des Fensters an der nördlichen Chorwand, vom Dachboden der Sakristei aus gesehen

Nach der Errichtung des Chores, aber ebenfalls noch vor dem Ausbau zur dreischiffigen Anlage, wurde die rechteckige Sakristei angebaut und mit einem Kreuzrippengewölbe auf Eckkonsolen geschlossen. Ein heute im Inneren des nördlichen Seitenschiffes befindlicher Strebepfeiler, der schräg an die Südwestecke dieser neuen Sakristei angefügt wurde, muss sich ehemals außen befunden haben. Auch der Wasserschlag als Abschluss des Strebepfeilers spricht für eine Position außen an der Kirche.³² Der Strebepfeiler ist damit das wesentliche Argument, weshalb die Seitenschiffe jünger als die Sakristei sein müssen.

Der Ausbau St. Mariens zu einer dreischiffigen Anlage folgt dem gängigen Modell der anderen Göttinger Kirchen des 14. Jahrhunderts. Die Arkadenbögen entstanden hier durch Ausbrechen der Wände des Saalschiffs, deren oberer Teil mit den Pfeilern unterfangen wurde. Es handelt sich bei St. Marien um eine dreischiffige

³⁰ Diese Aussage muss hier vorbehaltlich einer wünschenswerten, aber im Rahmen des Projektes nicht möglichen Höhennivellierung der Befunde, insbesondere der Traufhöhen, gemacht werden.

³¹ Dazu Düker 1996, S. 73.

³² Ebd., S. 21.

ge und dreijochige Halle mit eher schmalen Seitenschiffen. Das südliche ist breiter als das nördliche, offenbar um die Südwand an die Flucht des Tor- und Glockenturms anzupassen, der bis dahin seitlich vor der Fassade gestanden hatte. Auch die achteckigen Langhauspfeiler, wie sie so typisch für die Göttinger Kirchen sind, lassen sich in St. Marien wiederfinden.

Die Kämpfer der Arkadenpfeiler sind mit einem Blattfries geschmückt, der auf jeder Seite aus zwei Weinblättern mit zentralen Verdickungen besteht, und deren Stängel diagonal überkreuzt sind. Das gleiche Blattwerk wie bei den Kämpfern ist auch in den Archivolten des Nordportals verwendet worden. Ganz ähnliche, jedoch variationsreichere Formen findet man an den Kämpfern der Arkadenpfeiler von St. Johannis.



Abb. 130: Göttingen, St. Marien: Südliches Seitenschiff nach Osten



Abb. 131: Göttingen, St. Marien: Südliches Seitenschiff nach Westen

Die acht erhaltenen Maßwerkfenster des 14. Jahrhunderts am Schiff sind zum Teil zwei-, zum Teil dreibahnig. Die vier zweibahnigen Fenster zeigen eine Standardform: Die beiden Bahnen schließen mit genasten Spitzbögen ab und werden von einem stehenden Vierblatt im sphärischen Viereck bekrönt (Abb. 264 g, m, n). Aufschlussreicher sind die vier dreibahnigen Fenster: Von den beiden an der Nordseite der Kirche hat das rechte drei Bahnen mit genasten Spitzbögen, die von zwei Vierpässen in Kreisen und ganz oben einem Dreiblatt im sphärischen Dreieck bekrönt werden, während das linke über den seitlichen Bahnen zur Seite Dreiblät-

ter aufweist, die zur Seite verdrückt sind, um für das Mittelmotiv, einen großen Kreis mit drei Dreiblättern in sphärischen Dreiecken, Platz zu machen (Abb. 264 i, l). Bei den beiden Fenstern auf der Südseite der Kirche ist das Couronnementmotiv variiert: Hier sind dem Kreis drei Vierblätter in sphärischen Vierecken einbeschrieben (Abb. 264 h, k). Sowohl die zur Seite verdrückten, mit Dreiblättern bekrönten seitlichen Bahnen als auch das Kreismotiv mit Dreiblättern sind ein Motiv, das für die Göttinger Kirchen des 14. Jahrhunderts typisch ist (vgl. St. Jacobi, Abb. 263 m, und vor allem St. Nikolai, Abb. 265 g, i, l).

Es ist ein übergreifendes Phänomen in der Baugeschichte der Göttinger Kirchen, dass in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die älteren, noch spätromanischen und frühgotischen, kleineren Kirchenbauten sukzessive neu errichtet bzw. umgebaut wurden. Im regionalen Rahmen ist ein Ausbau einer Saalkirche zur dreischiffigen Kirche nicht ganz ungewöhnlich: So erhielt auch der entweder aus dem späten 13. oder noch dem 12. Jahrhundert stammende Saal von St. Michaelis in Braunschweig im 14. Jahrhundert Seitenschiffe und wurde damit zur Halle erweitert.³³

Die Höhe und Form der Gewölbe des 14. Jahrhunderts in St. Marien ist strittig. Die Befunde und unterschiedlichen Rekonstruktionsvorschläge lassen sich nur im Zusammenhang mit den Umbauten des 15. Jahrhunderts verstehen und sollen daher im nächsten Abschnitt behandelt werden. (HT)

Von der reinen Halle zur Stufenhalle: Die Baugeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts

Auch über den Umbau des 15. Jahrhunderts gibt es kaum gesicherte Schriftquellen. Die einzige Nachricht betrifft die Aufstockung des Turms um 32 Fuß (ca. 12 Meter) im Jahre 1440, mit der eine höhere Aufhängung der Kirchenglocken bezweckt wurde.³⁴ Den Kirchenbau betrifft diese Baumaßnahme insofern, als dass die zwei neu entstandenen Turmgeschosse in die westliche Giebelwand der Kirche hineinragen, was vom Dachgeschoss der Kirche aus als deutlicher Vorsprung in der Wand zu erkennen ist. Diese Tatsache ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil recht bald nach der Turmerhöhung auch der heutige Westgiebel der Kirche entstanden sein könnte. An dessen Außenmauer lassen sich deutlich zwei Baunähte nachvollziehen. Die Reste eines älteren in den Ausmaßen nahezu dem heutigen entsprechenden Giebels lassen sich schwach durch eine andere Farbgebung, die auf stärkere Verwitterung und ein schwächeres Material hinweist, von dem darüber liegenden späteren Mauerwerk unterscheiden – nicht zu verwechseln mit dem wesentlich kleineren Giebel des einschiffigen Vorgängerbaus aus dem späten 13.

³³ Dorn 1978, S. 237f.

³⁴ UB Göttingen, Bd. 2, 1974 [1867], Nr. 195, S. 161. Vgl. Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 11.

Jahrhundert, der sich durch seine Eckquaderung ebenfalls gut erkennen lässt.³⁵ Der offenbar ergänzte Giebelabschluss stellt einen Eingriff in die Bausubstanz der dreischiffigen Hallenkirche dar, welcher in der Umbauphase des 15. Jahrhunderts vorgenommen worden sein könnte.

Im heutigen Bauzustand ist St. Marien eine Stufenhalle, bei der die Gewölbe des Mittelschiffs deutlich höher liegen als die der Seitenschiffe. Unterstrichen wird dies durch die Dienststücke mit Kelchkapitellen, die zur Stelzung der Mittelschiffsgewölbe über den Kämpfern der Arkadenpfeiler angebracht sind. Damit folgt St. Marien als einziger mittelalterlicher Kirchenbau Göttingens direkt dem Vorbild der Paulinerkirche.



Abb. 132: Göttingen, St. Marien: Mittelschiff nach Nordosten



Abb. 133: Göttingen, St. Marien: Rippenansatz in der Nordostecke des Langhauses

Durch eine dendrochronologische Untersuchung konnten die Hölzer des Dachstuhls über den Mittel- und Seitenschiffen auf die Jahre 1468/69 datiert werden.³⁶ Da die Gewölbe offensichtlich nachträglich zwischen den Dachbalken aufgemauert wurden – ein ungewöhnlicher Vorgang, der über das übliche Einziehen von

³⁵ Düker 1998, S. 23f.

³⁶ Gutachten vom 18.10.1991, erstellt von H. Leuschner (in der Stadtarchäologie Göttingen einsehbar).

Gewölben nach dem Errichten des Dachs weit hinausgeht und dadurch bedingt ist, dass die Krone der älteren Mittelschiffswände zu niedrig liegt – ist damit auch ein *Terminus post quem* für die heutigen Gewölbe gewonnen. Zu dieser Baumaßnahme gehört auch das nachträglich in den Westgiebel eingebrochene Fenster, da die Formensprache seines Maßwerks mit einer doppelten Fischblase über genasten Rundbögen deutlich für eine Entstehung in der Spätgotik spricht (Abb. 22).³⁷

Die Frage ist, ob die Kirche des 14. Jahrhunderts ebenfalls schon eine Stufenhalle oder eine reine Halle mit gleichhohen Gewölben in allen drei Schiffen gewesen ist. Zwei Baubefunde sprechen für eine reine Halle als früheren Bauzustand: Schon die geringe Höhe des ersten gotischen Chores legt ein niedriges Mittelschiffsgewölbe und damit eine Halle nahe.³⁸ Allerdings kann dies auch daran liegen, dass der Chor möglicherweise noch für die erste Saalkirche konzipiert worden ist. Deutlicher sprechen die beiden umgearbeiteten Rippenanfänger an den beiden östlichen Arkadenpfeilern, deren Ansatz, zum Spitzbogen ergänzt, mit der Höhe des alten Chorgewölbes übereinstimmt (Abb. 132, 133), für eine spätere Erhöhung des Mittelschiffs.³⁹ Die heutigen Rippenansätze über den relativ kurzen Dienststücken und der Chorbogen sind auffallend gestelzt, so dass die ursprünglichen Rippenanfänger vermutlich für das neue Gewölbe umgearbeitet worden sind.⁴⁰

Auch in den Seitenschiffen ist zu erkennen, dass zu einem späteren Zeitpunkt neue Gewölbe mit demselben Rippenprofil wie im Langhaus eingezogen wurden – entgegen der Theorie Unckenbolds und Bielefelds, die annehmen, die Seitenschiffe hätten noch ihr altes, dem früheren Mittelschiffsgewölbe in der Höhe entsprechendes Gewölbe bewahrt.⁴¹ Über den Kämpfern der Arkadenpfeiler im südlichen Seitenschiff sind noch deutlicher als bei den beiden östlichen Arkadenpfeilern im Mittelschiff relativ grob umgearbeitete Rippenanfänger auszumachen, deren Profilierung für einen steileren Anstieg abgetragen wurde und somit eindeutig ein ursprünglich flacher geplantes Gewölbe anzeigt (Abb. 130, 131).⁴² Allerdings können die Seitenschiffsgewölbe nicht wesentlich tiefer gelegen haben als heute, da sonst die Fensteröffnungen überschritten worden wären. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass die Fenster im 15. Jahrhundert nachträglich vergrößert worden wären.⁴³

Die Kirche des 14. Jahrhunderts ist nach all diesen Überlegungen mit großer Sicherheit eine reine Halle gewesen. Jedoch bleibt weiterhin ungeklärt, ob ihre Gewölbe jemals eingezogen worden sind oder ob sie vielleicht als unvollendeter Bau liegengeblieben ist. Für Letzteres spricht auch, dass Dachbalken des 14. Jahr-

³⁷ Ähnliche Motive finden sich an St. Albani.

³⁸ Bielefeld 1969d, S. 14.

³⁹ Düker 1996, S. 65; Düker 1998, S. 21 und vor allem S. 27.

⁴⁰ Düker 1998, S. 28.

⁴¹ Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 11f.; Bielefeld 1969f, S. 14.

⁴² Düker 1998, S. 28-30.

⁴³ Gegen ebd., S. 30.

hunderts völlig fehlen: Die dendrochronologischen Datierungen weisen entweder ins späte 13. Jahrhundert (über der Sakristei, wiederverwendet) oder in die Jahre um 1468/69. Vielleicht ist das erste Dachwerk der Saalkirche sogar bis ins 15. Jahrhundert beibehalten worden.⁴⁴ (HT)

Die Erweiterung des Chores im frühen 16. Jahrhundert

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts scheint der Chor für die Bedürfnisse des Klerus zu klein geworden zu sein. Der daraufhin einsetzende Umbau ist die einzige bekannte, exakt datierbare Bautätigkeit dieses Jahrhunderts an einer Göttinger Kirche. So überliefert Lubecus für das Jahr 1510: „Dis jar hat man angefangen zu bawen an Unser Lieben Frauwenkirchen einen newen chor, dan die kirch anfang, den pfarrleuten zu enge und zu kleine zu werden. Man fuhrde die steine darzu dis jares“.⁴⁵ Eine Ablassurkunde vom 17. September 1512 wurde bereits nach Einweihung des Chores ausgestellt.⁴⁶

Da die erhaltene Nordwand des Chores noch vom Vorgängerbau stammt – sie wurde in den Neubau mit einbezogen, weil an ihrer Außenseite bereits die Sakristei angebaut worden war –, sind nach dem Teilabriss im 18. Jahrhundert vom Chor des 16. Jahrhunderts heute nur noch die Südwand einschließlich des westlichen Strebepfeilers sowie das Gewölbe im westlichen Chorjoch erhalten geblieben. Die beiden Konsolen mit Frauenbüsten im ersten Joch des Chores stammen ebenfalls aus dieser Bauphase. Die Chorsüdwand weist zudem ein dreibahniges, verhältnismäßig schlankes Fenster mit spätgotischem Maßwerk in Form von zwei tropfenartig hängenden Fischblasen im Couronnement auf.⁴⁷ Auch der ihr vorgesetzte Strebepfeiler ist derselben Umbauphase zuzuordnen, da sein Steinmaterial stärker verwittert ist als an den Strebepfeilern des 19. Jahrhunderts. Darüber hinaus zeigt er als einziger einen kleinen steinernen Dämonenkopf unter dem mittleren Wasser Schlag und Birnstäbe an den Kanten. Nach oben hin schließt der Strebepfeiler mit einem krabbenbesetzten, genasten Kielbogen und einer bekrönenden Kreuzblume

⁴⁴ Düker 1996, S. 67 wertet das Fehlen von Hölzern aus dem 14. Jahrhundert dagegen als Folge eines Brandes. Der sich an der Westfassade abzeichnende ältere Giebel – zeitlich zwischen dem der Saalkirche und dem heutigen entstanden – könnte mit einer früheren Dachkonstruktion des 14. Jahrhunderts in Verbindung gestanden haben.

⁴⁵ Lubecus 1994, S. 288.

⁴⁶ „Paulus Bischof von Ascalon Doctor und Vicar des Erzbischofs Uriels von Mainz verleiht nach Einweihung des neuen Chores und Hauptaltars der Pfarrkirche der Jungfrau Maria in Göttingen allen, welche an gewissen Festtagen die Kirche besuchen oder durch Spenden sowie Mitarbeiten am Ausbau dieselbe fördern, 40 Tage Ablass.“: UB Göttingen, Bd. 3, 1881, Nr. 76, S. 56. Vgl. Düker 1996, S. 72, Anm. 192.

⁴⁷ Motivisch ähnliche, wenn auch reicher konfigurierte Fenster sind an der 1470-1519 erbauten Kirche St. Sixti in Northeim zu finden.

ab.⁴⁸ Der gesamte Mauerabschnitt unterscheidet sich zudem von den neugotischen Teilen des Chores durch zahlreiche Spuren vom Gebrauch einer Steinzange.⁴⁹

Ausgehend von der Nachricht Lubecus', der zufolge der Chor „zu enge und zu kleine“ geworden sei, liegt die Vermutung nahe, dass dieser Bauteil 1510 nach Osten hin vergrößert wurde. Die Fundamente des in diesem Zuge entstandenen spätmittelalterlichen 5/8-Chorpolygons sind sowohl aus Grundrisszeichnungen Lübckes aus den 1780er Jahren (Abb. 50) als auch durch Grabungen bekannt, die Conrad Wilhelm Hase Ende des 19. Jahrhunderts durchführen ließ, um die Bodenbeschaffenheit zu prüfen.



Abb. 134: Göttingen, St. Marien: Chor von Südosten



Abb. 135: Göttingen, St. Marien: Chor von Südosten

In der Folge der Chorerweiterung erhielt die Kirche auch einen neuen Hochaltar, der von dem Bildschnitzer Bartold Kastrop und dem Maler Heinrich Heisen geschaffen wurde und auf das Jahr 1524 datiert ist. Damit ist er der letzte der vorreformatorischen Göttinger Altäre. Er war ehemals zweifach wandelbar und zeigte auf den gemalten Flügeln außen vier Marienszenen, nach der ersten Wandlung 16

⁴⁸ Ähnlich wie am Westbau von St. Albani.

⁴⁹ Düker 1996, S. 73. Von der ehemaligen Verwendung von Steinzangen zeugen die verputzten Löcher im Mauerwerk der südlichen Chorwand.

Szenen aus dem Leben Christi und im ganz geöffneten Zustand vergoldete Holzfiguren: Maria als Apokalyptisches Weib in der Mitte, umgeben von vier Szenen aus ihrem Leben und 16 Heiligenfiguren.⁵⁰ Nach wechselvollen Schicksalen seit dem späten 18. Jahrhundert sind die Schnitzfiguren heute in einen neugotischen Altar von 1863 integriert – mit Ausnahme der Maria, die an der Ostwand des nördlichen Seitenschiffs angebracht wurde –, während man die in St. Marien verbliebenen Tafeln an den Chorwänden aufhängte.⁵¹ (JK)

Der Chorumbau des 18. Jahrhunderts

Die frühesten im Kirchenkreisarchiv Göttingen aufbewahrten Quellen zur Marienkirche stammen aus dem Jahre 1770. Seitdem sind die durchgeführten Baumaßnahmen vergleichsweise gut belegt. Dies trifft bereits für den Umbau des Chores im Jahre 1784 zu.

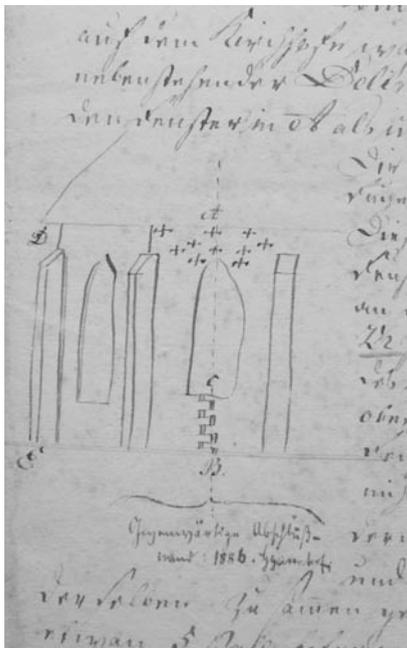


Abb. 136: Göttingen, St. Marien: Skizze mit Bauschäden, von F. L. Kampe, 1770, Göttingen, Kirchenkreisarchiv



Abb. 137: Hermann Rudolph: St. Marien in Göttingen, aus: Blick auf Göttingen vom Rohns und 30 kleine Ansichten, Lithographie, um 1840/50, Göttingen, Städtisches Museum

⁵⁰ Girod 2012, S. 259-261.

⁵¹ Ebd., S. 277-279.

Wegen des schwierigen Baugrundes wurden immer wieder Instandhaltungsmaßnahmen am Bau erforderlich, da dieser durch das langsame Absinken, insbesondere der Ostpartie, erheblichen Schaden nahm. Im Vorfeld der neugotischen Rekonstruktion des Chores durch Baurat Hase war ein Gutachten angefertigt worden, das die Gründe für das Absinken der Ostpartie klären sollte.⁵² Grabungsbefunden zufolge lag die Instabilität der Chormauern darin begründet, dass die Fundamente der Apsis auf horizontalen Pfahlrosten innerhalb einer Tonschicht ruhten, die unter dem Gewicht des aufgehenden Baus jedoch allmählich nachgegeben hatte.⁵³

Bereits in einem 1770 von Bausenator F. L. Kampe ausgestellt Gutachten wird der desolate Zustand des Chores beschrieben. Demnach sei „in der Kirche St. Virginis zu Göttingen [...] der äußerste Bogen am Chor von dem übrigen theil der Kirche abgewichen, so daß der Bruch mitten in den Fenstern an beijden Seiten bemerkt werden kan.“⁵⁴ Auf einer der Stellungnahme beigefügten Skizze (Abb. 136) deutet Kampe den Verlauf der Risse unterhalb des nördlichen Chorfensters an. Im Mauerwerk über demselben zeigt er provisorische Eisenklammern, die schon fünfzehn Jahre zuvor, also im Jahre 1755, montiert worden waren.⁵⁵ Zunächst zog auch Kampe in einem Kostenvoranschlag vom 8. Mai 1770 Anker in Erwägung, die ringförmig den ganzen Chor umklammern sollten, um die Risse im Mauerwerk zu schließen,⁵⁶ doch schon dreizehn Jahre später waren die Schäden so gravierend, dass man einen Teilabbruch und Neubau des Chores in Erwägung ziehen musste. Nach einem Gutachten des Maurermeisters Thomas Christoph Lübcke vom 12. Juni 1783 waren die Strebepfeiler des Chores bereits um 3-7 Zoll aus dem Lot gewichen, etliche Fugen über den Fenstern geborsten und bis zu 4 Zoll weite Risse im aufgehenden Mauerwerk über dem nördlichen und dem zweiten südlichen Chorfenster entstanden. Lübcke kam zu dem Schluss, dass der Chor zur „Vermeidung eines bedrohlichen baldigen Einsturzes, bis an die Linie A. B. abgebrochen werden“ und durch eine gerade Abschlussmauer ersetzt werden müs-

⁵² Gutachten vom 6. Mai 1886, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892, Erneuerung des Chores der Kirche 1888 u. 1889. Vgl. Düker, 1996, Anm. 211 S. 79.

⁵³ Schreiben vom 19. März 1886, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892, Erneuerung des Chores der Kirche 1888 u. 1889.

⁵⁴ Gutachten F. L. Kampes vom 3. April 1770, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, II: Instandhaltung der Kirche, 1701-1770, Kirchengausbau 1701, Fenster, Türen, Chor und Glockenstuhl 1770, fol. 1r-3r, hier: fol. 1r.

⁵⁵ Gutachten F. L. Kampes vom 3. April 1770, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, II: Instandhaltung der Kirche, 1701-1770, Kirchengausbau 1701, Fenster, Türen, Chor und Glockenstuhl 1770, fol. 1v. Die Spuren der Eisenklammern sind heute noch im westlichen Abschnitt der Chorsüdwand zu sehen, die Hase in seinen Chorngausbau einbezog.

⁵⁶ Ebd., fol. 9r.

se.⁵⁷ Die Linie A-B ist auf dem Grundriss auf Höhe der Fenster des zweiten Chorchochs eingezeichnet. Demnach sollte das gesamte Polygon geopfert werden.

Diversen Baurechnungen zufolge wurde die Umsetzung des Teilabbruchs schon ein Jahr später, im März 1784, in Angriff genommen.⁵⁸

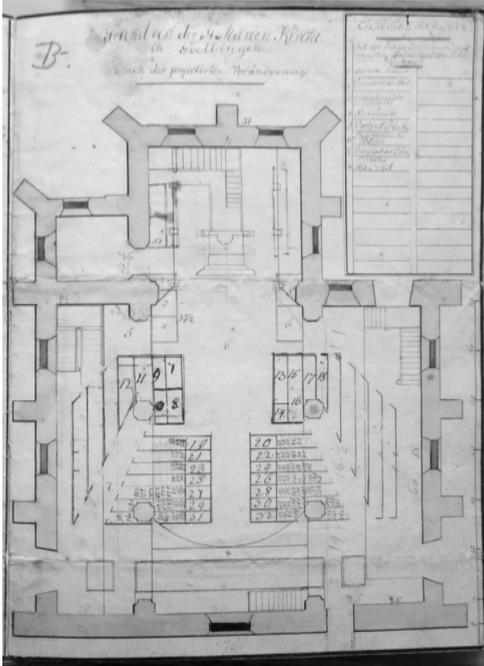


Abb. 138: Göttingen, St. Marien: Plan zur Umgestaltung von 1770, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Marien, A 512, III

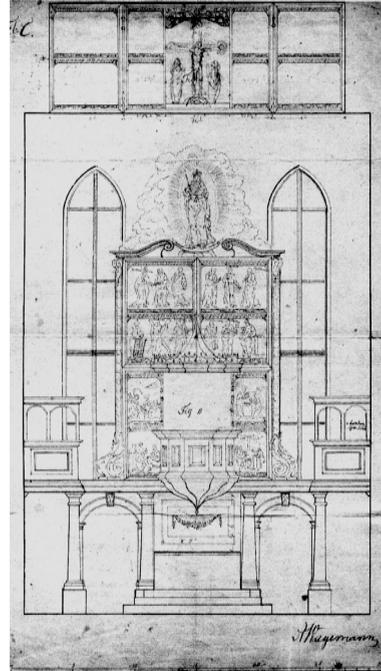


Abb. 139: Göttingen, St. Marien: Entwurf zum Altarumbau, um 1783, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, PFA Marien, A 512, III

Die Verkürzung des Chores und die Errichtung eines geraden Chorabschlusses lösten aber nicht nur ein bautechnisches Problem. Vielmehr wurde damit auch einer architekturtheoretischen Forderung entsprochen, die besonders im 18. Jahrhundert für den protestantischen Kirchenbau erhoben wurde: Eine derartige Umbaumaßnahme stand maßgeblich unter der Prämisse, den Altar näher an die Gemeinde zu rücken.⁵⁹ Gleichzeitig wurde auch eine Ausstattung mit Kanzelaltären

⁵⁷ Gutachten Thomas Christoph Lübckes vom 12. Juni 1873, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, III: Instandhaltung der Kirche, 1783-1784, Kirchenausbau (auch Turm) I, 1783-1789, fol. 21f.

⁵⁸ Düker 1996, S. 80 mit Anm. 218.

⁵⁹ Besondere Bedeutung hat in diesem Zusammenhang Sturm 1718. Vgl. Mai 1969, S. 73, Anm. 16, u. S. 75, sowie das Kapitel „Barock und Aufklärung“ im Beitrag „Funktion und architektonische

favorisiert, die das Problem der Ausrichtung auf Kanzel und Altar bei festem Gemeindegestühl lösen und gleichzeitig die Priorität des Wortes (Kanzel) über das Sakrament (Altar) zum Ausdruck bringen sollten. Gerade in der Universitätsstadt Göttingen setzte mit der Aufklärung eine regelrechte Umgestaltungswelle der Chorbauten ein. So wurde auch bei der Pauliner- und bei der Albanikirche eine Verkürzung des Chores mit geradem Abschluss in Erwägung gezogen. Realisiert wurde ein derartiges Projekt 1791/92 an St. Johannis, wo in den Chor eine gerade Zwischenwand eingezogen wurde.⁶⁰ Angesichts dieser Entwicklungen war die Bauauffälligkeit des alten Chores von St. Marien möglicherweise sogar ein willkommener Vorwand, den Ostabschluss den aktuellen Tendenzen entsprechend umzugestalten.

Durch die Veränderung des Chorabschlusses ergab sich zwangsläufig auch eine Umstrukturierung des Innenraums. So zeigt eine vom damaligen Pfarrer Ludwig Gerhard Wagemann unterschriebene Zeichnung, wie die einzelnen Elemente des mittelalterlichen Schnitzaltars zu einem nun als modern und fortschrittlich geltenden Kanzelaltar neu zusammengesetzt werden sollten (Abb. 139). Hervorzuheben ist, dass sich in der Wiederverwendung eines Teils der Figuren bereits eine Wertschätzung des Mittelalters ausdrückt.⁶¹ Zwei Durchgänge seitlich des Altartisches belegen, dass ein Umgangaltar geplant war. An der nördlichen und südlichen Chorwand wurden Emporen angebracht. Den realisierten Altar gibt eine auf die Zeit nach 1838⁶² datierte Farblithographie wieder (Abb. 146).

Einem Bestuhlungsplan der Marienkirche (Abb. 138) ist zu entnehmen, dass 1784 nicht nur der Chorraum umgestaltet wurde, sondern darüber hinaus im Langhaus mit strahlenförmig, auditoriumsähnlich angeordneten Bankreihen – nach dem Vorbild reformierter Kirchen – gezielt Sichtachsen zum Kanzelaltar geschaffen wurden, um eine möglichst gute Hör- und Sichtbarkeit des Predigers zu gewährleisten.⁶³ (JK)

Gestalt: Eine Annäherung an die mittelalterlichen Kirchen in Göttingen“ von Christian Scholl in diesem Band.

⁶⁰ Vgl. den Beitrag von Sonja Friedrichs und Sara Nina Strolo in diesem Band.

⁶¹ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Marien, A 512, III, Instandhaltung der Kirche 1783-1784, Kirchenausbau (auch Turm) I, 1783-1789, fol. 113. Vgl. Bielefeld 1969e, S. 16; Girod 2012, S. 273f.

⁶² Da an den Priecheu bereits vier gerahmte Gemälde zu sehen sind, die Carl Oesterley erst 1838 im Altar verbaut wiederentdeckt hatte, muss die Lithographie in jedem Fall danach angefertigt worden sein: Girod 2012, S. 274f.

⁶³ Vgl. Anm. 59.

Baumaßnahmen im 19. Jahrhundert

Arbeiten der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts

Die ersten für das 19. Jahrhundert belegten Arbeiten sind wenig umfangreich. Es handelt sich um Reparaturen im Inneren und am Turm sowie um den Einbau einer Außentür in die Sakristei in den Jahren 1835/36.⁶⁴

Ein Bericht des Pastors Karl Heinrich Miede vom 29. Juli 1837 beschreibt St. Marien als innen schwarz und unansehnlich, die Fenster als nur notdürftig geflickt und den Bauzustand insgesamt als sehr bedenklich. Insbesondere war das Holz der Dachkonstruktion des Kirchturms morsch, so dass sich das Dach bereits geneigt hatte und einzustürzen drohte.⁶⁵ Das Turmdach wurde nun erneuert, und in der Folgezeit wandte man sich dem Kircheninneren zu. Auch hier führte man diverse Ausbesserungsarbeiten durch, vor allem an den Fenstern und dem Fußboden, und nahm einen neuen Anstrich in den Farben weiß und blaugrau vor.⁶⁶

Eine weitere Baumaßnahme vor der großen Restaurierung des späten 19. Jahrhunderts kann nur indirekt erschlossen werden. In beiden schon erwähnten Zeichnungen des Chorinneren von 1783 und nach 1838 sind die Chorfenster als Sprossenfenster wiedergegeben. Im Jahre 1886 wurden dagegen „das Maßwerk und die Pfosten der hinten in dem gegenwärtigen gradlinigen Chorabschluss vorhandenen Fenster“ für „zur Wiederverwendung geeignet“ befunden.⁶⁷ Daher wiesen die Chorfenster spätestens zu diesem Zeitpunkt Maßwerk auf, wie auch auf einer Außenansicht aus demselben Jahr zu sehen ist (Abb. 143). Der Rekonstruktion von 1888-90 muss also schon eine erste Gotisierung durch Einfügen von Maßwerk in die Fenster der Chorabschlusswand vorausgegangen sein, die nicht direkt dokumentiert ist, und die nach 1838, aber deutlich vor 1886 anzusetzen ist. Hierfür gab es bereits ein lokales Vorbild, denn die Paulinerkirche hatte schon 1808-12 Maßwerkfenster erhalten.⁶⁸ Beim erneuerten Chormmaßwerk von St. Marien handelte es sich jedoch nicht um eine Adaption des in einem Fenster noch vorhandenen Maßwerks von 1510, sondern um die freie Nachschöpfung einer Standardform der Gotik mit zwei genasten Spitzbögen, die von einem Vierpass im sphärischen Viereck bekrönt werden, wie sie auch schon am Schiff von St. Marien vorkommt.

⁶⁴ Bielefeld 1969f, S. 14; Düker 1996, S. 82.

⁶⁵ „Die Kirche war inwendig mehr schwarz als weiß, die Farbe am Holzwerke verschabt, die Fenster schadhafte, theilweise mit Papier ausgebessert [...] das Dach war sehr schadhafte, [...] der Thurm ging großer Gefahr entgegen, weil einiges Holzwerk faul war.“: Hannoversches Magazin No. 60, Sonnabend, 29. Juli 1837, S. 483f.; Miede, Karl Heinrich: Das wichtigste aus der Finanzgeschichte der St. Marienkirche zu Göttingen seit dem siebenjährigen Kriege, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, IV: Instandhaltung 1810-1837. Vgl. Bielefeld 1969f, S. 14.

⁶⁶ Auflistung der Reparaturen, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien: A 512, IV: Instandhaltung der Kirche 1810-1837.

⁶⁷ Erläuterungsbericht vom 6. Mai 1886, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892, Erneuerung des Chores der Kirche 1888 u. 1889.

⁶⁸ Vgl. den Beitrag von Lena Hoppe in diesem Band.

Veränderungen unter Conrad Wilhelm Hase 1883-85

Das wesentliche Anliegen der Gemeinde bei den Baumaßnahmen der 1880er Jahre bestand in der Rekonstruktion des mittelalterlichen Chores mit seinem polygonalen Abschluss. Erste Pläne dazu stammen bereits aus dem Jahr 1862.⁶⁹ Im Jahr darauf wurden verbliebene Teile des Altars von 1524 in einen neuen Altaraufbau integriert, der im Gegensatz zum spätgotischen Altar nicht wandelbar ist. Das Zentrum dieses neugotischen Altarwerkes bildet ein großes, damals eigens für diesen Zweck neu angefertigtes Kruzifix.⁷⁰

Die Baumaßnahmen und die Neuausstattung der 1880er Jahre wurden von dem hannoverschen Architekten Conrad Wilhelm Hase konzipiert, der in Göttingen auch an St. Johannis, St. Jacobi und St. Nikolai tätig gewesen ist. Die lokale Bauleitung lag in den Händen von Conrad Rathkamp. Vor der Rekonstruktion des Chores führte man jedoch zuerst Maßnahmen am Kirchenschiff durch, die eine bauliche Instandsetzung sowie Neuausstattung betrafen. Erste Entwürfe fertigte Hase bereits im Jahre 1883 an. Der Baubeginn kann jedoch erst für zwei Jahre später angenommen werden, da der von 1884 stammende Kostenvoranschlag am 10. Juni 1885 genehmigt wurde.⁷¹

Zu den ersten Maßnahmen gehörte das Abschlagen der als „mangelhaft“ befundenen Reste des alten Putzes an den Außenmauern. Damals waren anscheinend noch größere Flächen dieser alten, wohl mittelalterlichen Putzschicht vorhanden, von der heute nur noch Fragmente an der äußeren Chornordwand unter dem Sakristeidach verblieben sind.⁷² Man favorisierte für den Außenbau eine Steinsichtigkeit und legte das unregelmäßige Bruchsteinmauerwerk frei.⁷³

Reparaturen wurden an den Fensterbänken vorgenommen; so besserte man u. a. ein zerstörtes Sohlbankgesims an der Nordseite aus.⁷⁴ Der verbliebene Strebe Pfeiler am Chor sowie die vier an der nördlichen Kirchenseite wurden mit neuen Bekrönungen versehen,⁷⁵ offenbar nach dem Vorbild der erhaltenen Bekrönungen an der Südseite. Für die Südseite gab man 1885 bei Carl Dopmeyer in Hannover

⁶⁹ Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, V: 1844-1879. Es handelt sich um Zeichnungen, die auf den 25. Januar 1862 datiert sind, darunter solche zu den Emporen in den Seitenschiffen, zum Gestühl, zur Kanzel und zur Orgel. Daneben veranschaulichen weitere Pläne den beabsichtigten Umbau der Kirche.

⁷⁰ Girod 2012, S. 277f.

⁷¹ Genehmigung der Restaurierungsmaßnahmen durch das Consistorium zu Hannover vom 10. Juni 1885, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892.

⁷² Kostenvoranschlag vom 30. November 1884, unterzeichnet von Maurermeister Rathkamp, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892.

⁷³ Düker 1996, S. 86.

⁷⁴ Genehmigung der Restaurierungsmaßnahmen durch das Consistorium zu Hannover vom 10. Juni 1885, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892.

⁷⁵ Kostenvoranschlag vom 30. November 1884, Kirchenkreisarchiv Göttingen, Pfa Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Vgl. Düker 1996, S. 87.

zwei Figuren von Petrus und Paulus nebst Konsolen und Baldachinen in Auftrag, die zu beiden Seiten des Portals aufgestellt wurden.⁷⁶ Im selben Jahr brachte man auch die Sonnenuhr am mittleren Strebepfeiler der Südfassade an, wie die Inschrift verrät. Die Platte mit dem Ordenswappen über dem Turmdurchgang, die nach einem Entwurf Hermann Schapers angefertigt wurde, ist ebenfalls zu dieser Zeit entstanden.⁷⁷ Auch am nördlichen Portal nahm man Reparaturen vor. Hier war es zu deutlichen Setzrissen im Bereich der Archivolten gekommen,⁷⁸ sodass der geborstene obere Portalbogen ersetzt wurde. Außerdem wurden die beiden Fialen ausgetauscht.⁷⁹

Ebenfalls in dieser Restaurierungsphase ist die heute aus gelbem Tuffstein gemauerte Giebelwand des Kirchenschiffes oberhalb des Chordaches neu hinzugekommen. Man erkennt hier deutlich die Baunaht, durch welche der Tuffstein vom älteren Bruchsteinmauerwerk abgegrenzt ist. Vom Dachboden aus ist auf der Rückseite der Tuffsteinverblendung des 19. Jahrhunderts heute noch eine ältere Wand aus Fachwerk erkennbar. Auch der Kostenvoranschlag von 1884 erwähnt eine Fachwerkwand in diesem Bereich.⁸⁰



Abb. 140: Göttingen, St. Marien: Emporenunterbauten im Südseitenschiff

⁷⁶ Bielefeld 1969f, S. 16.

⁷⁷ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Vgl. Bielefeld 1969f, S. 16; Düker 1996, S. 87.

⁷⁸ Kostenvoranschlag vom 30. November 1884, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892.

⁷⁹ Düker 1996, S. 87.

⁸⁰ Kostenvoranschlag vom 30. November 1884, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Vgl. Düker 1996, S. 87.

Schließlich gehören zur Restaurierung von 1885 bis 1890 auch noch Ausstattungselemente des Inneren wie die Ausmalung, ein neues Gestühl und eine neue Kanzel. Besonders hervorzuheben sind die ebenfalls von Hase entworfenen Emporen im südlichen Seitenschiff (Abb. 140).⁸¹ In St. Marien sind heute mehr neugotische Ausstattungstücke verblieben als in jeder anderen Göttinger Kirche, wo sie den Purifizierungen des 20. Jahrhunderts weitgehend zum Opfer gefallen sind.

Die Rekonstruktion des Chores 1887-1890

Nach den Restaurierungsmaßnahmen am Schiff konnte ab 1887 endlich auch die angestrebte Rekonstruktion des Chores auf den Fundamenten von 1510 erfolgen.

Überlegungen zum ursprünglichen polygonalen Chorabschluss waren bereits zu Beginn der Restaurierungsmaßnahmen im Jahre 1885 von Hase angestellt worden. Die Sondierungsgrabungen hatten einen doppelten Zweck: Nicht nur stieß man auf die Fundamente des gotischen Chorpolygons und konnte seine genaue Lage klären, sondern man untersuchte darüber hinaus auch die mittelalterliche, offenbar nicht tragfähige Fundamentierung mit Holzpfählen auf einem nachgebenden Tonlager – mit dem Ziel, die Gefahr für den Neubau von vornherein zu minimieren.⁸² Aus dem Jahre 1886 existieren erste Pläne für die Rekonstruktion.⁸³

Anfang 1888 schloss die Kirchengemeinde mit Maurermeister Conrad Rathkamp und Zimmermeister Wilhelm Velguth Verträge zum Zweck der „Gestaltung des Chores an der St. Marienkirche“.⁸⁴ Da im selben Jahr auch eine Bitte an den Kaiser um finanzielle Unterstützung Erfolg hatte, war das Projekt finanziell einigermaßen abgesichert.⁸⁵

Für die neuen Fundamente wurde 1888/89 ein 4,40 m tiefer Schacht bis zu einer unter dem Ton befindlichen Kiesschicht angelegt, die als tragfähig eingestuft wurde.⁸⁶ Optisch passte man das neue aufgehende Mauerwerk des Chorabschlusses an die noch bestehende mittelalterliche Chorsüdwand an. Es handelt sich um

⁸¹ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, IV: Instandhaltung der Kirche 1880-1892 sowie die Planzeichnungen ebenda, PFA Marien, ZS 1.1, 1.2, 1.4 (Emporen), ZS 1.7 (Kanzel) und ZS 1.6 (Gestühl), auf den 25. Januar 1862 datiert und von Hase signiert.

⁸² Skizze eines Strebebepfeilers mit Fundament vom 19. März 1886, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Kostenvoranschlag mit beigefügtem Erläuterungsbericht vom 6. Mai 1886, vorgelegt am 12. Feb. 1887, ebd.

⁸³ Zeichnungen zum Chorumbau von Hase (Grundriss, Querschnitt und Längsschnitt), teilweise auf den 17. November 1885 datiert, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI.

⁸⁴ Vertrag mit Maurermeister Conrad Rathkamp vom 28. Februar 1888, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Vertrag mit Zimmermeister Wilhelm Velguth vom 1. März 1888, ebd.

⁸⁵ Eingabe vom 12. Juni 1885, in: Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Zeitungsartikel vom 16. Oktober 1888, ebd. Vgl. Bielefeld 1969f, S. 16.

⁸⁶ Kostenvoranschlag vom 6. Mai 1886, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Vgl. Düker 1996, S. 92.

ein Blendmauerwerk, dessen Kern aus Tuffstein besteht, und das äußerlich mit 35 cm starken Sandsteinwerkstücken verkleidet wurde.⁸⁷ Nur die Strebebfeiler wurden aus massivem Sandstein gefertigt. Bei der Gestaltung von Gesimsen, Profilen und Giebelabschlüssen orientierte man sich an dem westlichen Strebebfeiler der Chorsüdwand von 1510.⁸⁸

Für die Fenster des neuen Chorpolygons diente das in der Chorsüdwand noch erhaltene Fenster allerdings nicht als Vorbild. Stattdessen entschied man sich für ein einfacheres Maßwerk mit Vierpassbekrönung, vielleicht auch, weil man die beiden einige Jahrzehnte zuvor in die gerade Chorwand eingebauten Maßwerkfenster wiederverwenden wollte. Die anderen drei Fenster fertigte man nach ihrem Vorbild an.⁸⁹

In diesem Zusammenhang könnte man sich fragen, ob Hase die späte Entstehungszeit des mittelalterlichen Chores überhaupt bewusst war und ein spätgotisches Maßwerkrepertoire, wie beim erhaltenen Fenster an der Südwand, nicht zumindest angedacht war, aus praktischen Gründen – etwa um die beiden Fenster des geraden Chorabschlusses wiederzuverwenden, jedoch nicht umgesetzt wurde.

Im Inneren des Chores zeichnet sich die Baunaht zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert sehr deutlich ab. Sie verläuft ein Stück östlich des Gurtbogens am Eingang des Chorpolygons. Im Dachraum sieht man, wie an dieser Stelle das Bruchsteinmauerwerk der mittelalterlichen Gewölbekappen auf das Ziegelmauerwerk des 19. Jahrhunderts trifft. Der noch erhaltene Teil des mittelalterlichen Chordaches wurde jedoch komplett abgebrochen und durch eine neue Dachkonstruktion mit doppeltem Stuhl und einem dazwischen befindlichen Hängewerk ersetzt.⁹⁰

Die Rippen der neuen Gewölbe weisen dasselbe Rippenprofil auf wie im Rest der Kirche. Auch bei der Bauskulptur kommt es zu einer gewissen Anpassung an die mittelalterlichen Bauteile:⁹¹ So sind die aus Gips modellierten neugotischen Konsolen im Bereich des Polygons, in Anlehnung an die im ersten Chorjoch erhaltenen mittelalterlichen Gewölbekonsolen mit Frauenbüsten, ebenfalls anthropomorph gestaltet – allerdings als Männerköpfe, die Blattkapitelle tragen.⁹² Es kann nicht die Rede davon sein, dass man den Stil der älteren Konsolen genau zu imitieren versucht hätte. Stattdessen handelt es sich um gotisch anmutende Neuschöpfungen, die zumindest grundsätzlich dem Raumeindruck gerecht werden sollten.

⁸⁷ Kostenvoranschlag vom 6. Mai 1886, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892. Vgl. Düker 1996, S. 92f.

⁸⁸ Ebd., S. 93.

⁸⁹ Kostenvoranschlag vom 6. Mai 1886, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PfA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892.

⁹⁰ Düker 1996, S. 94.

⁹¹ Ebd., S. 93f.

⁹² Ebd., S. 94.

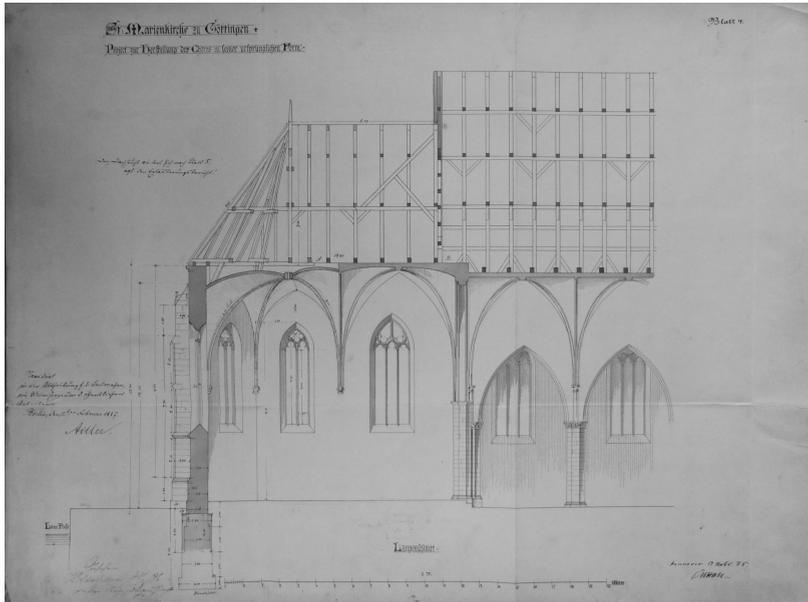


Abb. 141: Göttingen, St. Marien: Plan für die Rekonstruktion des Chorpolygon, 1885/86, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, Pfa Marien, ZS 2.4

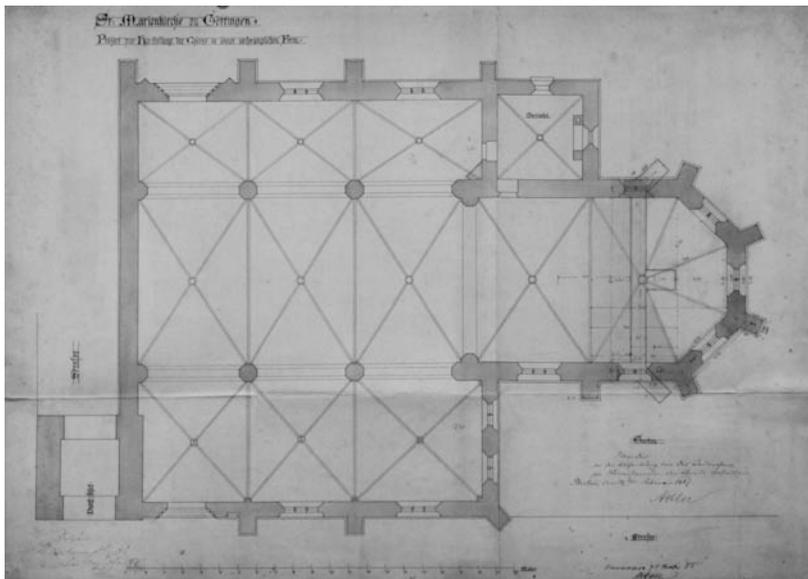


Abb. 142: Göttingen, St. Marien: Plan für die Rekonstruktion des Chorpolygon, 1885/86, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, Pfa Marien, ZS 2.2

Dieser Absicht entsprechend wurde für das Polygon auch ein Gewölbeschlussstein mit der Darstellung des Agnus Dei angefertigt.

Die Bauarbeiten am Chor konnten 1889/90 abgeschlossen werden.⁹³ Es folgten darauf lediglich noch die privat gestiftete Buntverglasung der Chorfenster sowie die Ausmalung nach Vorlagen, die bereits seit 1887 bestanden. Hiermit wurde durch Baurat Hase der aus Hannover stammende Kunstmaler Heinrich Mittag beauftragt.⁹⁴ (HT)

Die Marienkirche im 20. Jahrhundert

Der Vollständigkeit halber soll in aller Kürze noch ein chronologischer Abriss über das 20. Jahrhundert gegeben werden. Bereits 1911 bekam St. Marien eine Zentralheizung, was Eingriffe in die Bausubstanz mit sich brachte.⁹⁵ Nach einem Hochwasser im Februar 1909, bei dem die neugotische Ausmalung stark in Mitleidenenschaft gezogen worden war, wurde die Kirche um die Jahreswende 1911/12 neu ausgemalt.⁹⁶

Aufgrund des schwierigen Baugrundes in unmittelbarer Nähe zum Leinekanal ergaben sich auch in jüngerer Zeit immer wieder statische Probleme. Mit den bisher letzten großen Restaurierungsarbeiten vom Herbst 1968 bis Frühjahr 1969 sollte Abhilfe geschaffen werden, indem die tragenden Holzpfähle, die durch das Absinken des Grundwasserspiegels allmählich verfault waren, durch Betonpfähle ersetzt wurden. Im Zuge dessen spritzte man als eine weitere Sicherungsmaßnahme auch die Strebepfeiler des Langhauses mit Zement aus.⁹⁷

Anschließend wurden nach Entwürfen von Johannes Schreiter – ungeachtet der im Vorfeld vom Künstler selbst geäußerten Einwände – im Chor und im südlichen Seitenschiff Betonglasfenster in die vorhandenen Maßwerkrahmen eingesetzt. Das Ergebnis stellt überhaupt nicht zufrieden: Die Scheiben sind zu dick und schließen dadurch außen mit dem Maßwerk flach ab, und das, obwohl man bereits einen hohen Betonanteil gewählt hatte, um die Scheiben möglichst dünn zu gestalten. Hierdurch erscheint aber der Innenraum wiederum sehr dunkel.⁹⁸

⁹³ Gesamtabrechnung für das Jahr 1890/91 (ohne Angabe des genauen Datums), Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892.

⁹⁴ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VI: Instandhaltung der Kirche 1880-1892.

⁹⁵ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien, A 512, VII: Instandhaltung der Kirche 1905-1913, Heizungsanlage in der Kirche 1912.

⁹⁶ Düker 1996, Anm. 277, S. 9 mit Verweis auf das Gemeindeblatt vom Januar 1912, 3. Jahrgang, Nr. 1, S. 6.

⁹⁷ Düker 1996, S. 96 mit Verweis auf ein Gutachten über die Bauwerkssicherung und Instandsetzung der Marienkirche in Göttingen vom 13. März 1969 (Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Marien).

⁹⁸ Schwarz 1987, S. 77.

Besondere Erwähnung soll auch die 1926 eingeweihte Mahrenholz-Furtwängler-Orgel finden.⁹⁹ Als erste wieder nach klassischen Grundsätzen erbaute Orgel mit vier voneinander unabhängigen Werken gab sie der nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland einsetzenden Orgelbewegung wichtige Impulse. Eine umfassende Restaurierung in den Jahren 2000-2003, bei der spätere Veränderungen im Registerbestand wieder zurückgebaut wurden, versetzte das heutige Instrument weitgehend in seinen ursprünglichen Zustand.¹⁰⁰ (JK)

⁹⁹ Bielefeld 2007, S. 30-35.

¹⁰⁰ Zum Werkaufbau und zur Disposition: Mahrenholz 1931.



Abb. 143: Göttingen, St. Marien: Ansicht von Südosten vor der Rekonstruktion des Chorpolygons, Göttingen, Kirchenkreisarchiv, Pfa Marien, ZS 2.1



Abb. 144: Göttingen, St. Marien: Ansicht von Südosten nach der Rekonstruktion des Chorpolygons 1890



Abb. 145: Göttingen, St. Marien: Ansicht von Südosten



Abb. 146: Friedrich Besemann (?): Göttingen, St. Marien, Lithographie, koloriert, um 1850, Göttingen, Städtisches Museum



Abb. 147: Göttingen, St. Marien: Inneres nach Osten um 1930



Abb. 148: Göttingen, St. Marien: Inneres nach Osten vor der Innenrenovierung, 2000



Abb. 149: Göttingen, St. Marien: Inneres nach Osten



Abb. 150: Göttingen, St. Marien: Inneres nach Westen um 1930



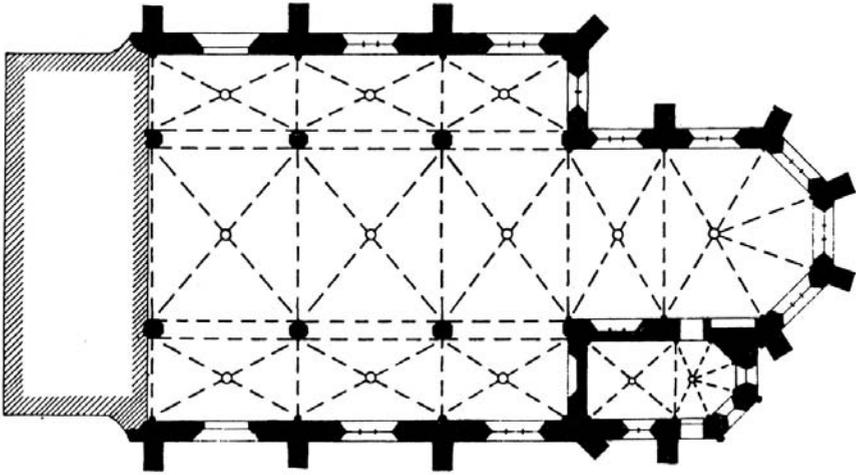
Abb. 151: Göttingen, St. Marien: Inneres nach Westen, nach 1950

Zeittafel St. Nikolai

- 1256** Erste urkundliche Erwähnung der Nikolaikirche
- 1. Hälfte 14. Jh.** Gotischer Neubau (stilistisch durch Bezüge zu St. Johannis und St. Marien erschlossen); der zweitürmige Westbau wird vom romanischen Vorgängerbau übernommen
- 1351** Weihe eines Altars in St. Nikolai
- 1490** Erneuerung eines der beiden Türme
- 1529** Einführung der Reformation
- 1678** Arbeiten an dem spätestens seit dem 17. Jahrhundert in der Nikolaikirche stehenden Hochaltarretabel aus der Barfüßerkirche
- 1717** Renovierungsarbeiten
- 1762** Explosion eines Pulverturms nahe der Albanikirche; Beschädigung des Westbaus
- 1777** Einsturz des Südturms; danach Abbruch des gesamten Westbaus
- 1781** Fertigstellung des neuen, turmlosen Westbaus
- 1783** Schließung des Friedhofs um die Nikolaikirche
- 1802** Aufhebung der Nikolaikirche als Pfarrkirche; der Barfüßeraltar wird aus der Kirche entfernt und der Bau als Heu- und Strohlager genutzt
- 1820-22** Ausbau zur Universitätskirche nach Entwürfen von Justus Heinrich Müller
- ab 1855** Restaurierung im neugotischen Stil
- 1860** Neugotischer Altar nach Entwürfen von Conrad Wilhelm Hase
- 1888** Einbau der Sauer-Orgel
- 1959** Innenrenovierung
- 1984-88** Umfassende Grabungs- und Restaurierungsmaßnahmen

St. Nikolai

Ines Barchewicz und Steven Reiss



Die Nikolaikirche ist eine der ältesten Kirchen Göttingens. Sie bildete den Mittelpunkt der Nikolai-Siedlung, welche um 1180 in die Stadtbefestigung Göttingens einbezogen wurde. Von wem die früheste Siedlung, und somit eventuell auch der Bau der Kirche, initiiert wurden, steht in der Göttinger Stadtgeschichtsforschung noch zur Debatte. Eine der Thesen geht davon aus, dass die Siedlung sogar schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts von flämischen Tuchmachern oder möglicherweise auch von Kaufleuten gegründet wurde, deren Patron der Heilige Nikolaus ist.¹

Erstmals schriftlich erwähnt wird die Nikolaikirche in einer Urkunde aus dem Jahre 1256, in der ein „Widekindus pleb. S. Nicolai“ unter den dort aufgeführten Zeugen genannt wird.² Bei dem Göttinger Stadtchronisten Franciscus Lubecus

¹ Vgl. weitere in der Forschung zur Stadtgründung aufgestellte Thesen: Schütte, Sv. 1987, S. 279-312; Schütte, Sv. 1989, S. 19-34; Kuper/Mindermann 1991, S. 13-45; Blaschke 1997, S. 352-358; Nitz 1996, S. 61-92; Nitz 1998, S. 9-17; Rüttgerodt-Riechmann 1982, S. 46.

² UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], S. 9, Nr. 9; Lubecus 1994, S. 94. Weitere schriftliche Erwähnungen zwischen den Jahren 1265 und 1377 im UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 16, S. 13 (1269); Nr. 17, S. 14 (1270); Nr. 19, S. 16 (1272); Nr. 20, S. 16 (1276); Nr. 45, S. 34 (1298); Nr. 91, S. 73 (1319); Nr. 105, S. 87; Nr. 106, S. 90 (1325); Nr. 201, S. 192 (1356); Nr. 225, S. 211 (1364); Nr. 230, S. 215 (1365) und Nr. 286, S. 300 (1377).

findet sich ein früher Eintrag bezüglich einer Glocke, die um das Jahr 1271 in St. Nikolai aufgehängt worden ist.³

Am 24. August 1529 wechselte die inzwischen überwiegend aus Wollenwebern bestehende Nikolaigemeinde des Viertels zum Luthertum und erhielt im darauffolgenden Jahr mit Magister Johan Sutel den ersten festangestellten protestantischen Pfarrer Göttingens.⁴

1783 wurde der die Kirche umgebende Nikolaifriedhof geschlossen. Im Jahre 1784 stellte der Rat der Stadt den Kirchen St. Nikolai und St. Albani die „Bleicher Schanze“ als neuen Friedhof zur Verfügung.⁵

1802/03 wurden die Kirchspiele neu aufgeteilt. Wegen der Verarmung und der geringen Mitgliederzahl der Gemeinde hob man Pfarre und Kirche St. Nikolai auf.⁶ Danach wurde die Nikolaikirche „zur Zeit des letzten französischen Krieges in ein Heu- und Strohlager verwandelt“.⁷

Seit die Paulinerkirche 1803 zur Bibliothek umgebaut wurde, gab es keine eigene Universitätskirche mehr. Die im Jahre 1819 eingereichte Petition der Studentenschaft für die Wiederaufnahme des Universitätsgottesdienstes führte schließlich dazu, die Nikolaikirche zur Universitätskirche umzuwidmen. Am 29. Dezember 1822 wurde sie in dieser neuen Funktion eingeweiht, in der sie bis heute genutzt wird.⁸

Baugeschichte

Der heutigen Nikolaikirche gehen mehrere Vorgängerbauten voraus, wie bei Grabungen in den 1980er Jahren herausgefunden wurde.⁹ Diese weisen bis in die Zeit vor der Mitte des 12. Jahrhunderts zurück.¹⁰ Die Grabungsergebnisse deuten da-

³ Lubecus 1994, S. 93: „Anno domini 1271 ist zu s. Albanskirchen eine neue klocke gegossen, aufgehengt worden. Disse klocke nach dern datum ist fast die eldist klocke, so man in disser stad findet. Es solln zu der zeit zwei clocken auf einmal sein gegoten von einem meister in einem gothe, und ist die eine zu s. Alban, die andre aber zu s. Niclaikirchen gekommen, und ist die zu s. Niclaskirchen bereit einsmals ummegehengt.“

⁴ Universitätsarchiv Göttingen, K 31, Vol. XX, Die Einrichtung der Univ. Kirche Got. am Dez 29 1822, Die Weihe der Universitätskirche am 29 Dez 1822. Mit vorangeschickten historischen Notizen über die ehemalige und jetzige Universitätskirche daselbst. (Göttingen 1832); zu Sutel vgl. auch Tschackert 1897.

⁵ Rüttgerodt-Riechmann 1982, S. 47.

⁶ Ebd.; Reuther 1987, S. 540.

⁷ Universitätsarchiv Göttingen, K 31, Vol. XX, darin: Die Weihe der Universitätskirche am 29 Dez 1822. Mit vorangeschickten historischen Notizen über die ehemalige und jetzige Universitätskirche daselbst. (Göttingen 1832), S. 17, hiermit ist der Krieg gegen Napoleon von 1806/07 gemeint; Oberdiek 2002, S. 39, spricht davon, dass die Kirche als Militärmagazin genutzt wurde.

⁸ Universitätsarchiv Göttingen, K 31, Vol. XX, Die Einrichtung der Univ. Kirche Got. am Dez 29 1822; Kur. 9696: Bestallung des Kloster- und Universitätsbaumeisters Müller.

⁹ Grote/Schütte 1988, Abb. 39; Oberdiek 2006, S. 99.

¹⁰ Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 510.; Reuther 1987, S. 539. Die Grabungen fanden 1983 und 1986 statt.

rauf hin, dass die Kirche auf einem 2 m über der Umgebung liegenden Hügel erbaut wurde.¹¹ Sven Schütte erschließt insgesamt drei Vorgängerbauten, die der heutigen Kirche vorausgehen:

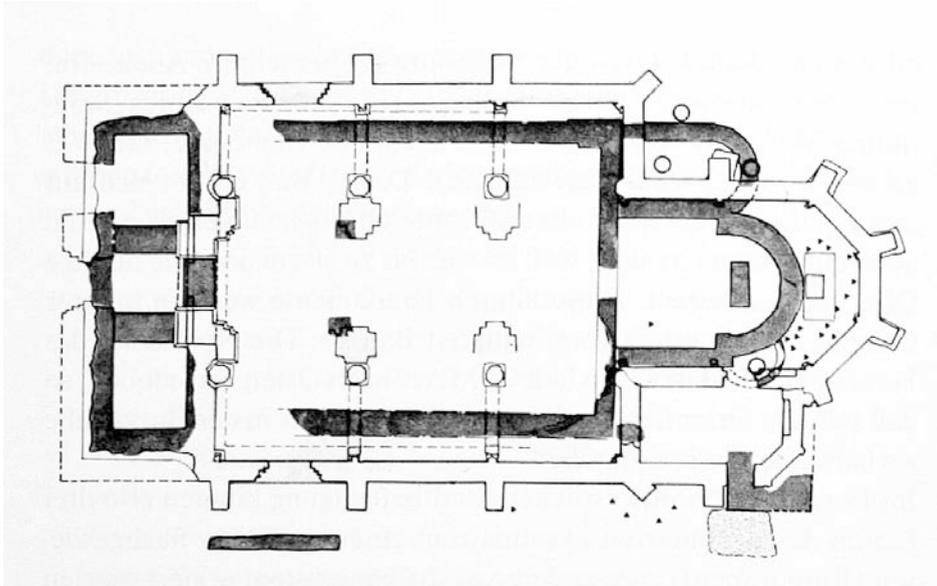


Abb. 152: Göttingen, St. Nikolai: Grabungsbefunde von Sven Schütte

I. dreiapsidiale romanische Kirche mit Krypta und Westbau in *opus spicatum*-Trockenmauerwerk

II. romanische dreiapsidiale Kirche in gleicher Grundrißform wie I, nur in Kalkbruchstein-/Kalkwerksteintechnik

III. spätromanische dreiapsidiale Kirche in nahezu der gleichen Grundrißgestaltung wie der jetzige Bau mit Einwölbung und bereits polygonal gebrochenem Chor.¹²

Der Beginn des heutigen Baus ist nicht überliefert und lässt sich nur stilkritisch erschließen. Wie im Folgenden gezeigt wird, steht die Nikolaikirche in deutlicher Abhängigkeit von St. Johannis und dem Langhausneubau von St. Marien. Daher kann mit einem Baubeginn Anfang des 14. Jahrhunderts gerechnet werden.¹³ Für

¹¹ Vgl. Schütte, Sv. 1984, S. 20; Reuther 1987, S. 539.

¹² Schütte, Sv. 1989, S. 28f.

¹³ In der Sekundärliteratur finden sich verschiedene Angaben: Mithoff, 1873, S. 76: 1351 oder 1358 erbaut; Schadendorf 1953, S. 8: seit 1330; Unckenbold/Bielefeld, 1953a, S. 9: bis 1351 gebaut; Rüttgerodt-Riechmann 1982, S. 46: 1330 bis 1351; Schütte, Sv. 1984, S. 20: zu Beginn des 13. Jahrhunderts; Reuther, 1987, S. 539: Ende des 13. Jahrhunderts bis 1351; Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 510: Ende des 13. Jahrhunderts begonnen, vor 1350 vollendet; Freigang 2000, S. 17: 1320/1330.

einen weitgehenden Abschluss der Bauarbeiten um die Mitte des 14. Jahrhunderts sprechen schriftliche Nachrichten. Franciscus Lubecus überliefert für das Jahr 1351 eine Altarweihe.¹⁴ Spätestens mit einem Ablass im Jahr 1355 dürfte der Bau beendet gewesen sein.¹⁵ Dieser zeichnet sich durch große Einheitlichkeit aus. Keine Baunaht und kein formales Indiz deuten darauf hin, dass es zu Planwechseln gekommen ist. So scheint der zwar relativ kleine, in seinen Details aber überaus fein durchgebildete Bau tatsächlich relativ zügig und einheitlich ausgeführt worden zu sein.

Errichtet wurde eine dreischiffige, dreijochige Hallenkirche mit einschiffigem, zweijochigem Langchor, der polygonal mit einem 5/8-Schluss endet. An der Südseite des Chores befindet sich die Sakristei. Im Westen schloss sich an den gotischen Bau des 14. Jahrhunderts noch lange Zeit eine Doppelturmfassade an, die von dem romanischen Vorgängerbau übernommen wurde.¹⁶ Inwieweit ein gotischer Neubau der Turmanlage geplant war, bleibt offen.

1490 wurde einer der beiden Türme (wohl der Nordturm) erneuert.¹⁷ 1709 ersetzte man die mittelalterlichen Abschlüsse der beiden Türme durch Pyramidendächer, wie historische Ansichten belegen.¹⁸

Als im Jahr 1762 ein Pulverturm in der Nähe der Albanikirche explodierte, entstanden an der Nikolaikirche Risse im Turmunterbau. In den 1770er Jahren wurden beide Türme als immer auffälliger beschrieben, sollten jedoch Gutachten zufolge nicht in akuter Gefahr sein.¹⁹ Der Totengräber wurde trotzdem angewiesen, sein Haus am Südturm zu verlassen. Am 11. Februar 1777 brach nachts ein Stück des Mauerwerks ab, weshalb die Türme abgerissen werden mussten. Während der Abrissarbeiten kam es am 14. Februar 1777 dazu, dass der Südturm einstürzte und die Trümmer das Totengräberhaus zerstörten.²⁰ Danach wurde auch der Nordturm

¹⁴ Lubecus 1994, S. 114: „1351 heft hertoge Ernst, her tho Brunswig, Gottingen-Ouerwolt, vorgonstigt, dat Metelt von Marckshusen und Diderich von Volksmershusen hebben in dei nien kerken tho s.Niclages einen altar aufrichten und denen mit 5 marken Gottingsch wering begabt, dat der preister misse darvon holden; domaln preister Otto Horleman.“ Allerdings ist dieses Datum nicht anderweitig belegt und insofern nur bedingt verlässlich (vgl. ebd., Anm. 4).

¹⁵ Lubecus 1994, S. 115: „Anno 1355 heft Diderich von Gandren, der kerken vorstender, ein clerike, erlangt von dem pabst Innocentio und 14 cardinelen, so thon Auinion vorsamlet [...], dat alle deijennigen, so in dei nien kerken gahn, up alle fest- und vierdag odder wan sei hincingahn tho beden odder boike, kleder dem preister und altar geven odder horen, dar man met den kloeken dar thom goddesdeinst lude, dei sall 40 dage afladt hebben. Uth welchem men wol sith, dat dusse kerke do nie ist gebuwet und vielleicht ist ferdig gwesen.“ Da sich der Ablass auf die Ausstattung bezieht, kann man – wie bereits Lubecus selbst geschlossen hat – davon ausgehen, dass die eigentlichen Bauarbeiten beendet waren – vgl. auch Reuther 1987, S. 539.

¹⁶ Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 510.

¹⁷ Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1736, S. 65.

¹⁸ Vgl. die Edition des Rechnungsbuches bei Waldmann 1928, S. 40, sowie Jahresberichte 1930-33, S. 86 (Zusammenfassung eine Vortrags von Louis Schaar auf der 260. Sitzung des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung am 5. Dezember 1930).

¹⁹ Vgl. Jahresberichte 1930-33, S. 86.

²⁰ Schaar 1938, S. 27-46; Rüttgerodt-Riechmann 1982, S. 47. Dieses Ereignis hat Georg Christoph Lichtenberg in einem Brief an Georg Heinrich Hollenberg vom März 1777 zu folgender Bemerkung veranlasst: „Sie wissen doch, daß am 14. Februar der südliche Turm der Nikolai-Kirche ein-

abgerissen und die Westwand vorerst provisorisch mit Planken geschlossen. Im Jahr 1781 stellte man den vorläufigen neuen Westbau fertig. Im Zusammenhang mit der neuen Nutzung als Universitätskirche erhielt der Universitätsbaumeister Justus Heinrich Müller 1820 den Auftrag, die Kirche aus- und umzubauen. Dabei erfuhr der Westbau eine kubische Umgestaltung (Abb. 153).²¹ Über dem Langhaus wurde ein im Vergleich zum ursprünglichen Satteldach niedrigeres Walmdach sowie ein neues Dach über dem Chor errichtet.²²



Abb. 153: Göttingen, St. Nikolai: Ansicht von Südwesten

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand abermals eine Umgestaltung des Inneren der Kirche statt. Unter anderem war hieran der Architekt Conrad Wilhelm Hase beteiligt, der auch in anderen Göttinger Kirchen wirkte.

gestürzt ist, ohne jemanden zu erschlagen. Das Todengräber-Haus ist dadurch wie eine Eierschale gequetscht worden, so daß der Speicher unmittelbar auf den Keller zu liegen kam. Dieses hätte die Auflösung zu dem Rätsel geben können, das ich auf der deutschen Schule öfters gehört habe: *Wer begräbt den letzten Todengräber?* Allein der St. Nikolai-Todengräber machte sich ein paar Tage zuvor aus dem Grab, das ihm der Turm zugedacht hatte. Etwas was Sie und ich schwerlich tun werden.“ (Lichtenberg 1967, S. 296, Nr. 148). Für den Hinweis auf diese Passage danken wir herzlich Prof. Dr. Friedrich Smend, Göttingen.

²¹ Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 510.

²² Rüttgerodt-Riechmann 1982, S. 47. Einen Eindruck von der ursprünglichen Dachneigung vermitteln die Langhäsuer von St. Johannis und St. Marien.

In den Jahren 1984-88 folgte nach der Grabung an und in der Nikolaikirche die letzte Grundsanierung, bei der Fußboden und Kirchhof auf das Niveau des 14. Jahrhunderts abgesenkt worden sind sowie versucht wurde, das ursprüngliche, mittelalterliche Aussehen der Kirche wiederherzustellen.²³

Der Außenbau

Die Nikolaikirche gliedert sich in das mittelalterliche Langhaus mit Chor und Sakristei sowie den im frühen 19. Jahrhundert als Ersatz für die eingestürzte romanische Doppelturmanlage errichteten Westbau. Die Architektur zeichnet sich durch klare Strukturen sowie Symmetriebildung aus. Langhaus, Chor und Sakristei sind aus Buntsandstein in Quadermauerwerk errichtet – diese aufwändige Behandlung des Außenmauerwerks lässt sich in Göttingen sonst nur an der Johanniskirche finden, an der zur selben Zeit gebaut wurde. Die übrigen Kirchen weisen nur an den Gliederungselementen Quadermauerwerk auf und sind ansonsten aus Bruchstein errichtet worden.²⁴

Vertikal wird die Kirche von Strebepfeilern gegliedert, die am Außenbau jedes Joch sowie die einzelnen Chorsegmente kennzeichnen. Hierbei sind die Strebepfeiler an den östlichen Langhausecken – im Gegensatz zu ihren westlichen Pendanten – diagonal gestellt. Die Tatsache, dass die westlichen Strebepfeiler nicht diagonal ausgerichtet sind, verleitet in der älteren Forschung zu der Annahme, dass die Kirche ursprünglich um ein Joch länger gewesen und das zusätzliche Joch nach dem Einsturz der Türme abgerissen worden sei. Diese Vermutung lässt sich jedoch nicht bestätigen.²⁵ Die Nikolaikirche scheint von vornherein mit einem dreijochigen Langhaus geplant worden zu sein. Hierin – und in der Anlage von Seitenportalen im jeweils westlichen Joch – entspricht sie der Göttinger Marienkirche.

Alle Strebepfeiler laufen deutlich unterhalb des Traufgesimses, etwa in Höhe der Fensterbogenansätze, mit einer Pultfläche gegen die Wände aus, so dass darüber der Baukörper der Kirche in seiner Grundform zur Geltung kommt. Die Stirnflächen der Strebepfeiler enden mit genasteten Giebelchen (Abb. 155). Dieses dekorative Element kam in Göttingen auch an den Pfeilern der Johanniskirche, der Marienkirche und an der Sakristei der Jacobikirche zur Verwendung. Doch nur bei der Nikolai- und der Marienkirche ist an den Längsseiten der Strebepfeiler jeweils eine weitere Nase angebracht, was die enge Verbindung beider Bauten nochmals bestätigt. Weiterhin sind die Kanten der drei östlichen Chorpfeiler auf Schulterhöhe²⁶

²³ Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 510.

²⁴ Freigang 2000, S. 17.

²⁵ Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 9. Diese Annahme ist insofern unlogisch, da die Pfeiler in jedem Fall orthogonal zum Kirchenraum stehen würden, wenn der Westbau nicht wesentlich schmaler als das Langhaus geplant worden wäre.

²⁶ Mithoff 1873, S. 76.

polygonal abgefast (Abb. 153). Möglicherweise wollte man auf diese Weise das Umschreiten der Kirche erleichtern.

Horizontal wird der Bau von einem hohen Sockel sowie einem umlaufenden Kaffgesims gegliedert, das an den Seitenportalen jeweils nach oben verspringt. Nur die Sakristei bleibt von diesem Gesims ausgespart. Weitere horizontale Gliederungselemente bieten die an drei Seiten um die Strebe Pfeiler herumgeführten Wasserschläge knapp unterhalb der Sakristeitraufe, die erwähnten Giebelchen sowie das abschließende, gekahlte Traufgesims. Auch diese Anordnung findet sich an der Außenfassade der Marien- und an der Johanniskirche, was erneut auf eine zeitgleiche Entstehung der Nikolaikirche schließen lässt.²⁷



Abb. 154: Göttingen, St. Nikolai: Strebe Pfeiler am Chorpolygon mit Abfassung



Abb. 155: Göttingen, St. Nikolai: Giebelchen an einem der Strebe Pfeiler des Chorpolygons

Die Maßwerkfenster von Langhaus und Chor liegen in den Achsen zwischen den Strebe Pfeilern. Auffallend ist die Proportionierung: Während seitlich eine breite Wandfläche zwischen Fenstern und Strebe Pfeilern bleibt, reichen die Scheitel der Spitzbogenfenster sehr weit hinauf und enden erst knapp unterhalb des Traufgesimses. Alle Fenstergewände sind gekahlt – das Profil entspricht dem Gewände der Johanniskirche sowie der Langhaussüdwand von St. Marien. Abgesehen vom zweibahnigen Fenster an der Ostwand des Nordseitenschiffs weist das Langhaus von St. Nikolai durchgehend dreibahnige Maßwerkfenster auf. Dabei lassen sich fünf Grundtypen unterscheiden: Das nach Südosten weisende Fenster des Chorpolygons zeigt in seinem Couronnement drei Kreise mit einbeschriebenen, stehen-

²⁷ An St. Johannis und St. Marien sind die Wasserschläge allerdings nicht seitlich um die Strebe Pfeiler herumgeführt. St. Johannis weist darüber hinaus zwei Reihen von Wasserschlägen auf.

den Vierpässen. Bei den übrigen vier Chorfenstern bilden jeweils drei stehende sphärische Vierecke mit einbeschriebenen Vierblättern das Couronnement, gegen die von unten die genasten Lanzetten stoßen. Ganz ähnlich sind die drei Polygonfenster am Chor von St. Jacobi gestaltet. Das zweibahnige Fenster an der Ostwand des Nordseitenschiffs besteht aus einem Kreis mit stehendem Vierpass. Man findet dieselbe schlichte Maßwerkform in Göttingen mehrfach an St. Jacobi²⁸ sowie auch an St. Albani.²⁹ Bei dem östlichsten der drei Fenster an der Langhausnordseite sind drei sphärische Vierecke mit einbeschriebenen Vierblättern in ein liegendes sphärisches Dreieck eingesetzt, wobei sich ihre Ecken in der Mitte berühren. Unten durchstößt die mittlere Lanzette das sphärische Dreieck. Die übrigen fünf Langhausfenster weisen einen Kreis auf, der vier mit den Spitzen nach außen gewendete sphärische Dreiecke umschließt. In die Dreiecke sind Dreiblätter eingefügt. Die drei Maßwerkkanzotten enden in gleicher Höhe mit genasten Spitzbögen. Die jeweils äußeren Lanzetten werden darüber mit einem zu den Seiten gekrümmten Spitzbogen überfangen, der nochmals Nasen aufweist. Diese Form steht in enger Verbindung mit Maßwerken an St. Marien³⁰ und St. Jacobi.³¹

Im westlichen Joch befinden sich an beiden Längsseiten des Langhauses die Portale. Um ihnen Platz zu geben, ist das Kaffgesims rechtwinklig um die Portale herumgekröpft. Dementsprechend liegen auch die Fenstersohlbänke hier höher. Die beiden Portale sind mit je drei Archivolten versehen, welche auf Höhe des Sockels beginnen. Das Nordportal erfährt hierbei eine detailreichere Ausgestaltung als das im Süden (Abb. 156). Die Kehlungen sind mit Blattwerk verziert, und im Scheitelpunkt der mittleren Archivolte befindet sich ein Maskenkopf, der gleichsam auf den eintretenden Gläubigen herabschaut (Abb. 157). Diese reichere Ausgestaltung, die sich auch an St. Marien feststellen lässt, hängt möglicherweise damit zusammen, dass Nordportale oftmals als Friedhofsportale dienen. Auch stilistisch stehen das Nordportal der Marienkirche sowie der obere Bereich des Südportals der Johanniskirche dem Nordportal von St. Nikolai nahe – ein weiterer Hinweis auf die zeitnahe Entstehungsphase der drei Kirchen.

In dem Strebepfeiler links vom Nordportal befindet sich oberhalb der Sockelzone eine spitzbogenförmige Nische, die vielleicht als Opferstock gedient hat (Abb. 156).

²⁸ An den beiden Fenstern der südlichen Chorwand sowie am (von Osten aus gesehen) zweiten und vierten Fenster der Langhausnordwand. Auch an der Sakristei von St. Jacobi kommt dieser Typus im Fenster über dem heutigen Außenportal sowie im mittleren Polygonfenster vor.

²⁹ An der Langhausnordwand im dritten Fenster von Osten, an der Langhausnordwand im ersten und zweiten Fenster von Osten.

³⁰ Vgl. an St. Marien die zwei östlichen Langhausfenster der Südseite und das östlichste Langhausfenster der Nordseite.

³¹ Vgl. an St. Jacobi das zweite Fenster von Osten an der Langhausnordseite.



Abb. 156: Göttingen, St. Nikolai: Nordportal



Abb. 157: Göttingen, St. Nikolai: Detail am Nordportal

Die Sakristei, die im südlichen Winkel zwischen Chor und Langhaus als Nebenraum angelegt ist, folgt in ihrer Gestaltung dem übrigen Bau, zeigt aber durchaus einige architektonische Eigenheiten (Abb. 158). Sie weist zwei Joche auf und schließt im Osten polygonal, wobei nur drei Seiten eines Achtecks sichtbar werden. Die vertikale Strukturierung erfolgt erneut durch Strebepfeiler. Dabei ist der Pfeiler zwischen erstem und zweitem Joch ebenso kräftig wie die Langhausstrebepfeiler, schließt aber pultförmig direkt über dem Wasserschlag ab, der um ein geringes unterhalb der Langhausstrebepfeilerwasserschläge liegt. Am Polygon sitzen kleinere, um die Ecke gebrochene Strebepfeilerchen, die man nur deshalb nicht als Lisenen bezeichnen kann, weil ihre Flächen nicht wandparallel verlaufen. Wasserschläge sorgen für horizontale Akzente. Sie sind an der Chorseite der Sakristei feiner ausgearbeitet und haben eine Kehlung im unteren Teil. Darüber sind die Pfeilerchen verlängert, bis sie deutlich unterhalb des Traufgesimses pyramidal schließen. Eine Differenzierung zeigt auch die Sockelzone, die im Bereich der Längswand mit dem kräftigen Strebepfeiler einzonig, im Bereich der schlanken Polygonstrebepfeiler hingegen zweizonig ist. Die Sakristei bleibt vom umlaufenden Kaffgesims des Langhauses ausgespart.

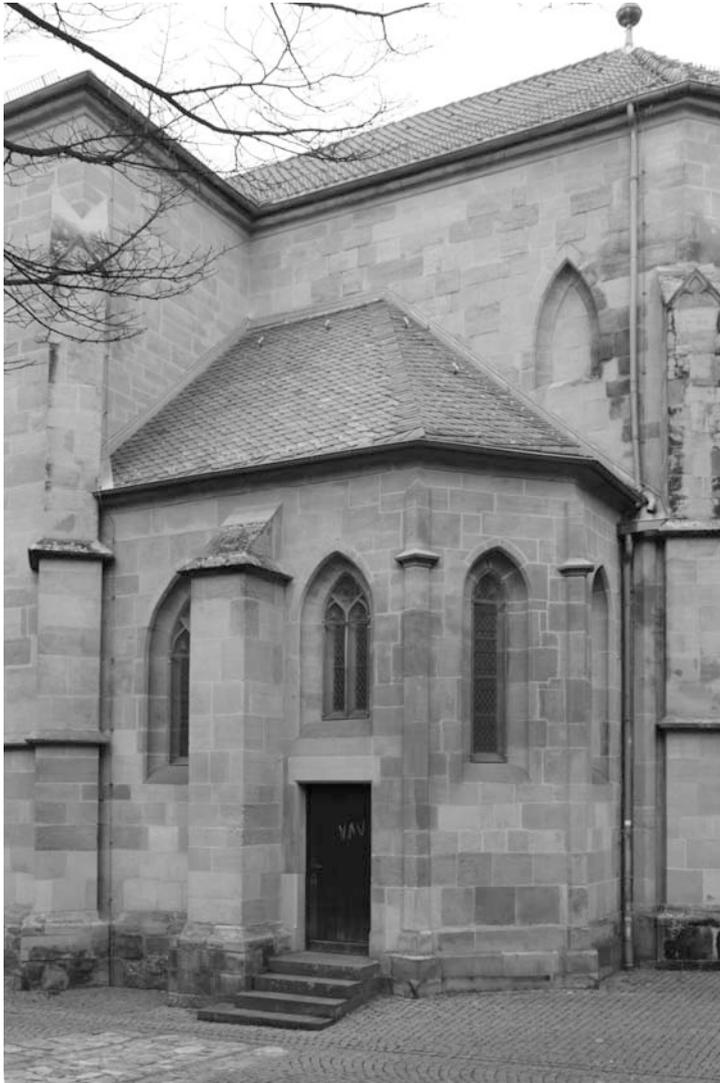


Abb. 158: Göttingen, St. Nikolai: Sakristei

In diesem filigranen Rahmen wirken die Fenster mit ihren gekehlten Laibungen umso kräftiger. Indem sie deutlich von den Strebepfeilern abgerückt sind, betonen sie die Wandstärke der Sakristei. Die beiden Polygonfenster haben aufgrund ihrer geringen Weite keinerlei Maßwerk. Die beiden Fenster der Längswand sind zweibahnig, wobei das Couronnement aus einem stehenden sphärischem Quadrat mit einbeschriebenem Vierblatt besteht. Die Architektur der Sakristei erscheint feingliedrig und monumental zugleich. Am ehesten lässt sie sich innerhalb Göttingens mit den Freiturmgeschossen an St. Johannis und St. Jacobi vergleichen. Generell

wirkt die Gestaltung der Sakristei ein wenig aufwändiger als die des übrigen Kirchenbaus – daraus könnte man den Schluss ziehen, dass die Sakristei am Ende der gotischen Bauphase entstanden ist. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass es sich um eine bewusste Hervorhebung dieses Bauteiles handelt. Für die gleichzeitige Errichtung von Chor und Sakristei spricht insbesondere der Umstand, dass man an der Südseite des Chores von vornherein auf Strebepfeiler verzichtet hat.³² Die Südchorwand weist oberhalb des Sakristeidaches ein spitzbogiges Blendfenster auf. Auf der Friedrich Besemann zugeschriebenen Zeichnung ist darin ein rechteckiger Durchbruch zu erkennen (Abb. 172). Inwieweit dieser auf das Mittelalter zurückgeht, lässt sich wohl nicht mehr klären.

Im Westen der Nikolaikirche erhebt sich – anstelle der ursprünglichen Doppelturmfassade – seit den Renovierungsmaßnahmen vom Anfang des 19. Jahrhunderts ein kubischer Neubau mit neuzeitlichem Holzportal, das auf Höhe des Erdgeschosses von zwei Maßwerkfenstern flankiert wird (Abb. 153). Weiteres Maßwerk findet sich außerdem im oberen Bereich der Fassade in der Achse des Eingangsportals, sowie in zwei Geschossen an den Längsseiten. Es sind einfache zweibahnig genaste Maßwerkfenster, die vermutlich während des Umbaus in den 1820er Jahren unter Justus Heinrich Müller eingesetzt worden sind. Sie stammen sicher nicht aus dem Mittelalter.

Das Langhausinnere

Das dreischiffige Langhaus erstreckt sich über drei Joche und wird von einem Kreuzrippengewölbe überspannt. Die Größe des Mittelschiffes beträgt die doppelte Breite der Seitenschiffe. Im Osten geht das Langhaus nahtlos in den Chorraum über (Abb. 178).

Mittelschiff und Seitenschiffe werden von oktogonalen Pfeilern geschieden, welche die Scheidbogenarkaden tragen. Das östliche und westliche Ende der Arkadenreihe ist jeweils auf Wandpfeilern abgeleitet, die zur Hälfte aus dem Mauerwerk hervortreten. An die östlichen Wandpfeiler schmiegen sich zu beiden Seiten die runden Wanddienste an, die das Chorgewölbe tragen. Sie teilen sich mit den Wandpfeilern eine Basis. So entsteht ein flüssiger Übergang zwischen den beiden Raumteilen. Ein architektonisch hervorgehobener Triumphbogen, der den Chor vom Mittelschiff trennt, fehlt nicht nur hier, sondern auch in der Johannis- und Jakobikirche.

³² Im Gegensatz dazu ist die Sakristei von St. Jacobi, die stilistisch tatsächlich jünger erscheint als der Chorbau, vor die Strebepfeiler des Chores gesetzt.



Abb. 159: Göttingen, St. Nikolai: Inneres nach Südwesten



Abb. 160: Göttingen, St. Nikolai: Inneres nach Nordwesten

Der Übergang zum Westbau gestaltet sich etwas komplizierter, da es hier durch den provisorischen Westriegel keine architektonische Ableitung gibt. Die Seitenschiffe sind nach Westen hin vermauert. Der Weg durch das Westportal ins Kircheninnere führt unter der Empore hindurch. Im ersten Geschoss des Westbaus ist, als Fortführung des Kreuzrippengewölbes, ein Tonnengewölbe eingefügt worden. Bemerkenswert sind die Gurtbögen des ersten Joches, welche auf ein weiteres Joch in Richtung Westen schließen lassen könnten. Auch die Ansätze von nicht weitergeführten Rippen weisen darauf hin und vermitteln den Eindruck eines Abbruchs an dieser Stelle. Die ältere Forschung hat daher die These aufgestellt, dass die Nikolaikirche vier Joche lang gewesen und nach Einsturz der Türme um das letzte Joch gekürzt worden sei.³³ Betrachtet man jedoch den Grundriss von 1753 (Abb. 168, 169) im Kirchenkreisarchiv Göttingen, so wird ersichtlich, dass die Kirche bereits damals nur drei Joche besaß. Eventuell wurden die Gewölbeansätze für ein weiteres Joch mit dem Gedanken an eine Erweiterung des Kirchenschiffs angelegt, zu der es aber nicht gekommen ist.³⁴

³³ Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 9.

³⁴ Vgl. Freigang 2002, S. 17: Christian Freigang veröffentlichte als einziger den Grundrissplan mit der Kirchenbestuhlung von 1753.

Die freistehenden Langhauspfeiler, welche auf oktogonalen Basen (profiliert mit Platte, Schmiege, Platte, Schmiege, Kehle, Schmiege) stehen, enden mit einer zweifach gekehrten Kämpferplatte. Unterhalb der Kämpferplatte war ursprünglich ein Blattfries angebracht, wie er heute in der Johannis- und der Marienkirche noch zu sehen ist. Er ist auf einer Lithographie um 1850 deutlich zu erkennen (Abb. 174) und kann folglich erst danach abgetragen worden sein. Die Abarbeitungen sind im Streiflicht bis heute zu erkennen.

Die über den Pfeilerkämpfern sitzenden Scheidbögen sind beinahe so breit wie die Pfeiler. Damit markieren sie die Grenze zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen deutlich. Sie sind an den Seiten gekehlt und abgefast, so dass sie die Oktagonform der Pfeiler in variiert Form aufgreifen. Demgegenüber finden die Gurtbogen- und Diagonalrippen auf der Kämpferplatte beinahe keinen Platz, so dass sich bei den Gewölbeansätzen die Diagonalrippen zunächst vor die Gurtbogenrippen schieben.

Die Seitenschiffswände werden – wie im Chor – von dünnen runden Wanddiensten gegliedert, auf welchen die Rippen des Gewölbes aufliegen und ohne Kämpfer gleichsam aus ihnen herauswachsen – eine vergleichbare Struktur ist in den Seitenschiffen der Marienkirche zu beobachten, nur dass hier die Rippen spitz einlaufen und es keine Wanddienste gibt. Die Fenstergewände weisen – wie in St. Johannis und anders als in St. Marien – auch innen eine Kehlung auf.

Sämtliche Rippen des Kirchenraums sind einfach gekehlt. Es besteht keine Differenzierung zwischen Gurtbogen- und Diagonalrippen. Jeder Scheitelpunkt ist mit einem skulptierten Schlussstein geschmückt. Auffallend sind die verschiedenen Steigungsgrade der Rippen zwischen Mittel- und Seitenschiff. Die Seitenschiffe wurden im Zuge der Sanierungs- und Sicherungsmaßnahmen ab 1984 im Bereich der Rippen oberhalb der Pfeiler verstärkt.

Das Innere des Chores

Der Chor schließt in der Breite des Mittelschiffs nahtlos an das Langhaus an. Er besteht aus einem Joch und einem 5/8-Polygon. Die schmalen Wanddienste, welche auf länglichen oktogonalen Basen mit aufliegendem Torus stehen, gehen kämpferlos in das Kreuzrippengewölbe über. Die Rippen sind – wie im gesamten Bau – beidseitig einfach gekehlt. Ursprünglich endeten die beiden Wanddienste, die das Joch vom Chorabschluss scheiden, in Fensterbankhöhe auf schwebenden Konsolen mit Blattwerkdekor. Diese Konstellation, von der vorerst offen bleibt, ob sie mittelalterlich war, zeigt eine Innenaufnahme des Chors von 1953 von Karl Heinz Bielefeld (Abb. 177). Demnach gab es im unteren Bereich der Chorlängswände eine durchgehende Fläche, welche die Frage nach der Existenz eines Chorstühls aufwirft. Warum diese Anlage im Zuge der letzten Renovierung verändert wurde, kann bedauerlicherweise nicht nachvollzogen werden.



Abb. 161: Göttingen, St. Nikolai: Blendmaßwerk an der südlichen Langchorwand

Jedes Joch wird zusätzlich von einem einfach gekehlten Schildbogen geschmückt, der ebenso wie die Rippenbögen den Wanddiensten entwächst und am Gewölbeansatz entlangläuft. Somit wird der Chor dem Langhaus gegenüber architektonisch hervorgehoben. Derartige Differenzierungen dienen zur Hierarchisierung des Raumes.

In den Scheitelpunkten des Chorjochs und des Polygons befindet sich jeweils ein skulptierter Schlussstein mit einer Maske, die von einem Kranz aus Blätterwerk umgeben ist.



Abb. 162: Göttingen, St. Nikolai: Nischen und Sakristeitür im Chor

Da an die Südwand des Chores die Sakristei anschließt, konnten hier keine Fenster angelegt werden. Charakteristisch für die systematische Ausgestaltung der Nikolai-kirche ist, dass diese Irregularität im Innenraum durch Blendfenster kompensiert wurde (Abb. 161). Diese sind als dreibahnige Maßwerkfenster mit gekehltem Gewände und einem stehenden Vierpass im Couronnement angelegt. Die schmalen Profile der Vierpässe zeigen, dass es sich von vornherein um Blendfenster handelte. In den Vierpässen sowie in den rautenförmigen Zwischenflächen darunter sind Köpfe angebracht. Außerdem werden die Vierpässe im Couronnement von Kreisen begleitet, die mit Blüten gefüllt sind. Vergleichbare Köpfe findet man in Göttingen häufiger – etwa an den Gewölbeanfängern in den Seitenschiffen von St. Johannis, aber auch am zentralen Polygonfenster von St. Jacobi. Ihre Kombination mit Blendmaßwerk in St. Nikolai ist allerdings eine singuläre Lösung.

Ein zweibahniges Blendfenster befindet sich auch an der Ostwand des Südseitschiffs. Hier sind allerdings keine Blüten oder Köpfe angebracht.

Zu den Besonderheiten der Nikolaikirche gehört die reiche Ausstattung mit Nischen (Abb. 42, 44, 162-164). In den Seitenwänden des Chorabschlusses befinden sich insgesamt drei Nischen, die vermutlich zur Aufbewahrung der Hostien und des Altargeräts dienten. Zudem gibt es links vom Durchgangsportal zur Sakristei eine Sediliennische, in der die Priester und Konzelebranten Platz nehmen

konnten (Abb. 44). Die Nische ist von einem rechteckigen Rahmen umgeben. Oben bilden drei genaste Spitzbögen mit breiten hängenden Schlusssteinen in Blütenform den dekorativen Abschluss (Abb. 164). Der dahinter befindliche Nischenraum wird als bemerkenswertes Stück Kleinarchitektur behandelt, die sogar ein eigenes dreijochiges Kreuzrippengewölbe mit Blütenschlusssteinen aufweist.

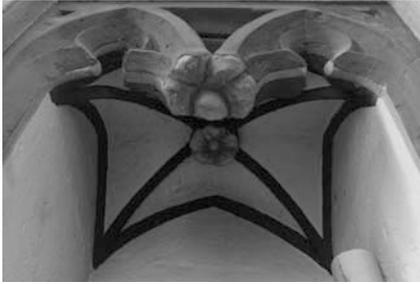


Abb. 163: Göttingen, St. Nikolai: Klein- gewölbe in einer Sakristeinische



Abb. 164: Göttingen, St. Nikolai: Kleingewöl- be über der Sediliennische im Chor

Dasselbe Dekorationsschema prägt links daneben eine Nische an der nach Südosten gerichteten Polygonwand. Diese diente möglicherweise als Piscina. Hier gibt es zwei genaste Spitzbögen und zwei dahinterliegende Miniatur-Kreuzrippengewölbe.

Die zwei übrigen Wandnischen – auf der zentralen Achse und in der nach Nordosten zeigenden Polygonwand – sind vergleichsweise schmucklos und weisen nur die neuzeitliche Bemalung auf. Vermutlich konnte man sie verschließen. Letztere Nische ist zusätzlich mit einem Eisengitter verschlossen. Ihre Lage ist nicht mehr original: Wie eine historische Fotografie belegt, befand sie sich zuvor in der Jochwand und hatte die Form eines Spitzbogens (vgl. Abb. 175).

Das Innere der Sakristei

Die Sakristei der Nikolaikirche (Abb. 165) ist einer der qualitativsten mittelalterlichen Räume in Göttingen. Sie liegt im Winkel zwischen Chor und südlichem Seitenschiff, mit denen sie sich auch die Innenwände teilt. Zu betreten ist sie einmal von außen durch eine Tür sowie direkt vom Chor aus durch ein gotisches Portal mit neugotischer Türfüllung. Eine weitere Tür, von der aus man von der Sakristei auf die Kanzel gelangt, befindet sich auf der Westseite. Diese entspricht nicht dem mittelalterlichen Zustand, sondern wurde wohl erst im Zuge der Umstellung der Kanzel in den 1850er Jahren dort eingebrochen.³⁵ Mittelalterlich scheint hingegen ein zweibahniges, genastes Spitzbogenfenster in einem rechteckigen Durchbruch

³⁵ Universitätsarchiv Göttingen, Kur. 8851: Verlegung der Kanzel in der Universitätskirche.

direkt neben der Kanzeltür zu sein. Hier gab es die Möglichkeit, vom Südseitschiff in den Sakristeiraum zu blicken.

Die Gesamtgröße der Sakristei orientiert sich an den Jochen der Seitenschiffe und reicht bis zum Anfang des polygonalen Chorabschlusses. Sie besteht aus einem Joch und einem eigenen kleinen 5/8-Chorabschluss. Eine Unregelmäßigkeit lässt sich in der nordöstlichen Ecke des Raumes beobachten – die Ostwand stößt nämlich im unteren Bereich rechtwinklig gegen die Chorwand. Das 5/8-Polygon wird erst im oberen Bereich durch eine spitzbogige Trompe voll ausgebildet. Möglicherweise wollte man mit dieser Gestaltung mehr Raum schaffen. Darauf weist eine noch zu behandelnde Spitzbogennische hin, die den gesamten unteren Wandabschnitt einnimmt und wohl den Sakristeialtar hinterfangt.

Die innere Ausgestaltung der Sakristei entspricht dem Chorraum, ist aber in ihren Formen feiner durchgebildet. Der Raum wird ebenfalls von einem Kreuzrippengewölbe überspannt, dessen Rippen hier direkt aus achtseitigen Kragsteinen von schwebenden Faltkonsolen hervortreten (Abb. 166). Faltkonsolen sind in dieser Zeit durchaus verbreitet – sie tauchen etwa im Magdeburger Dom im Obergaden, in der großen Sakristei und im Remter³⁶ auf, sind aber auch in der Göttinger Paulinerkirche zu finden (Abb. 230, 231). Allerdings zeigen die Konsolen von St. Nikolai gerade im Polygon der Sakristei eine bemerkenswerte Variation dieses Typus, indem jeweils eine eigene kleine Konsole vor eine breitere Konsole gelegt ist. Der Neubau des Magdeburger Langhauses wurde 1363 geweiht.³⁷ Eine Datierung der Sakristeikonsolen von St. Nikolai in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts spricht für eine bauzeitliche Errichtung zusammen mit dem Langhaus von St. Nikolai. Insofern wären die entwickelteren Formen weniger ein Beleg für einen stilistisch jüngeren Bauteil als vielmehr für einen besonders aufwändig ausgestalteten Raum.

Auch die Gewölberippen sind im Vergleich zum Langhaus feiner ausgebildet und zweifach gekehlt. Der Ansatz der Gewölbesegele an den Wänden wird hier – wie im Chor – mit eigenen, einfach gekehrten Schildbögen nochmals betont. In den Bogenfeldern darunter befinden sich noch Reste von Malereien; was jedoch dort abgebildet war, ist unkenntlich und kann auch aus Quellen nicht mehr erschlossen werden.

In den zwei Scheitelpunkten der Rippen befindet sich jeweils ein skulptierter Schlussstein: im Polygon ist eine Maske, umgeben von Blätterwerk, zu sehen (Abb. 167), während im westlichen Joch Blumen und Weinreben dargestellt werden – inhaltlich den Schlusssteinen im Chor sehr ähnlich, jedoch viel feiner ausgearbeitet.

³⁶ Vgl. Brandl/Forster 2011, S. 310 (Langhaus), 474 (Kreuzgang), 493 (Remter) und 538 (Große Sakristei).

³⁷ Rogacki-Thiemann 2007, S. 112; Brandl/Forster 2011, S. 311.



Abb. 165: Göttingen, St. Nikolai: Sakristei

Die Maßwerkfenster sind auf einfache Formen reduziert. Obwohl sie relativ schmal sind, gelangt durch ihre trichterförmige Einlassung in die Wand viel Tageslicht hinein – die äußere und innere Kehlung der Fensterlaibungen setzt sich im gesamten Kirchenbau fort. Auffallend ist, wie deutlich die Fensterbögen von den

Schildbögen des Gewölbes abgesetzt sind. Zusammen mit deren kräftiger Kehlung und der Ableitung des Gewölbes auf Konsolen betont dies die Wandstärke. Die Verbindung von Monumentalität und feiner Detailbildung, die bereits am Außenbau der Sakristei festgestellt wurde, findet hier ihre Fortsetzung.



Abb. 166: Göttingen, St. Nikolai:
Konsole in der Sakristei



Abb. 167: Göttingen, St. Nikolai: Schlussstein im
Polygon der Sakristei

Zur wandfesten Ausstattung der Sakristei gehören insgesamt vier Nischen, die sich in Größe, Form und Gestaltung unterscheiden. Drei von ihnen, die kleineren, sind stehend zu bedienen – in ihnen wurden vermutlich liturgische Geräte (*vasae sacrae*), Paramente oder Bücher aufbewahrt.³⁸ Eine dieser Nischen an der südöstlichen Sakristeipolygonwand gleicht in ihrer aufwändigen Gestaltung mit zwei Spitzbögen, hängendem Schlussstein und Miniaturgewölbe der Piscina oder Krendenznische im Chorpolygon des Kirchenschiffs (Abb. 163). Eine weitere Nische an der Längswand der Sakristei ist im Prinzip ähnlich gestaltet. Allerdings tritt hier die Arkatur weiter hinter den rechteckigen Rahmen zurück, was auf eine ursprüngliche Verschlussmöglichkeit hindeutet. Rechts daneben befindet sich eine einfache, durch eine Tür verschlossene, möglicherweise moderne Nische.

Eine ganz andere Funktion hatte die bis auf den Boden hinabreichende spitzbogige Öffnung in der Ostwand, die aufgrund ihrer Spannweite mit Sicherheit als Aufstellungsort für einen Altar diente.

³⁸ Schaich 2008, S. 189. Zur Funktion einer Sakristei; zur Ausstattung der Kirche mit liturgischem Gerät in der Frühen Neuzeit vgl. Waldmann 1928, S. 45f.

In ihrem Buch über mittelalterliche Sakristeien äußert sich Anne Schaich über derartige Nischen: „Sehr kleine, flach- oder spitzbogig abgeschlossene Nischen finden sich in Sakristeien seltener als in Altarräumen. In ihnen konnten Messkännchen oder andere vasa sacra abgestellt werden, deswegen brauchte man diese Nischen in unmittelbarer Nähe zum Altar. Ihr Vorhandensein in der Sakristei deutet daher auf einen Altar hin [...]“³⁹ Dies wird durch die Altarnische in St. Nikolai bestätigt. Generell ist in den mittelalterlichen Sakristeien in Göttingen mit Altären zu rechnen.⁴⁰

Das Vorhandensein eines Chorpolygons mit Altar- und weiteren Nischen, Resten von Malerei sowie reicher Baugliederung und -ornamentik spricht für eine sakrale Aufwertung des Sakristeiraumes. Dies bestätigt Forschungsergebnisse, denen zufolge derartige Räume in jedem Fall eine liturgische Nutzung erfahren haben.⁴¹ Zum Patrozinium des Altars ist leider nichts überliefert, jedoch wird die Einrichtung von Vikarien schriftlich bezeugt.⁴²

Für eine bauzeitliche Errichtung der Sakristei sprechen die starke Homogenität des Baustils sowie die Grabungspläne von Sven Schütte. An gleicher Stelle befand sich offensichtlich bereits im romanischen Vorgängerbau ein Annexbau – ob dieser ebenfalls als Sakristei genutzt worden ist, kann nicht belegt werden.

Die Schlusssteine der Kirche

Insgesamt befinden sich in Langhaus, Chor und Sakristei dreizehn skulptierte Schlusssteine (Abb. 271 a-l, 272 a-b). Ihre stilistische Nähe zu den Schlusssteinen der Johanniskirche (Abb. 268 a-m) untermauert die Datierung des Kirchenbaus einschließlich dessen Einwölbung in die Jahre zwischen 1330-1350. Man kann sogar eine gemeinsame Werkhand vermuten.⁴³

Die Schlusssteine der Sakristei (Abb. 272 a-b) weisen im Gegensatz zu denen im Langhaus eine filigranere Ausarbeitung auf – ein eventueller Hinweis auf eine spätere Entstehung, eine andere Werkstatt oder eine gesteigerte Sorgfalt bei der Ausführung. Die heutige Farbigkeit verdanken die Steine den Renovierungsarbeiten in den 1980er Jahren.

³⁹ Schaich 2008, S. 201.

⁴⁰ Der Altar der Sakristei von St. Jacobi ist modern, steht aber sicher an historischer Stelle. Für St. Johannis ist urkundlich ein Altar „in ermario ecclesiae“ überliefert (UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 284, S. 296f.), was sich vermutlich auf die Sakristei bezieht. Eine Sakristei mit Altar hat sich auch in der Wallfahrtskirche Nikolausberg erhalten – vgl. Scholl 2012a, S. 18.

⁴¹ Schaich 2008, 184f., S. 206.

⁴² Universitätsarchiv Göttingen, K31, Vol. XX, Die Einrichtung der Univ. Kirche Got. Am Dez 29 1822, darin: „Die Weihe der Universitätskirche am 29 Dez 1822. Mit vorangeschickten historischen Notizen über die ehemalige und jetzige Universitätskirche daselbst. (Göttingen 1832)“, S. 15.

⁴³ Unckenbold/Bielefeld 1953b, unpag.

Die Nikolaikirche als Pfarrkirche in nachmittelalterlicher Zeit

Bis 1803 diente St. Nikolai der Göttinger Nikolaigemeinde als Gotteshaus. Von der mittelalterlichen Binnenstruktur ist bis auf die Nischen, welche auf den Hochaltar und einen Altar in der Sakristei hinweisen, kaum etwas bekannt. Anhand von Quellen lässt sich erschließen, dass es einen Heilig-Kreuz-Altar⁴⁴, einen Eustachiusaltar und einen Altar unter den Türmen gab.⁴⁵

Wie die meisten Göttinger Sakralbauten erfuhr St. Nikolai nach der Reformation mehrere Umgestaltungen, die sich nur noch teilweise rekonstruieren lassen. Bedeutsam ist, dass die Kirche zu unbekannter Zeit – spätestens im 17. Jahrhundert – das mittelalterliche Altarretabel der Göttinger Barfüßerkirche aufnahm.⁴⁶ 1678 wurden die inneren Bildtafeln mit neuen, auf Leinwand gemalten Passionsdarstellungen überdeckt, die von Justus Münch angefertigt wurden.⁴⁷ Hier wird das Traditionsverständnis des Luthertums greifbar, das so kostbare Werke wie den größten Göttinger Altar des Mittelalters zwar modifizierte, aber nicht zerstörte, sondern im Gegenteil von der profanierten Barfüßerkirche in die weiterhin genutzte Nikolaikirche übertrug. Was sich vorher auf der Mensa des Hochaltars von St. Nikolai befunden hat, bleibt ungewiss. 1734 wird das Barfüßerretabel als Hauptattraktion des Kirchenraums beschrieben. Dies belegt, dass das Werk inzwischen zum Gegenstand antiquarischen Interesses werden konnte, obwohl sich an dessen Außenseite „Gemälde von Papistischen Geschichten daran“ zeigten.⁴⁸

Überliefert ist auch, dass die Nikolaikirche 1717 „von neuem repariret und fein angemahlet“ worden sei.⁴⁹ Im zweiten Teil der *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen* von 1736 heißt es: „Inwendig ist diß GOTTES-HAUß nebst bequemen Kirchen-Stülen, Empor-Kirchen und Sacristei mit einem Altar, Cantzel, Tauff-Steine, und Orgel gezieret. Bey der Altar-Taffel ist aber zu mercken, daß dieselbe aus der Franciscaner-oder Barfüßer-Kirche in diese versetzt: Welches auch die Aufschrift derselben ausweist.“⁵⁰

⁴⁴ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 279, S. 289; *Zeit- und Geschicht-Beschreibung* 1736, S. 61.

⁴⁵ Vgl. *Zeit- und Geschicht-Beschreibung* 1736, S. 63.

⁴⁶ Vgl. u. a. Warncke 2012, S. 109.

⁴⁷ Vgl. Warncke 2012, S. 109. *Zeit- und Geschicht-Beschreibung* 1734, 2. Buch, S. 84, beschreiben diese folgendermaßen: „Wenn diese Flügel [der zweiten Ansicht] wieder aufgethan werden; so zeigt sich der mittelste Plan der Taffel, welche ehemals wohl mag verguldet gewesen seyn; jetzt aber auf das sauberste vermahlet ist. Und zwar zeigt sich hier 1.) auf dem linken Flügel, die Gefangennehmung JESU in dem Garten, durch den verräterischen Kuß Judae Ischariots. Unten auf diesem Felde stehen auf einer Seiten eines Steins, diese Worte: Hunde haben mich umgeben, und der bösen Rotte hat sich um mich gemacht. 2.) In der mitten, als der Haupt-Tafel, ist auf dem Gemälde vorgestellt die Creutzigung Christi zwischen den Schächern. 3.) An dem rechten Flügel ist endlich zu sehen wie Jesus, da er vom Creutz abgenommen, ins Grab geleyet wird. Dabey stehen auf einem Stein diese Worte; Mein Fleisch wird sicher liegen, denn du wirst meine Seele nicht in der Höllen lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe. Ps. 16.“

⁴⁸ *Zeit- und Geschicht-Beschreibung* 1734, 2. Buch, S. 84.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ *Zeit- und Geschicht-Beschreibung* 1736, S. 65.

Nach der Auflösung der Nikolaigemeinde wurde der Barfüßeraltar aus der Kirche entfernt und zunächst in der Paulinerkirche gelagert. Von dort kam er zunächst 1845 „an einen Platz neben den Räumen des zoologischen Museums“, 1863 ins Welfenmuseum, bis er 1955 ins Niedersächsische Landesmuseum Hannover gelangte, in dem er sich auch heute noch befindet.⁵¹

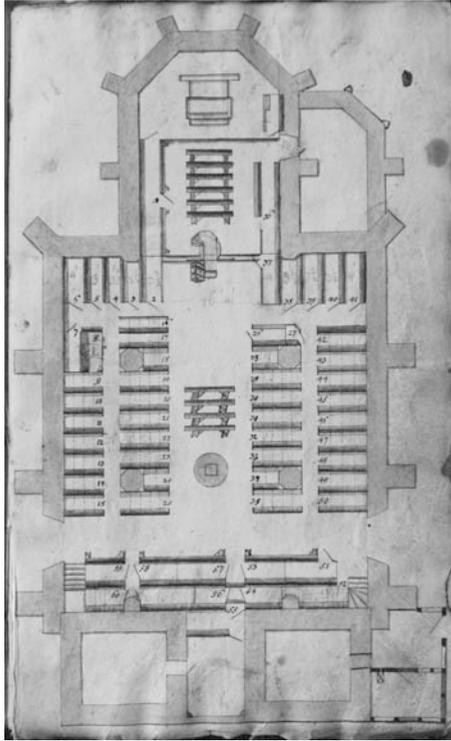


Abb. 168: Göttingen, St. Nikolai: Bestuhlungsplan von 1753, Bodenniveau, Kirchenkreisarchiv Göttingen

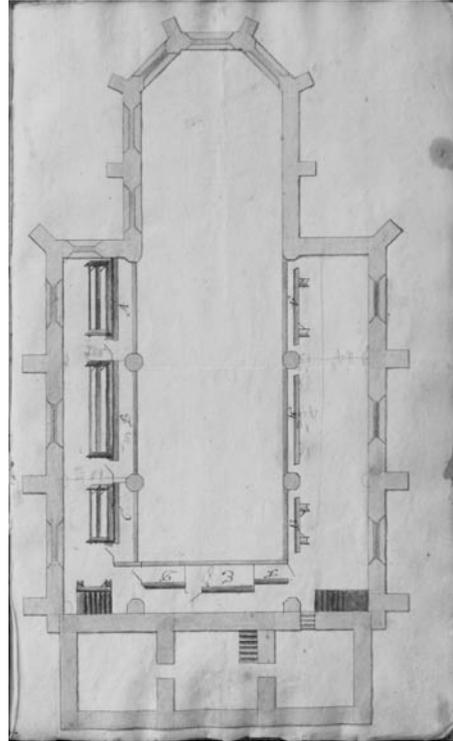


Abb. 169: Göttingen, St. Nikolai: Bestuhlungsplan von 1753, Emporenniveau, Kirchenkreisarchiv Göttingen

Aus der Zeit von St. Nikolai als nachmittelalterlicher Pfarrkirche stammt das Epitaph von Christoph Ludwig Wiß (1778). Der Inschrift⁵² zufolge verzichtete Wiß bei seiner Grabstätte auf den ihm zustehenden Platz im Chor. Somit dürfte die

⁵¹ Vgl. Warncke 2012, S. 109.

⁵² Inschrift: „Herr / Christoph Ludwig Wiß / geboren zu Schmalkalden / den 23ten Jun 1739 / als Prediger bey dieser Kirche zu St / Nikolai / eingeführt / den 24 Octobr. 1773 / in die seelige Ewigkeit abgefördert / den 28: Febr. 1778 / Unter seinen letzten Wünschen war / am Eingang dieses Gotteshauses / eine Ruhestätte für seinen Leichnahm / und ein Denkmahl / Herzen die er durch treues und eifriges / Lehren gerührt hatte / noch durch Erinnerung daran / zu ihrem Heile zu führen“.

jetzige Anbringung des Epitaphs an der Westwand des südlichen Schiffs ursprünglich sein.⁵³ Dieses Kirchenbegräbnis wird von Jürgen Döring als eines der letzten in Göttingen stattfindenden bezeichnet.⁵⁴

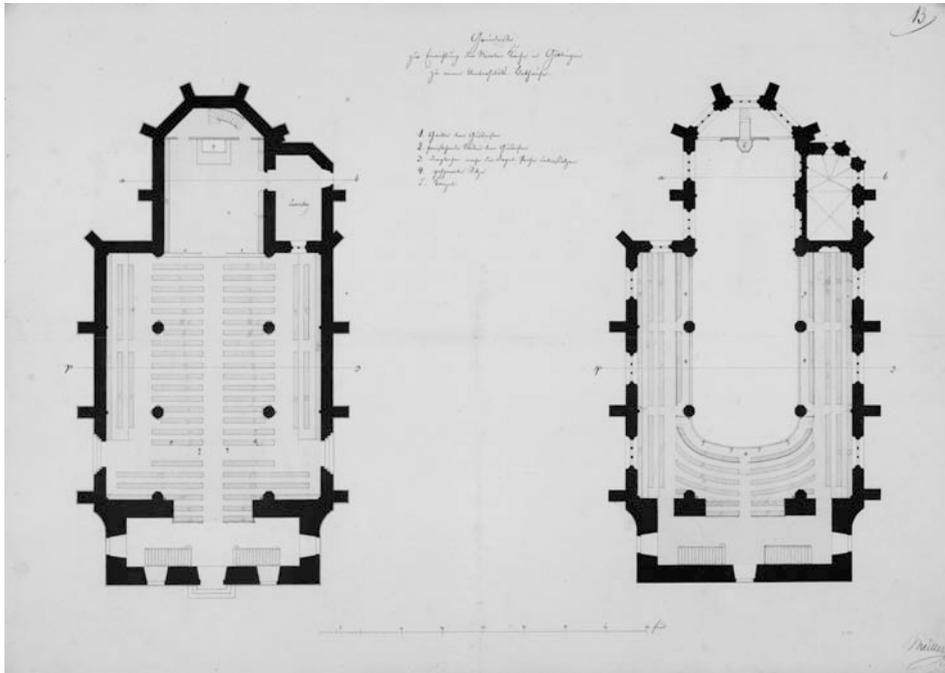


Abb. 170: Justus Heinrich Müller: Plan zum Umbau der Göttinger Nikolaikirche zur Universitätskirche, um 1820, Göttingen, Universitätsarchiv

Die Nikolaikirche als Universitätskirche

Im Zuge der Umnutzung als Universitätskirche erhielt St. Nikolai zwischen 1820 und 1822 eine neue Ausstattung. Es handelt sich um die erste Inneneinrichtung, die bildlich dokumentiert ist (Abb. 174). Das Hauptausstattungsstück dieser Renovierung war ein Kanzelaltar mit Umgang. In den Seitenschiffen wurden Emporen angebracht, deren Brüstungen neugotische Verzierungen aufwiesen.⁵⁵

Indem der Status der Universitätskirche von der Pauliner- an die Nikolaikirche überging, gelangten auch einige Epitaphien aus der ehemaligen Bettelordenskirche hierher.⁵⁶ Das Epitaph von Johann Lorenz von Mosheim (1755), einem Theologen

⁵³ Döring 1983, S. 100f.

⁵⁴ Döring 1984a, S. 182f.

⁵⁵ Man darf davon ausgehen, dass sich hier auch vorher schon Emporen befanden.

⁵⁶ Döring 1984a, S. 174.

und Kirchenhistoriker, der 1747 Professor an der Georg-August-Universität wurde und maßgeblich an deren Aufbau beteiligt war, befindet sich an der Ostwand des nördlichen Schiffs. Das Epitaph des Johannes von Lingen (1765) steht an der Nordwand im nördlichen Schiff, das Epitaph von Gerhard Loening (1774), einem Studenten, dessen Gedenkstein nach seinem Tod durch seine Mutter gestiftet wurde, an der Südwand des südlichen Schiffs. Das Epitaph von Johann Matthias Gesner, dem ersten Professor der Georg-August-Universität und Leiter der Universitätsbibliothek, befindet sich an der Westwand des nördlichen Schiffs.

Eine Restaurierung unter dem Vorzeichen des Historismus fand ab 1855 statt. Da Kanzelaltäre mittlerweile an Akzeptanz verloren hatten, wurde eine neue Kanzel im neugotischen Stil an der Südseite des Chorbogens angelegt, die von Bau-Conducteur Kettler entworfen wurde (Abb. 171). Die Unterlagen, welche nicht nur einen Briefwechsel sowie Lohnunterlagen, sondern auch eine Skizze von Kettler selbst umfassen, haben sich im Universitätsarchiv erhalten.⁵⁷ Die Kanzel besteht bis heute. Der Zugang erfolgt über die Sakristei.

1860 ist Baurat Conrad Wilhelm Hase, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele Kirchen Göttingens in neugotischem Stil ausgestaltete, mit dem Entwurf für einen neuen Altar mit Stufen und Altarschranken beauftragt worden.⁵⁸ Zu diesem Altar gibt es einen bisher unveröffentlichten Entwurf im Universitätsarchiv Göttingen (Abb. 176).⁵⁹ 1888 ist die heutige Orgel von der Firma Sauer (Frankfurt/Oder) erbaut worden.⁶⁰

Im 20. Jahrhundert gerieten die historistischen Neuausstattungen des 19. Jahrhunderts in die Kritik. So wurde noch in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs

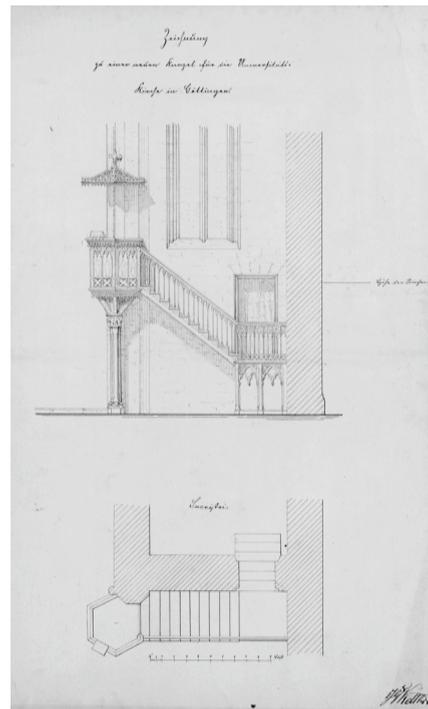


Abb. 171: Entwurf von Bau-Conducteur Kettler zur Kanzel der Göttinger Nikolaikirche, Göttingen, Universitätsarchiv

⁵⁷ Universitätsarchiv Göttingen, u. a.: K32, Vol. XVIII, Verlegung der Kanzel etc. betreffend Zeichnungen; Kur. 8851, Verlegung der Kanzel in der Universitätskirche, Blatt 15f.: Ausmalung und Bezahlung, Blatt 22: Erstmalige Benutzung der neuen Kanzel am 8. Juli 1855.

⁵⁸ Universitätsarchiv Göttingen, Kur. 8851, Blatt 68f., enthält die genauen Ausgaben zum neuen Altar.

⁵⁹ Universitätsarchiv Göttingen, K32, Vol. XVIII.

⁶⁰ Vgl. Bielefeld 2007, S. 39-41.

ges der von Hase entworfene Altar durch einen mittelalterlichen Flügelaltar ersetzt, der aus Berlin nach Göttingen gebracht wurde. Dieser stand bis 1953 in der Kirche (Abb. 177). 1959 erhielt der Raum einen neuen Innenanstrich und 1964 folgte eine Fassadenrenovierung.⁶¹

Das heutige Erscheinungsbild des Innenraums wird von einer umfassenden Sanierung geprägt, die von 1984 bis 1987 stattfand.⁶² 1981 musste die Kirche wegen Einsturzgefahr geschlossen werden und wurde daraufhin erstmals archäologisch untersucht, wobei sich herausstellte, dass der Fußboden mit Bauschutt der Turmabtragungen von 1777 aufgefüllt und dadurch um ca. 65 cm erhöht worden war. Außerdem zeigte sich, dass es auch vor dem Turmeinsturz von 1777 im Westen kein weiteres Joch gegeben hat.⁶³

Heutzutage befinden sich im Chor eine steinerne Altarmensa und eine dahinter aufgestellte Kreuzigungsgruppe, die 1987 als Dauerleihgabe des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover in die Kirche gelangte.⁶⁴ Diese ist spätgotisch (wohl Ende 15. Jahrhundert) und stammt ursprünglich aus der Bardowicker Stiftskirche. Sie ist aus Pappelholz angefertigt und besitzt eine jüngere Farbfassung. Ursprünglich war die Gruppe wohl nicht zusammengehörig – der Kruzifixus wird als norddeutsch, die Assistenzfiguren (Maria und Johannes) als mitteldeutsch (Erfurt?) eingeordnet.⁶⁵ Die Altarleuchter stammen aus dem 13. Jahrhundert und sind seit der Nutzung als Universitätskirche belegt, sollen aber auch schon zuvor zum Inventar der Nikolaikirche gehört haben.⁶⁶ Die Lichterkrone im Hauptschiff ist die Kopie eines nürnbergischen Leuchters aus dem 17. Jahrhundert, dem auch die Wandleuchter im Chor nachempfunden sind.⁶⁷

⁶¹ Oberdiek, S. 121.

⁶² Göttinger Tageblatt, 14.09.1985: „Direkt unter dem Dach werden zwei mächtige Längsanker eingezogen, die Apsis, Mittelschiff und Turmfront miteinander verklammert, drei Queranker halten die Pfeiler unter ihnen aufrecht, zwei kleinere Anker versteifen den Chor. Der Glockenstuhl steht nun auf einer Stahlbeton- statt der ursprünglichen Holzdecke. Der Boden erhält das Niveau der Gotik, wird etwa 60 Zentimeter vertieft. Die Pfeiler werden durch ein Mörtelgemisch und Natursteine verstärkt.“

⁶³ Freigang 2000, S. 17.

⁶⁴ Arndt 1987a; Oberdiek 2008, S. 159.

⁶⁵ Arndt 1987b; Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 510.

⁶⁶ Universitätsarchiv Göttingen, K31, Vol. XX (20) Die Einrichtung der Univ. Kirche Got. Am Dez 29 1822, darin: „Die Weihe der Universitätskirche am 29 Dez 1822. Mit vorangeschickten historischen Notizen über die ehemalige und jetzige Universitätskirche daselbst. (Göttingen 1832)“, S. 14f.

⁶⁷ Arndt 1987a.



Abb. 172: Friedrich Besemann (?): Ansicht der Göttinger Nikolaikirche von Südosten, Federzeichnung, laviert, um 1830, Göttingen, Städtisches Museum



Abb. 173: Göttingen, St. Nikolai, Ansicht von Südosten, 2013



Abb. 174: Göttingen, St. Nikolai: Inneres nach Osten, Lithographie, um 1850, Göttingen, Städtisches Museum



Abb. 175: Göttingen, St. Nikolai: Inneres nach Osten um 1930



Abb. 176: Conrad Wilhelm Hase: Entwurf zu einem neuen Altar für die Göttinger Nikolaikirche, 1860, Göttingen, Universitätsarchiv



Abb. 177: Göttingen, St. Nikolai, Inneres nach Osten um 1953



Abb. 178: Göttingen, St. Nikolai, Inneres nach Osten



Abb. 179: Göttingen, St. Nikolai, Inneres nach Westen vor der Renovierung von 1984



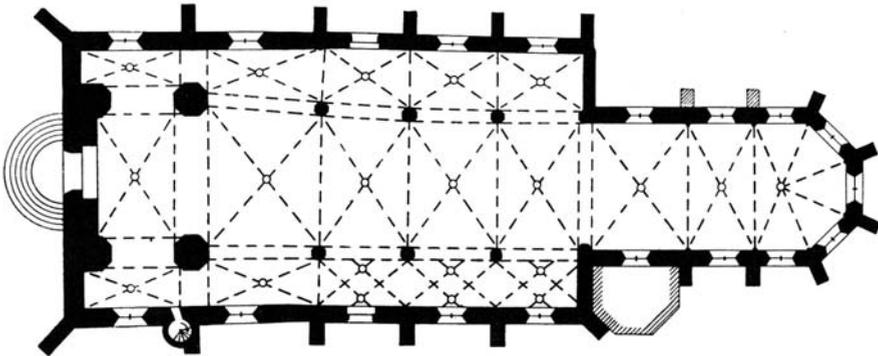
Abb. 180: Göttingen, St. Nikolai, Inneres nach Westen

Zeittafel St. Albani

- 953** Erwähnung des Ortes Gutingi
- 1254** Erste Erwähnung von St. Albani
- 1271** St. Albani und St. Nikolai erhalten Glocken
- 1362** Neubau der Stadtmauer: St. Albani wird in die Stadt integriert
- 1423** Bauinschrift am Südwestpfeiler des spätgotischen Neubaus; Errichtung zunächst des Westbaus und dann der übrigen Langhausjoche; der Chor 1423 vermutlich schon vollendet
- 1428, 1433** Jacob von Worms als Bauleiter an St. Albani erwähnt
- 1447** Aufhängung einer neuen Glocke, Westbau damit vermutlich fertiggestellt
- 1476** Abschluss der Langhauswölbung durch Jacob von Worms
- 1499** Fertigstellung des Hochaltarretabels durch Hans von Geismar
- 1555** Brand von Kirchendach und Turm
- 1715** Einbau von Priechen
- 1726** Der Kirchturm bekommt die Welsche Haube
- 1762** Eine Pulverturmexplosion beschädigt die Kirche
- 1787/88** Renovierungsarbeiten nach dem siebenjährigen Krieg, dabei Entfernung der Verzierungen am Westportal, Abriss der Sakristei und Neugestaltung des Chorinneren
- 1857** Neubau der Sakristei und Neueinrichtung des Chores
- 1889** Neues Gestühl und drei neue Kirchenfenster
- 1931** Neues Hochaltarretabel unter Verwendung der zurückerworbenen Tafeln von 1499
- 1960er Jahre** Renovierungsarbeiten; Orgelneubau
- 1994-96** Reparaturen an Dach und Kirchturm, Neufassung des Innenraums

St. Albani

Nicole Dubis und Elke Vogel



Geschichte

Die Gründung der Kirche

Die Albanikirche wurde als erste der Göttinger Kirchen gegründet. Sie ist somit einerseits die älteste, andererseits aufgrund des vergleichsweise späten Neubaus im 15. Jahrhundert in der aktuellen Bausubstanz aber auch die jüngste mittelalterliche Kirche der Stadt. Die Ursprünge reichen mindestens bis ins 10. Jahrhundert zurück, als es Göttingen als Stadt noch nicht gab und die Kirche zum Dorf Gutingi gehörte. Der genaue Gründungszeitpunkt kann aufgrund der schlechten Quellenlage nicht rekonstruiert werden, weshalb die bisherige Forschung diesbezüglich unterschiedliche Hypothesen vertritt.

Laut Johannes Letzners Chronik soll in Göttingen bereits im Jahre 753 durch Bonifatius und zwei seiner Missionare eine Missionskirche gegründet worden sein.¹ Aufgrund der späten Entstehung der Quelle muss diese Behauptung als Legende gelten, und obendrein ist nicht sicher, ob mit dieser Missionskirche überhaupt St. Albani gemeint ist, da sie nicht namentlich erwähnt wird. Mit der frühen Mainzer Mission kann auch das Patrozinium der Kirche in Verbindung gebracht werden:²

¹ Letzner (17. Jh.), S. 5. Vgl. van Kempen 1953, S. 1f.; Vogelsang 1987, S. 465; Noll 2012, S. 163.

² Vogelsang 1987, S. 465f.; Noll 2012, S. 163.

Der Heilige Alban war ein griechischer Diakon, der im Jahre 406 in Mainz den Märtyrertod erlitten haben soll. Seine Reliquien wurden schon früh in der Mainzer Albanikirche verehrt.³

Eine Urkunde Ottos I. aus dem Jahre 953 nennt das Dorf „Gutingi“;⁴ nur implizit kann man aus ihr entnehmen, dass die Albanikirche zu diesem Zeitpunkt als Pfarrkirche des Ortes bereits bestanden haben muss. Erst in einer Urkunde aus dem Jahr 1254, in der es um einen Streit zwischen Probst Herwig von Pöhlde und Herzog Albrecht I. von Braunschweig geht, und in der die Albanikirche zum ersten Mal explizit erwähnt ist, wird auch behauptet, die Albanikirche sei eine kaiserliche Stiftung gewesen, ohne dass Otto I. genannt wird.⁵ Nur das Kopialbuch des Klosters Pöhlde macht aus ihr eine Gründung Ottos I.⁶ Die kaiserliche Kirchengründung soll nach Meinung von Karl Stisser auch die Darstellung des Adlers im Maßwerk des ersten Fensters des südlichen Seitenschiffes (Abb. 181) bedingt haben.⁷ Doch ist der Adler nicht zwangsläufig nur das kaiserliche Wappentier. Vielmehr wird er in der mittelalterlichen Bilderwelt häufig dargestellt und entzieht sich daher einer spezifischen Interpretation. Die kaiserliche Gründung von St. Albani muss insgesamt als ebenso legendär gelten wie die Gründung durch Bonifatius; einigermaßen sicher ist nur, dass die Kirche 953 bereits existierte.



Abb. 181: Göttingen, St. Albani: Maßwerkfenster mit Adler

Von der Dorf- zur Stadtkirche

Vor dem Neubau des 15. Jahrhunderts muss es folglich eine ältere Albanikirche gegeben haben. Die früheste Erwähnung von Kirchenglocken in Göttingen ist für das Jahr 1271 überliefert und spricht davon, dass sowohl St. Albani als auch St. Nikolai in diesem Jahr neue Glocken erhielten⁸ – ein Anzeichen dafür, dass St.

³ Arens 1973; Vogelsang 1987, S. 466.

⁴ Urkunde Ottos I.: MGH, *Diplomata regum et imperatorum Germaniae*, I, 1879-84, *Diplomata*, I, Nr. 165 S. 246f.

⁵ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 6, S. 6f. Vgl. Last 1987, S. 77; Noll 2012, S. 163.

⁶ „Imperiali devotione fundata“: UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 5, S. 5. Unkenbold/Bielefeld 1953a, S. 19. Vgl. Last 1987, S. 77.

⁷ Stisser 1923, S. 114.

⁸ Lubecus 1994, S. 93.

Albani zu dieser Zeit bereits einen Turm hatte. Vom letzten Vorgängerbau aus romanischer Zeit sind in der heutigen Kirche noch geringe Reste erhalten. Aufgrund der frühen Entstehung der Kirche muss es mindestens einen älteren Vorgängerbau gegeben haben, vielleicht sogar mehrere. Archäologische Nachweise fehlen, da in St. Albani bisher nicht gegraben wurde.

Dagegen ist man über Teilbereiche der Siedlung Gutingi durch Grabungen an der Langen und Kurzen Geismarstraße mittlerweile recht gut unterrichtet.⁹ Gutingi lag jedoch nicht nur im Bereich der heutigen Altstadt, sondern scheint sich östlich noch weiter, vielleicht bis etwa zur Bühlnstraße, erstreckt zu haben. Die umgebende Bebauung wurde erst im 16. Jahrhundert niedergelegt, so dass sich – bezogen auf das „Alte Dorf“ Gutingi – die Albanikirche durchaus nicht am Rand befunden haben muss.¹⁰

In eine Randlage kam St. Albani erst, als zu einem unbekanntem Zeitpunkt im 12. Jahrhundert weiter westlich die Stadt Göttingen entstand. Die erste Stadtmauer, die nach 1180 und vor 1251 erbaut wurde,¹¹ ließ Gutingi und mit ihm St. Albani noch außerhalb. Erst mit der zweiten Stadtmauer ab 1362 rückte die Kirche in den Befestigungsbereich der Stadt. Die neue Mauer verlief nun knapp hinter dem heutigen Chor, mit dem Albanitor in unmittelbarer Nachbarschaft.¹²

Der Neubau des 15. Jahrhunderts

Eine Bauinschrift am Strebepfeiler der Südwestecke gibt ohne weitere Erläuterung den 13. April 1423 an (Abb. 182),¹³ was allgemein als Beginn des heutigen Baus gedeutet wird. Damit ist St. Albani in der bestehenden Bausubstanz die jüngste der mittelalterlichen Kirchen Göttingens. Etwas älter könnte, nach der Formensprache zu urteilen, der Chor sein.¹⁴ Lubecus überliefert das Jahr 1447 als Datum der Glockenaufhängung,¹⁵ so dass sich diese Jahreszahl als spätester Zeitpunkt für die Fertigstellung des heutigen Turmes festhalten lässt. Doch die Glockenaufhängung bedeutet nicht die komplette Vollendung des Gebäudes. Erst im Jahre 1476 wurden die Gewölbe durch den Baumeister Jacob von Worms fertiggestellt.¹⁶ Jacob von Worms war damit über die lange Zeit von etwa fünf Jahrzehnten Bauleiter für

⁹ Ausst. Kat. Göttingen 2005.

¹⁰ Last 1987, S. 83.

¹¹ Ebd., S. 70-74; Schütte, Sv. 1988, S. 140.

¹² Last 1987, S. 87; Schütte, Sv. 1988, S. 141f.; Noll 2012, S. 163.

¹³ Nach Saathoff 1929, S. 47: „ANNO DOMINI MILLES(IMO) QUADRINGENTESIMO VI/CESIMO TERTIO(YD)US APRIL(IS)“. Bezeugt auch von Lubecus 1994, S. 149. Vgl. Noll, S. 163.

¹⁴ Siehe unten das Kapitel „Das Maßwerk“.

¹⁵ Lubecus 1994, S. 149. Vgl. Noll 2012, S. 163.

¹⁶ „geschlossen und geendigt durch meister Jacob von Wormse, mewemeister“: Ebd., S. 217. Die häufig zu lesende Jahreszahl 1467 beruht auf einem Abschreibfehler: Schadendorf 1953, S. 9. Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 507.

den gesamten Neubau, denn bereits in den Jahren 1428 und 1433 hatte er neben seiner Tätigkeit auf der Baustelle von St. Jacobi auch den Bau von St. Albani betreut.¹⁷ Da die Baustelle des Turms von St. Jacobi aber erst im Jahre 1426 eröffnet wurde,¹⁸ bleibt offen, wer den Bau von St. Albani in den ersten Jahren geleitet hat.

Architektonische Merkmale wie beispielsweise Baunähte oder Unterschiede in den Sockelzonen der Nord- und Südseite des Gebäudes lassen auf den Bauverlauf und auf Baupausen, aber auch auf Schwierigkeiten schließen, mit denen die Baumeister während des Abbruchs der romanischen und des Neubaus der spätgotischen Gebäudeteile zu kämpfen hatten.

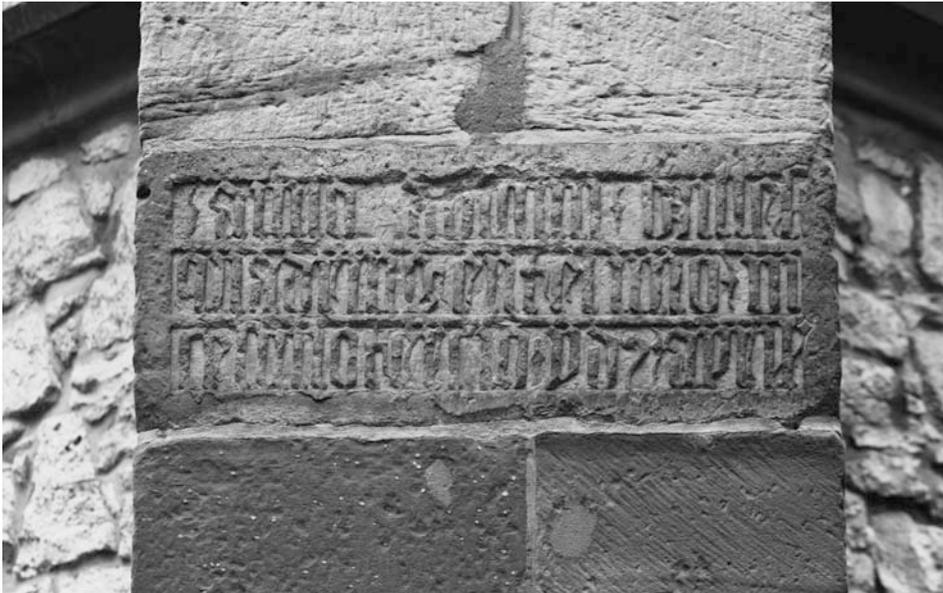


Abb. 182: Göttingen, St. Albani: Inschrift am südwestlichen Strebepfeiler

Grundriss und Außenbau

Die nach Osten ausgerichtete Albanikirche ist eine dreischiffige Hallenkirche mit je fünf Jochen im Mittel- und in den Seitenschiffen. Der zweijochige Langchor endet – wie bei den anderen gotischen Kirchenbauten Göttingens – in einem polygonalen 5/8-Schluss.

¹⁷ Stadtarchiv Göttingen, AB II, 17: Copiarium der Kirche St. Jacobi, S. 113-159, 170-172 (Dolle 2014, S. 128). Lubecus 1994, S. 154. Vgl. Ritter 1955/56, S. 71f.; Bielefeld 2001, S. 18; Dolle 2014, S. 26.

¹⁸ Siehe den Beitrag zu St. Jacobi in diesem Band.

Die tragenden Glieder und Ecken der Kirche bestehen aus aufgeschichteten Sandsteinquadern, während sich das Binnenmauerwerk aus unterschiedlich großen Bruchsteinen zusammensetzt. Bei diesen handelt es sich um verschiedene Gesteinsarten: vermutlich Kalk- und Basaltsteine. An wenigen Stellen, wie beispielsweise schräg links oberhalb des südlichen Portals, ist auch vereinzelt roter Backstein zu finden.

Der Chor ist gegenüber dem Schiff nicht nur erheblich eingezogen – er ist geringfügig breiter als das Mittelschiff –, sondern sein Dachwerk liegt gegenüber dem Schiff auch um mehrere Meter tiefer, so dass im Osten ein hoher Schiffsgiebel entsteht, der den Chorbereich optisch vom Schiff absetzt.



Abb. 183: Göttingen, St. Albani: Ansicht von Südwesten



Abb. 184: Göttingen, St. Albani: Bekrönung des südwestlichen Eckstrebepeilers

Das Äußere der Kirche wird vor allem durch Maßwerkfenster und Strebepeiler gegliedert. Hierbei ist das Schiff von insgesamt zwölf Strebepeilern umstellt, der Chorbereich von acht. Das Kaffgesims unterhalb der Fenster und noch stärker das Sockelgesims verspringen entsprechend dem Gelände mehrfach in der Höhe; sie sind um jeden einzelnen Strebepeiler verkröpft. Die Strebepeiler an der Südseite des Schiffs und die am Chor haben außer dem Kaffgesims keine weiteren Wasser-

schläge, wogegen die Strebepfeiler an den Kanten des Westbaus und an der Nordseite des Schiffs besonders tief ausfallen und zusätzlich abgetrept sind. Von den Strebepfeilern an den Gebäudekanten sind drei entsprechend dem Gewölbeschub schräggestellt, nur der an der Nordostkante verläuft in Süd-Nord-Richtung. Besonders ausgezeichnet sind die Abschlüsse des nordwestlichen und des südwestlichen Strebepfeilers mit Dreipässen in Kielbögen und mit Fialen, die mit Krabben und Kreuzblumen geschmückt sind (Abb. 184).

Das Gelände westlich von St. Albani fällt mit einer Böschung steil zur Oberen Karspüle ab. Die Westfassade ist als Schauseite gestaltet, auch wenn sie abgesehen vom Portal und den Strebepfeilern blockhaft und recht schlicht gehalten ist. Der quadratische, mit nur zwei Freigeschossen etwas untermittelt wirkende Turm fluchtet mit der Westfassade; er ist etwas breiter als das Mittelschiff der Kirche. St. Albani liegt am höchsten Punkt der Altstadt, so dass sich der Turm trotz seiner gegenüber St. Jacobi oder St. Johannis wesentlich geringeren Höhe im Stadtbild durchaus behaupten kann (Abb. 183).

Spuren des Bauverlaufs an den Außenwänden

Bei genauerer Untersuchung der Außenwände der Kirche lassen sich Rückschlüsse auf den Bauverlauf ziehen. Im jeweils zweiten Joch von Westen sind sowohl auf der Nord- als auch auf der Südseite knapp vor dem dritten Strebepfeiler von Westen klare, fast senkrecht verlaufende Baunahte zu erkennen (Abb. 185, 186). Diese sind ein Anzeichen dafür, dass der Bau nicht als durchgängiges Gefüge gebaut, sondern in einzelne Teilabschnitte aufgeteilt wurde. Weniger eindeutig ist auf den ersten Blick, welcher der beiden Bauabschnitte älter ist, der Westbau oder das Schiff. Meistens sind mittelalterliche Kirchen von Osten nach Westen gebaut worden, so dass man zunächst vermuten könnte, der Westbau sei jünger.

Betrachtet man nun auf der Nordseite das die Kirche umlaufende Kaffgesims an der Stelle des Übergangs vom zweiten Joch zum Strebepfeiler des folgenden Joches, fallen deutliche Unterschiede auf. Der östliche und der westliche Teil des Gesimses unterscheiden sich sowohl in ihrer Höhe als auch in ihrer Proportionierung. Während das Gesims westlich der Baunaht einen hohen Karnies aufweist, verfügt es weiter östlich über einen niedrigeren Karnies und eine wesentlich steiler abfallende Schmiede. Beide Gesimse sind in der Ecke zwischen Wand und Strebepfeiler – knapp östlich der Baunaht – durch einen Winkelstein verbunden, der ihre Verbindungsstelle bildet und die unterschiedlichen Proportionen ausgleicht. Auf der Südseite ist der Befund etwas weniger leicht zu erkennen, aber entsprechend. Da beide vermittelnden Winkelsteine des Gesimses im Bauteil des Schiffes und nicht des Westbaus liegen, kann man schließen, dass die östlichen Teile des Schiffes an den schon vorhandenen Westbau mit dem Anfang des ersten Schiffsjochs angebaut wurden, und das Neue dem Alten angepasst werden musste. Schon

Unckenbold und Bielefeld haben ganz richtig angenommen, dass zunächst der Chor, im Anschluss der Westbau und zuletzt das Schiff gebaut wurden.¹⁹

Außerdem ist auffällig, dass das Sockelgesims im zweiten Joch des Schiffs, und zwar ebenfalls östlich der Baunaht knapp vor dem Strebebfeiler, mit einem Knick nach oben ansteigt, was einen weiteren Hinweis auf die zeitliche Priorität des Westbaus gibt. Diese Knicke in der Sockelzone können aber auch darin begründet sein, dass der abschüssige Untergrund, auf dem die Kirche gebaut wurde, ausgeglichen werden musste. Besonders in den Sockelzonen der Südseite ist zu sehen, dass man das Fundament des Baus dem Gelände anpassen musste.



Abb. 185: Göttingen, St. Albani: Baunaht an der Nordseite des Langhauses



Abb. 186: Göttingen, St. Albani: Baunaht an der Südseite des Langhauses

Ein drittes Argument für die zeitliche Priorität des Westbaus ist schließlich die Position der Fenster im zweiten Joch. Sie haben jeweils zum westlich benachbarten Strebebfeiler einen deutlich geringeren Abstand als zum östlich benachbarten, woraus man schließen kann, dass die Jochtiefe zunächst geringer angelegt war und erst nachträglich vergrößert wurde, um den Anschluss des Schiffs an den älteren Westbau zu gewährleisten.

¹⁹ Unckenbold/Bielefeld 1953a, S. 17f.

Mit dem Vorgängerbau kann eine auf der Südseite in der Ecke zwischen Chor und Schiff von außen sichtbare Mauerzunge in Verbindung gebracht werden (Abb. 187, 188). Sie befindet sich direkt über dem Dach der heutigen Sakristei. Die Kante dieser Mauerzunge steigt zunächst senkrecht nach oben an und bildet dann einen kleinen Vorsprung, um anschließend dachförmig nach schräg rechts oben zu verlaufen und etwa auf der Höhe des Bogenansatzes des benachbarten Chorfensters zu enden. Dieses Mauerstück muss den Restbestand eines Strebepfeilers oder aber eine Ecke der Vorgängerkirche darstellen, die aufgrund ihrer geringen Breite nur eine Saalkirche gewesen sein kann, ganz ähnlich wie der Vorgängerbau von St. Marien. Aufgrund der Artikulation der oberen Abschrägung des Mauerrestes ist eine Datierung ins 12. oder 13. Jahrhundert wahrscheinlich.



Abb. 187: Göttingen, St. Albani: Spuren eines Vorgängerbaus an der nördlichen Ecke zwischen Chor und Schiff



Abb. 188: Göttingen, St. Albani, Spuren eines Vorgängerbaus

Die Saalkirche muss während des Baus des neuen Schiffes zunächst noch vorhanden gewesen sein. Außer dem erwähnten Befund wird diese Annahme auch durch einen im Dachboden der Kirche an der Innenwand vom Schiff zum Chor deutlich sichtbaren Abdruck eines Dachwerks gestützt (Abb. 189). Der Abdruck bestätigt durch die Lage seiner Fußpunkte die vom Mauerrest außen vorgegebene Breite der früheren Kirche.

Nicht zuletzt erlauben die beiden Befunde auch den Schluss, dass der Chor an die noch vorhandene romanische oder frühgotische Saalkirche angebaut wurde. Erst in der dritten Bauphase, nach dem Bau der Außenwände des Schiffes, wurde diese abgerissen. Die sukzessive Bauweise hat zur Folge gehabt, dass der Vorgängerbau nicht auf einmal niedergelegt werden konnte und es sogar sehr wahrschein-

lich ist, dass sich in beiden Pfeilern am Choreingang noch Substanz dieser Kirche verbirgt.

Bei der Anpassung des Schiffs an den Westbau entstanden auf dem Grundriss deutlich sichtbare Schrägstellungen der Nord- und Südwand der heutigen Kirche (Abb. S. 267). Mit hoher Wahrscheinlichkeit ergaben sich diese dadurch, dass beim Errichten des neuen Mittelschiffs, das wesentlich größer ist als das der alten Saalkirche, zunächst um die Mauern der alten Saalkirche herum gebaut wurde. Auf diese Weise war ein genaues Visieren und Ausmessen der Abstände zwischen Chor und Westbau unmöglich. Infolge dessen ist der Westbau gegenüber dem Chor etwas nach Norden verschoben, und auch in der letzten Bauphase legte man das Ostende des Schiffs gegenüber dem Westbau zu schmal an.



Abb. 189: Göttingen, St. Albani: Dachboden mit Blick zum Giebel zwischen Langhaus und Chor und den Spuren des Giebels vom Vorgängerbau

Ein weiterer wichtiger Befund zum Bau ist an der nördlichen Chorseite zu sehen. Hier sind im ersten Joch beiderseits des Fensters Reste eines in rotem Sandstein gemauerten Bogens und darüber eines weiteren, flacheren Bogens erkennbar, die darauf hinweisen, dass sich an dieser Stelle einmal ein Anbau befunden hat (Abb. 190). Dabei handelt es sich um die ehemalige Sakristei, die demnach mit einem Gewölbe versehen war, denn der untere Bogen kann nur als Schildbogen gedeutet werden, der obere als Entlastungsbogen. Etwas tiefer in der Ecke zum Schiff sieht man noch einen nach unten spitz zulaufenden Sandstein, der demnach ein Gewöl-

beanfänger gewesen sein muss. Auch die östliche Abschlusswand des Schiffs ist mehrfach gestört, selbst wenn man versucht hat, die Unregelmäßigkeiten durch eine Vervollständigung des Kaffgesimses zu kaschieren. Ebenso muss das Fenster im ersten Chorjoch insgesamt oder mindestens im unteren Teil eine jüngere Ergänzung sein. Im Gegensatz zur mittelalterlichen Sakristei liegt die heutige Sakristei des 19. Jahrhunderts auf der Südseite. Sie greift die polygonale Form des Chorabschlusses auf.



Abb. 190: Göttingen, St. Albani: Anschluss des Chores an das Langhaus von Norden

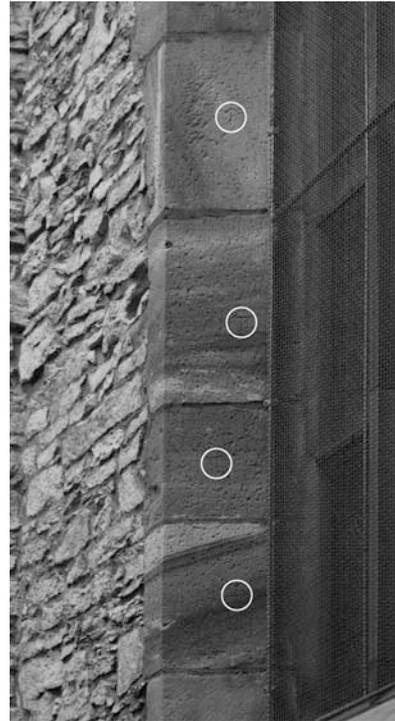


Abb. 191: Göttingen, St. Albani: Steinmetzzeichen an der Südseite des Chores

An den Chorstrebe Pfeilern ist besonders gut erkennbar, an welchen Stellen einzelne Steinquader seit dem Mittelalter ersetzt worden sind. Diese zahlreichen Auswechslungen könnten mit der Beseitigung der Stadtmauer, die vorher unmittelbar an den Chor anschloss, in Zusammenhang stehen. Diejenigen Steine, an denen ganz regelmäßig scharrierte Randschläge und Spiegel vorhanden sind, lassen sich frühestens dem 18. Jahrhundert zuordnen, da entsprechende Werkzeuge vorher nicht zur Verfügung standen. Die Steine hingegen, deren Oberfläche unregelmäßigere Bearbeitungsspuren aufweist, entstammen mit höherer Wahrscheinlichkeit mittelalterlicher Zeit. Am Chor befinden sich allerdings auch offensichtlich neuere

Quader, in die nachträglich Rillen eingefügt wurden, um sie dem mittelalterlichen Mauerwerk anzupassen. Auf der Südseite des Chores sind zudem vor allem am zweiten Chorstrebe Pfeiler und in diversen Fensterlaibungen Steinmetzzeichen zu erkennen (Abb. 191), wie sie auf gotischen Baustellen der Identifizierung der einzelnen Steinmetze zu Abrechnungszwecken dienen.²⁰

Blickt man über den Chor nach oben an den Ostgiebel des Schiffs, erkennt man den Abdruck eines spitz zulaufenden Daches, das deutlich steiler war als das heutige, welches eine geringere Neigung aufweist. Ein ähnlicher Abdruck eines älteren, steileren Schiffsdachs ist an der Ostseite des Turms zu sehen. Mit großer Sicherheit gehören die alten Abdrücke zu den gotischen Dächern, die sich bis zum Brand des Jahres 1555 auf der Kirche befanden.²¹



Abb. 192: Göttingen, St. Albani: Fenstermaßwerk am Chor



Abb. 193: Göttingen, St. Albani: Fenstermaßwerk am Langhaus

Das Maßwerk

Die Fenster der Kirche weisen alle eine zweibahnige Verglasung und Maßwerk auf. Die Fenster des Chores schmücken je zwei Bahnen, die mit genasteten Lanzettbögen abschließen, unter einem bekrönenden stehenden Vierblatt, das in ein sphärisches Viereck einbeschrieben ist (Abb. 192). Diese gegenüber der übrigen Kirche relativ einfachen Formen sind auch das einzige Indiz dafür, dass der Chor älter ist als der Westbau der Kirche – dass der Westbau wiederum dem Schiff zeitlich vorausgeht, lässt sich wie gezeigt direkt am Bau ablesen. Als Entstehungszeit für solche Maßwerkformen kommt das gesamte 14., aber auch noch das frühe 15. Jahrhundert in Frage.²²

²⁰ Friederich 1932, S. 17f.; Binding 1997.

²¹ Siehe das Kapitel „St. Albani im 16. Jahrhundert“.

²² Noll 2012, S. 163 vermutet das 14. Jahrhundert.

Die Maßwerke des Schiffs sind gegenüber dem Chor vielfältiger gestaltet (Abb. 193, 266 k-t). Bei ihnen finden sich zwar die genasten Lanzettbögen wieder, Variationen begegnen aber im Couronnement, denn neben Drei- und Vierpässen treten auch stehende Vierpässe und schließlich mit Fischblasen gefüllte Doppel- und Dreischneuse auf, bei denen die genasten Lanzettbögen der Bahnen zudem durch genaste Rundbögen ersetzt sind. Eine Unterscheidung zwischen dem Westbau und dem Schiff ist nur bedingt möglich, denn von den drei Fenstern mit Schneusmotiven befinden sich zwei an der Nordseite des Westbaus, das letzte aber auf der Südseite des Schiffs ganz im Osten. Bei den beiden Fenstern auf der Südseite des Westbaus sind die genasten Lanzettbögen der Bahnen extrem hoch gezogen, so dass im verbleibenden Couronnement nur Platz für einen genasten Bogen bleibt. Eine Besonderheit stellt der bereits erwähnte Adler im Couronnement des ersten Joches an der Südseite dar (Abb. 181).

Die Maßwerke der Turmfenster weisen zum Teil gleiche Ornamentformen auf wie die des Schiffs und binden zwei den Turm umschließende Kaffgesimse in ihre Unterteilung mit ein. Das untere Gesims dient als Sohlbank, während das obere als Maßwerkbrücke fungiert, welche die Fenster in zwei übereinanderliegende Teile gliedert. Auf der Nord- und der Südseite des Turmes findet man im unteren Teil der Fenster die an fast allen Fenstern auftretenden genasten Lanzettbögen, im oberen Teil einen stehenden Vierpass auf zwei genasten Rundbögen. Die Turm-ostseite wird zum Teil vom angrenzenden Dach des Langhauses verdeckt, weshalb dort anstelle des zentralen Fensters zwei seitliche Fenster angeordnet sind, die erst oberhalb des Kaffgesimses beginnen. Diese schmücken je zwei genaste Rundbögen mit einem Doppelschneus bzw. einem stehenden Dreipass im Couronnement. Das Maßwerkfenster auf der Westseite des Turmes ist entsprechend der Ausbildung dieser Seite als Schauseite der Kirche am aufwändigsten. Es ist als einziges dreibahnig. Im Couronnement findet man zwei liegende Dreipässe in Kreisen und ein bekrönendes stehendes Vierblatt im sphärischen Viereck.

Im Gegensatz zu den übrigen Fenstern der Kirche weisen die Fenster des Turmes gekahlte Laibungen und Fensterbrücken auf. Vergleichbare Elemente finden sich an den Türmen von St. Jacobi in Göttingen oder an St. Andreas in Braunschweig.

Der Turm

Außer den besonders reichen Maßwerk- und Strebepfeilerformen weist der Turm von St. Albani (Abb. 194) Lisenen auf, welche die Gebäudekanten hervorheben und den optischen Effekt erzielen, das Tragwerk des Turmes zu verstärken. Um sie werden sogar die beiden Kaffgesimse verkröpft, so dass sich eine ausgeprägt strukturelle Gliederung ergibt, die konsequenter ist als an jedem anderen Bauteil der Kirche. Kantenlisenen sind in ähnlicher Form am Turm von St. Jacobi zu finden.

Eine weitere Besonderheit des Westbaus ist der runde Treppenturm, der im Winkel an der Westseite des ersten Strebepfeilers der Südseite wie ein Erker mit einem reichen Profil über einem abgeschlagenen Wappenstein vorkragt. Er geht offenbar auf einen Planwechsel zurück, der darauf zurückzuführen ist, dass die Erschließung der Turmobergeschosse anfangs nicht richtig durchdacht gewesen war.



Abb. 194: Göttingen, St. Albani: Langhaus und Turm von Nordosten



Abb. 195: Göttingen, St. Albani: Votivkreuz von 1342

Die heutige, geschweifte Welsche Haube an der Spitze des Turmes wurde erst bei Renovierungsarbeiten im Jahre 1726 aufgesetzt.²³ Vor der Anbringung der Haube hatte ein quergestelltes Satteldach oder Walmdach, das von einer schlanken hohen Spitze bekrönt wurde, das Bild der Kirche geprägt (Abb. 1).²⁴ Heute befinden sich im Turm drei gusseiserne Glocken, die laut ihren Inschriften aus dem Jahre 1951 stammen.

Ein einst auf dem Turm angebrachtes Votivkreuz ist auf das Jahr 1342 datiert (Abb. 195). Dies kann der sich auf einer Tafel zu Füßen Christi befindenden In-

²³ Schadendorf 1953, S. 9; Kuper 2005, S. 120.

²⁴ Der Kupferstich von 1641 nach einer Zeichnung von Johannes Jeep (Abb. 1) zeigt ein Walmdach, während die Stadtansicht Caspar Merians von 1654 ein Satteldach zeigt. Gemeinsam ist beiden der bekrönende Aufsatz. Vgl. Schadendorf 1953, S. 9.

schrift entnommen werden, welche die älteste deutsche Inschrift Göttingens darstellt.²⁵ Das Kreuz stammt also bereits vom Vorgängerbau von St. Albani. Wenn es nicht von Anfang an den Turm zierte, könnte es über einem der Nebenaltäre im Innenraum der Kirche angebracht gewesen sein. Wegen des großen Gewichtes ist eine Verwendung des Kreuzes bei Prozessionen unwahrscheinlich. Das Kreuz steht heute in einem Andachtsraum im nördlichen Seitenschiff. Auf der Spitze des Turmes befindet sich eine Nachbildung.

Die Portale

Das Eingangsportal an der Westseite wirkt auf den ersten Blick sehr schlicht (Abb. 196). Über einem sechsstufigen Treppenaufgang öffnet sich das spitzbogige Hauptportal.²⁶ Die Form der in der Bogenlaibung des Portals verlaufenden Archivolten mit ihrem Wechsel von Wülsten, Birnstäben und tiefen Kehlen ist typisch für die Spätgotik.

Es finden sich allerdings Hinweise darauf, dass das Portal ursprünglich reichere Verzierungen aufwies. So lassen sich in den Kehlen der Archivolten Reste einer weiß-roten Fassung und vor allem an der Bogenstirn abgeschlagene Reste einer Kielbogenrahmung und Umrisse einzelner Krabben erkennen.²⁷ Die Bogenrahmung ging in eine Kreuzblume über, die schließlich an der Unterkante einer heute noch vorhandenen, halbrund in das Mauerwerk eingearbeiteten Nische endete, in der eine Heiligenstatue gestanden haben könnte. Naheliegend wäre hierbei die Figur des Heiligen Albanus, dem die Kirche geweiht ist. Die Nische schließt oben mit einem um das ganze Portal rechteckig nach oben ausgezogenen Kaffgesims ab.

Diese frühere Gestaltung ist auf einer auf den 13. September 1753 datierten Zeichnung abgebildet, welche die Kirche aus südwestlicher Sicht zeigt (Abb. 197).²⁸ Zwar sind Details auf der Zeichnung nicht zu erkennen; gut sichtbar ist allerdings die mit Krabben besetzte Bogenrahmung. Dass diese einmal vorhanden war, bestätigt außerdem ein auf den 1. Juni 1787 datierter Kostenvoranschlag des Maurermeisters H. C. Linne über auszuführende Renovierungsarbeiten an der Kirche. Aus diesem geht hervor, dass unter anderem „die große Kirchentür auszu-hauen und auswendig die alten Figuren abzu-hauen [...]“²⁹ seien. Mit den erwähnten „alten Figuren“ sind demnach vermutlich die Krabben der Bogenrahmung gemeint. Unklar bleibt allerdings, ob sich auch andere Figuren am Portal der Kirche befanden.

²⁵ Nach Stisser 1923, S. 116 lautet die Inschrift: „Anno MCCCXLIJ do verdank Hermen Goldsmet in der groten vlot tos ente Margreten dage“.

²⁶ Ebd., S. 120.

²⁷ Bielefeld 2001, S. 17.

²⁸ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, Bildarchiv.

²⁹ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 512, I. Instandhaltung.

Neben dem Hauptportal an der Westseite gibt es auch an der Nord- sowie an der Südseite Eingänge in die Kirche. Sie sind mit einer reduzierten Zahl von gekehlten Archivolten versehen (drei im Süden, zwei im Norden) und werden von Spitzbögen eingefasst. Ähnlich wie beim Westportal ist das Kaffgesims mit Versprünge nach oben um den Nord- und Südeingang geführt.



Abb. 196: Göttingen, St. Albani: Westportal

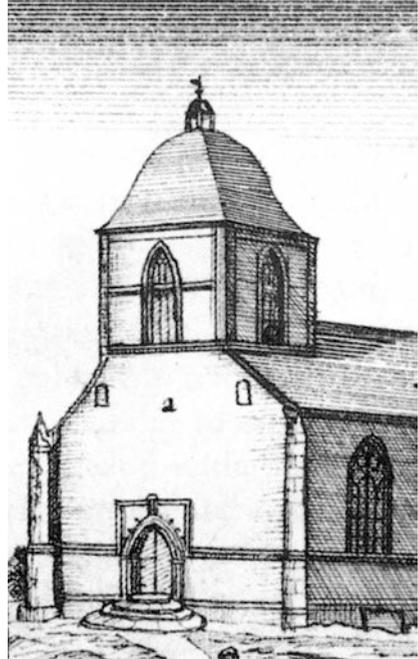


Abb. 197: Göttingen, St. Albani: Stammbuchblatt von 1753, Detail

Der Innenraum

Die Raumdisposition

Beim Innenraum von St. Albani (Abb. 198, 211-216) handelt es sich um eine Stufenhalle, denn die Kappen des Mittelschiffsgewölbes sind gegenüber den Arkadenbögen deutlich überhöht, so dass über ihnen ein sichelförmiger Wandstreifen entsteht. Zwar sind auch die Seitenschiffsgewölbe höher eingezogen als die Arkadenbögen, doch zeigt ein Blick in den Dachraum, dass ihr Scheitel dennoch nicht ganz den der Mittelschiffsgewölbe erreicht.

Die acht oktogonalen Arkadenpfeiler sind sehr schlicht gehalten. Sie weisen nur Sockelprofile, aber keine Kämpfer auf und gehen direkt in die Arkadenbögen

über, die mit ihren breiten Abfasungen sogar die Form der Arkadenpfeiler aufnehmen. Auch der Chorbogen ist auf diese einfache Weise gestaltet, und nur der Gurtbogen zum Westbau ist mehrfach gestuft. Im Gesamtbild des Raumes wirken die Pfeiler etwas gedrunken. Wesentlich mächtiger, nämlich gut doppelt so stark, sind die zwei Freipfeiler im Westbau, die zusammen mit der im mittleren Teil verstärkten Westwand und den auf deren Innenseite angebrachten Wandvorlagen das Gewicht des Turmbaus tragen. Diese dreiseitigen Vorlagen haben als einzige Kämpfer, die ein Profil aus Kehle, Platte und Platte zeigen, und deren Kehle mit einem Stab geschmückt ist, um den sich ein Fries aus Eichenblättern windet.



Abb. 198: Göttingen, St. Albani: Inneres nach Westen

Da sich der Westbau nach Osten in der Mitte mit einem großen Bogen auf fast voller Breite des Mittelschiffs öffnet, mussten zum Ausgleich seine Seitenschiffe in der Breite stark reduziert werden. Auch öffnen sie sich gegenüber den Seitenschiffen der Kirche nur mit niedrigen Bögen. Neben dieser durch den Turm bedingten unterschiedlichen Proportionierung gibt es zudem Angleichungsprobleme zwischen Westbau und Schiff, die aus dem Bauverlauf resultieren. Die bereits erwähnte Schrägstellung der nördlichen Außenwand führt zu einer Schrägstellung der nördlichen Mittelschiffwand, die vor allem im zweiten, aber auch schon im dritten Joch deutlich nach außen ausweicht. Hingegen stehen die Pfeiler auf der Südseite fast genau in der Flucht.

Der sukzessive Bauverlauf könnte aber auch am Choreingangsbogen seine Spuren hinterlassen haben. Dieser ist nicht nur etwas gedrückt und im Scheitel leicht nach links verzogen, sondern vor allem auf der Südseite sitzt der anschließende Arkadenbogen deutlich auf dem Chorbogen auf. Selbst wenn der Chorbogen und das Mauerwerk darüber nicht zur Gänze vom Vorgängerbau stammen, sind durch diesen doch mit großer Wahrscheinlichkeit die formalen Unstimmigkeiten bedingt.

Auch die beiden Chorjoche weisen Unterschiede in ihrer Größe auf, denn das erste Joch ist wesentlich tiefer und lässt darauf schließen, dass man zunächst einen längeren Chor geplant hatte. Doch ist es kaum möglich genau zu erklären, welche Rolle die unmittelbar hinter dem Chor verlaufende Stadtmauer für diese Unregelmäßigkeit gespielt hat, zumal nicht einmal klar ist, ob die Stadtmauer oder der Chor der Kirche älter ist.



Abb. 199: Göttingen, St. Albani:
Gewölbeanfänger im Chor



Abb. 200: Göttingen, St. Albani: Gewöl-
beanfänger im Langhausmittelschiff

Die Gewölbe

Der obere Abschluss der Stufenhalle und des Chors besteht größtenteils aus Kreuzrippengewölben. Überall ist eine übereinstimmende Profilierung der Rippen und Gurtbögen mit einem schmalen Steg zwischen zwei zurückweichenden Kehlen zu finden, die übliche und in Göttingen fast durchgängig verwendete Vereinfachung.

chung des Birnstabs. Das Schiffsgewölbe wurde bis zum Jahre 1476 durch Jacob von Worms fertiggestellt.

Trotz der grundsätzlich übereinstimmenden Wölbung fällt die Artikulation der Gewölbeanfänger im älteren Chor und im Schiff auf charakteristische Weise unterschiedlich aus. Im Chor beginnen jeweils ein Gurtbogen und zwei Rippen auf einem runden Dienst, der im Langchor nur ein kurzes Stück nach unten geführt ist, um dort auf polygonalen, einfach gekehlten Konsolen anzusetzen (Abb. 199), während die sechs Dienste im Polygon bis zum Boden durchlaufen. Da die vier mittleren Dienste nur jeweils einen Dienst tragen, sind sie schlanker dimensioniert. Das System stimmt mit dem im Chor von St. Nikolai weitgehend überein.



Abb. 201: Göttingen, St. Albani: Kreuzgratgewölbe im nördlichen Seitenschiff



Abb. 202: Göttingen, St. Albani: Netzrippengewölbe im südlichen Seitenschiff

Auf Dienste oder Konsolen ist im Schiff und im Westbau durchgängig verzichtet, hier laufen die Gewölbeanfänger scharfkantig spitz aus der Wand heraus (Abb. 200). Eine optische Verbindung mit den tragenden Gliedern der Kirche wird negiert, was sich in ganz charakteristischer Weise in dem kleinen Abstand zwischen den Zwickeln der Arkadenbögen und den Gewölbeanfängern äußert. Eine übereinstimmende Gestaltung ist in Göttingen erstmals in den Seitenschiffen von St.

Jacobi (Abb. 93), praktisch gleichzeitig mit St. Albani dann auch bei der nach 1468/1469 vorgenommenen Neuwölbung von St. Marien zu finden.³⁰

Lediglich die drei östlichen Joche des südlichen Seitenschiffes weisen Netzrippengewölbe auf, bei denen die Rippen, statt sich einfach zu überkreuzen, in jedem Joch zu zweit parallel geführt sind und damit in der Jochmitte ein rautenförmiges Kompartiment mit vier Kreuzungspunkten bilden (Abb. 202). Nur jeweils zwei von diesen Kreuzungspunkten haben Schlusssteine. Durch den Verzicht auf Gurtbögen werden die drei Joche zudem optisch vereinheitlicht. Das Netzrippengewölbe ist eine typische Form der Spätgotik. Es ist das einzige seiner Art in Göttingen.

Die meisten Gewölbeschlusssteine in St. Albani sind einfach glatt, was nicht ausschließt, dass sie mit hölzernen Zierscheiben versehen oder – wie an zwei Stellen im südlichen Seitenschiff noch erhalten – bemalt werden konnten. Nur die drei Chorgewölbe und das zweite Mittelschiffsjoch, also im Anschluss an den Westbau, haben reliefierte Schlusssteine (Abb. 273 a-c).

Die Symbole der Chorschlusssteine zeigen von Osten nach Westen ein Lamm mit Kelch und Fahne, einen Pelikan und einen Phönix. Diese Motive stehen in einer langen Tradition der christlichen Ikonografie und symbolisieren die Leidensgeschichte Jesu, aber auch dessen Wiederkunft im jüngsten Gericht. Das Lamm mit der Siegesfahne wird lateinisch als „Agnus Dei“, also Lamm Gottes bezeichnet, und versinnbildlicht den Opfertod Jesu sowie das Lamm, das in der Apokalypse verehrt wird.³¹ Der Kelch verweist auf die Eucharistiefeyer.³² Der Phönix, der verbrennt und aus seiner Asche wiedergeboren wird, symbolisiert Auferstehung und ewiges Leben,³³ während der Pelikan, der seine Brust öffnet und mit dem herabtropfenden Blut seine Jungen zurück ins Leben holt, auf den sich aufopfernden Christus verweist.³⁴ Schließlich befinden sich auf dem Schlussstein des zweiten Mittelschiffsjoches drei stilisierte Lilien, das Wappen des Giseler von Nörten, der im Jahre der Einwölbung 1476 Pfarrer von St. Albani war.³⁵

Zuletzt soll noch auf eine liturgiegeschichtlich interessante Einzelheit hingewiesen werden. Im dritten und fünften Gewölbe des Mittelschiffs befindet sich in einer der Gewölbekappen jeweils ein quadratisches Loch (Abb. 203, 204). Es handelt sich um sogenannte Heiliggeist-Löcher, die bei geistlichen Spielen als Schlupfloch für die Taube dienen konnten, welche die Herabkunft des Heiligen Geistes darstellen sollte. Man konnte zu Pfingsten aber auch brennendes Werg hinunterwerfen. Die Löcher sind mit schmiedeeisernen Gittern versehen, die mit Maßwerkformen durchbrochen sind. Durch das westliche, etwas größere Loch ist heute die Aufhängung eines Kronleuchters geführt.

³⁰ Siehe dazu den Beitrag zu St. Marien in diesem Band.

³¹ Vgl. Joh. 1, 29; Offb. 5, 6.

³² Lamm, Lamm Gottes 1971.

³³ Cramer 1971.

³⁴ Pelikan 1971.

³⁵ Lubecus 1994, S. 217.



Abb. 203: Göttingen, St. Albani: Heiliggeist-Loch



Abb. 204: Göttingen, St. Albani: Heiliggeist-Loch vom Dachboden aus

Die Ausmalung

In der Gotik war eine farbige Fassung von Kirchenräumen üblich. Bevorzugte Farben sind Weiß, Rot oder Ockertöne. Die Wandflächen und Gewölbekappen dienen manchmal als Träger szenischer Darstellungen, mindestens genauso häufig sind sie aber nur zurückhaltend ornamental oder vegetabil gestaltet oder gar einfarbig. Wegen ihrer guten Sichtbarkeit waren Schlusssteine ein beliebter Ort für derartige Dekoration, sofern sie nicht bereits bildhauerisch gestaltet waren.³⁶

In St. Albani dominiert als Grundfarbe ein gebrochenes Weiß, während die Rippen und Gurtbögen in tiefem Rot gehalten sind (Abb. 213). Ihre Vorderseiten sind durch einen schmalen orangefarbenen Streifen hervorgehoben. An den Gewölbekappen gehen von den Schlusssteinen baumartige Rankengebilde aus. Auf den Pfeilern und Bögen sowie den Diensten im Chorbereich sind dünn in roter Farbe aufgemalte Fugen zu sehen, die eine regelmäßige Quaderung suggerieren.

³⁶ Nußbaum/Lepsky 1999, S. 163-167.

Die heutige Farbfassung ist auf die letzte Restaurierung der Kirche in den Jahren 1994-1996 zurückzuführen, beruht aber auf Befunden.

Figürliche Malereien sind nur in den Kappen der zwei östlichsten Gewölbe im südlichen Seitenschiff erhalten. Sie wurden bei der letzten Restaurierung im Jahre 1996 wiederentdeckt, freigelegt, restauriert und zum Teil ergänzt.³⁷ Die Malereien im letzten Joch zeigen in der mittleren Raute das Lamm Gottes, das von den vier Evangelistensymbolen umgeben ist. In der mittleren Raute des nächsten Jochs wurde im Zuge der Restaurierung eine Darstellung des Heiligen Alban in Gestalt eines Kindes mit einem Palmzweig in der Hand und einer Bibel im Arm rekonstruiert. Umgeben ist die Figur von rankenden Blatt- und Lilienmotiven ähnlich denen in den anderen Gewölben der Kirche.

Während all diese Malereien aus der Erbauungszeit der Kirche stammen, gehen die Wolken- und Sterndekorationen um den Schlussstein des letzten Mittelschiffjochs sowie der Putto auf einem Schlussstein im südlichen Seitenschiff auf die Barockzeit zurück.³⁸

Der Hochaltar

Obgleich die Kirche mit der Schließung der Gewölbe im Jahre 1476 baulich fertig war, konnte sie doch erst mit der Aufstellung eines neuen, angemessenen Hochaltars als wirklich vollendet gelten. Hierzu kam es erst einige Jahre später, als der Pfarrer Johann Zipolle eine „gulden tafeln“ anfertigen ließ, welche im Jahre 1499 vollendet wurde.³⁹

Dieses Retabel war nach einem Bericht von 1734 zweifach wandelbar. Die Außenseite zeigte links das Martyrium des Kirchenpatrons, des Hl. Alban, und rechts das Jüngste Gericht. Nach der ersten Wandlung wurden acht Szenen aus dem Marienleben sichtbar. Innen im Schrein sah man schließlich eine Kreuzigung, begleitet von vier Heiligen. Diese Figuren waren im Gegensatz zu den gemalten Außenflügeln geschnitzt und vergoldet. Die Flügel zeigten die zwölf Apostel.⁴⁰ Der Altar wurde laut einer noch erhaltenen Inschrift im Jahre 1499 von dem Göttinger Maler Hans von Geismar angefertigt.⁴¹

Das Retabel wurde 1788 entfernt,⁴² und seine Bestandteile wurden verstreut: Die Skulpturen kamen nach Hannover, wo sich ihre Spuren verloren, während die Tafeln 1907 in Rostock wiederaufgefunden und im Jahr darauf von der Stadt Göttingen zurückgekauft werden konnten.⁴³ Erst 1931 führte man sie im Chor von St.

³⁷ Pöhls, S. 10.

³⁸ Ebd., S. 4.

³⁹ Lubecus 1994, S. 269. Vgl. Noll 2012, S. 162.

⁴⁰ Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1734, S. 82f. Vgl. Noll 2012, S. 162.

⁴¹ Noll 2012, S. 162, 169.

⁴² Siehe unten das Kapitel „Restaurierungen“.

⁴³ Noll 2012, S. 164-167.

Albani an der alten Stelle wieder zu einem neuen Altarretabel zusammen (Abb. 205).⁴⁴



Abb. 205: Göttingen, St. Albani: Hochaltarretabel

Restaurierungen

Auch nach der Fertigstellung der Albanikirche im Jahre 1476 sind, wie bereits mehrfach angedeutet, immer wieder restaurative Veränderungen vorgenommen worden, von denen mehrere mit Kriegen und Naturkatastrophen in Zusammenhang gebracht werden können, andere aber auch durch geänderte liturgische Anforderungen oder einen sich wandelnden Zeitgeschmack bedingt sind.

St. Albani im 16. Jahrhundert

Die ältesten bezeugten Veränderungen gehen bereits auf das 16. Jahrhundert zurück. Am 28. Dezember 1555 erlitt die Kirche aufgrund eines großen Feuers massive Schäden an allen Dächern und am Turm. Der Brand war durch in den Turm der Jacobikirche einschlagende Blitze ausgelöst worden. Durch den starken Wind des Unwetters wurden Funken bis in die Wallanlagen und letztlich zu St. Albani

⁴⁴ Ebd., S. 167.

getragen.⁴⁵ Als Folge mussten die Dächer von Chor und Schiff und vermutlich auch am Turm komplett erneuert werden.

St. Albani im 18. Jahrhundert

Besonders im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurden umfangreiche Renovierungsarbeiten durchgeführt. Den Anfang machte dabei der Einbau von Priechen im Jahre 1715.⁴⁶ Im Jahre 1726 erhielt der Turm die heutige Welsche Haube.⁴⁷

Vor allem durch den Siebenjährigen Krieg (1756-1763) und schlechte Witterungsverhältnisse erlitt St. Albani zahlreiche Schäden. Während des Krieges residierten französische Truppen in Göttingen und nutzten die Kirchen zum Teil als Lager für Nahrungsmittel. So wurden St. Albani und die Paulinerkirche als Mehlmagazine verwendet.⁴⁸ Die Explosion eines Pulvermagazins nahe St. Albani führte zu massiven Schäden am Gebäude, besonders an den Fenstern.⁴⁹ Obwohl man versuchte, diese mit Hilfe von Glas aus anderen Fenstern zu flicken, kam es zu Beschwerden, sie würden derartig „klappern und stören“,⁵⁰ dass kaum ein ungestörter Gottesdienst möglich sei. Belegt sind außer diesen offensichtlichen Kriegsschäden wurmfraßiges und morsches Holz am Altar und der Kanzel sowie ein unangenehmer Geruch aufgrund von sich unter und um die Kirche befindenden Gräbern, die nur mangelhaft zugeschüttet worden waren.⁵¹ Noch kurz zuvor war unmittelbar an der Kirche bestattet worden, denn der Albanifriedhof etwas weiter südöstlich vor dem Wall wurde erst 1783 eröffnet.

Im Jahre 1788 nahm man umfangreiche Renovierungen vor, die nicht nur die Schäden beseitigten, sondern auch die Raumanordnung veränderten und im Inneren ein völlig anderes Erscheinungsbild schufen, das den Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes besser entsprach.⁵²

Die Sakristei, die sich zunächst noch an der Nordseite des Chores befunden hatte, wurde aufgrund der Feuchtigkeit, die wohl wegen der höher gelegenen Wallanlagen in die Kirche eindrang,⁵³ abgerissen und im Chorpolygon neu eingerichtet. Dies kann anhand von noch erhaltenen Grundrissen⁵⁴ nachgewiesen werden. Einer der Grundrisse zeigt nicht nur – wie in St. Johannis – die Einsetzung der Sakristei

⁴⁵ Lubecus 1994, S. 410.

⁴⁶ Stisser 1923, S. 118.

⁴⁷ Schadendorf 1953, S. 9; Kuper 2005, S. 120.

⁴⁸ Wähler 2012, S. 183, 200.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 513.21: Gestühl, Emporen, Fenster, Kunst und Denkmäler.

⁵¹ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 512, I: Instandhaltung der Kirche 1787-1788. Vgl. Schadendorf 1953, S. 10; Noll 2012, S. 164.

⁵² Van Kempen 1953, S. 52.

⁵³ Stisser 1923, S. 119.

⁵⁴ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 513.21, ZS 2.

in den Ostteil des Chores, sondern belegt auch, dass das Polygon – wie in St. Marien – abgebrochen sowie der Altar vorgerückt und mit einer Kanzel kombiniert werden sollte (Abb. 206).⁵⁵ Leider ist der Grundriss undatiert. In denselben Zusammenhang gehören mehrere Entwürfe für einen neuen Altaraufbau, von denen einige die zeittypische Konstellation als Kanzelaltar zeigen (Abb. 207, 208).⁵⁶ Es ist wahrscheinlich, dass ein solcher Altar bei der Restaurierung von 1788 realisiert wurde. Gleichzeitig wurde auch der Schmuck des Westportals abgeschlagen.⁵⁷

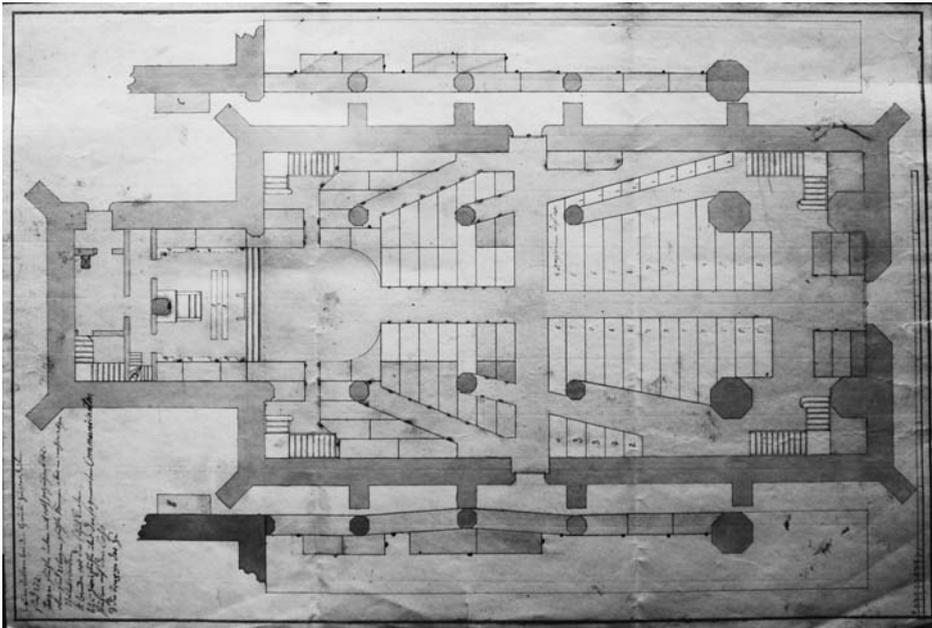


Abb. 206: Göttingen, St. Albani: nicht realisierter Umbauplan des späten 18. Jahrhunderts, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, ZS 2

⁵⁵ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 513.21, ZS 2. Vgl. Noll 2012, S. 164.

⁵⁶ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 513.21, ZS 15.

⁵⁷ Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 512, I. Instandhaltung.

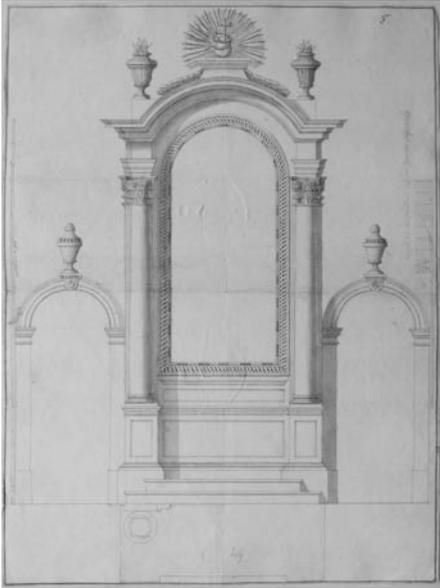


Abb. 207: Göttingen, St. Albani: Entwurf für einen neuen Altar, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, ZS 15

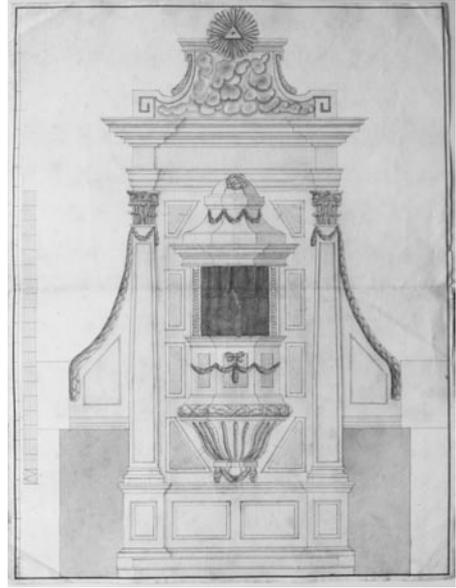


Abb. 208: Göttingen, St. Albani: Entwurf für einen neuen Kanzelaltar, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, ZS 15

St. Albani im 19. Jahrhundert

Eine weitere grundlegende Restaurierung erfuhr St. Albani im Jahr 1857.⁵⁸ Die Sakristei im Inneren des Chors wurde durch einen Neubau auf der Südseite ersetzt, der heute noch existiert. Die Innendisposition des Chors konnte nun erneut verändert werden. Der klassizistische Kanzelaltar wurde abgerissen, und mit der Aufstellung eines neugotischen Altars und einer Kanzel am Choreingang rechts bekam der Chor ein völlig neues Erscheinungsbild (Abb. 211).⁵⁹

Im Jahre 1889 wurden drei Fenster von der Firma Henning & Andres in Hannover erneuert. Aus Kostengründen verzichtete man weitgehend auf figürliche Darstellungen.⁶⁰ Weitere Fenster des 19. Jahrhunderts derselben Firma finden sich in der Jacobikirche in Göttingen.

⁵⁸ Stisser 1923, S. 120.

⁵⁹ Pro memoria des Landbauconducteurs Friedrich Doeltz vom 20.11.1855, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 512, II. Vgl. Stisser 1923, S. 120; Noll 2012, S. 167.

⁶⁰ Brief vom 30. September 1889, Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, A 513.21: Gestühl, Emporen, Fenster, Kunst und Denkmäler.

Neben den drei Fenstern wurde auch das Gestühl ausgetauscht.⁶¹ Aus diesem Anlass entschied man im Jahre 1890, den alten Brauch kirchlicher Platzvermietung aufzugeben.⁶²

St. Albani im 20. Jahrhundert

Im Jahre 1931 wurden die gut zwei Jahrzehnte zuvor wieder aufgefundenen zehn Tafeln des Hochaltars von 1499 zu einem neuen Retabel zusammengefügt und im Chor von St. Albani aufgestellt (Abb. 205).⁶³

Auch in den 1960er Jahren erfolgten Renovierungsarbeiten. Dabei richtete man ein neues Heizungssystem ein, führte Verputzarbeiten durch und verkleinerte vor allem die Orgelempore (Abb. 215).⁶⁴ Vorher hatte die Empore bis an die ersten Mittelschiffspfeiler herangereicht (Abb. 214). Im Zuge des Orgelneubaus 1964/65 durch die Firma Paul Ott wurde die Empore nach hinten versetzt, um die Turmpfeiler sichtbar zu machen.⁶⁵

Die jüngste Restaurierung stammt aus den Jahren 1994-1996 (Abb. 213, 216). Dabei wurden vor allem die Dachbalken erneuert und Reparaturen am Kirchturm vorgenommen.⁶⁶ Zudem erfolgte die farbliche Neugestaltung des Innenraumes.⁶⁷

⁶¹ Stisser 1923, S. 120.

⁶² Kirchenkreisarchiv Göttingen, PFA Albani, ZS 4, ZS 8. Van Kempen 1953, S. 65.

⁶³ Vgl. Noll 2012, S. 164-167.

⁶⁴ Renovierung der Albani-Kirche. In: Göttinger Tageblatt, Nr. 5, 6./7. Januar 1962.

⁶⁵ Vgl. Bielefeld 2007, S. 38.

⁶⁶ Pöhls, S. 10.

⁶⁷ Siehe oben das Kapitel „Die Ausmalung“.



Abb. 209: Göttingen, St. Albani, Ansicht von Osten



Abb. 210: Göttingen, St. Albani, Ansicht von Nordosten



Abb. 211: Göttingen, St. Albani, Inneres nach Osten um 1930



Abb. 212: Göttingen, St. Albani, Inneres nach Osten vor der Renovierung von 1994



Abb. 213: Göttingen, St. Albani, Inneres nach Osten



Abb. 214: Göttingen, St. Albani, Inneres nach Westen vor 1964



Abb. 215: Göttingen, St. Albani, Inneres nach Westen nach 1964



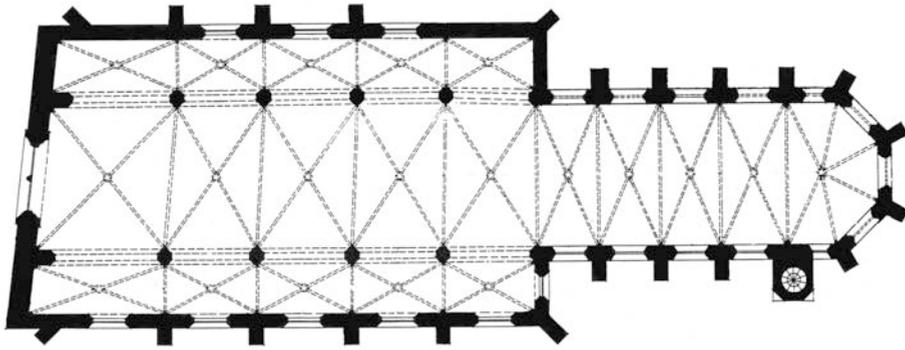
Abb. 216: Göttingen, St. Albani, Inneres nach Westen

Zeittafel Paulinerkirche

- 1294** Herzog Albrecht II. gestattet dem Dominikanerorden, in Göttingen ein Kloster zu gründen
- zwischen 1300 und 1320** Vermutlicher Baubeginn des Paulinerklosters
- 1331** Weihe der Paulinerkirche, Fertigstellung von Dormitorium und Kreuzgang (Jahresangabe nach Franciscus Lubecus)
- 1499** Vollendung des Hochaltarretabels von Hans Raphon
- 1529** Aufhebung des Paulinerklosters im Zuge der Reformation; Nutzung der Kirche für evangelische Gottesdienste
- 1585** Nutzung des ehemaligen Klosters als Pädagogium
- 1733** Verlegung des Pädagogiums an den heutigen Wilhelmsplatz; Gründung der Universität Göttingen, danach Nutzung der Paulinerkirche als Universitätskirche und der weitgehend neu errichteten Gebäude über dem ehemaligen Kloster als Hörsäle, Bibliotheks- und Verwaltungsräume
- 1803** Aufhebung der Paulinerkirche als Universitätskirche, Verlegung der Universitätsgottesdienste in die Johanniskirche
- 1808-12** Umbau des Kirchengebäudes zur Bibliothek nach Entwürfen von Friedrich Weinbrenner und Justus Heinrich Müller; Einziehung einer Zwischendecke im ehemaligen Kirchenraum
- 1938** Umgestaltung des oberen Kirchenraums zum Ausstellungsraum
- 1944** Starke Zerstörungen durch einen Bombenangriff am 24. November
- 1948** Wiederherstellung nach Kriegsschäden abgeschlossen
- 2000** Umfassende Sanierung; Nutzung des oberen Kirchenraums als Ausstellungs- und Veranstaltungssaal

Die Paulinerkirche

Lena Hoppe



Auf dem Areal, das von Papendiek, Prinzen-, Gotmar- und Paulinerstraße begrenzt wird, befindet sich die Paulinerkirche, die ehemalige Klosterkirche des Göttinger Dominikanerordens. Mit ihrem Standort, abseits der Hauptachse der Altstadt und ohne auffälligen Kirchturm, tritt sie unter den Göttinger Kirchen bescheiden in den Hintergrund. Ihr architekturgeschichtlicher Wert sollte dennoch nicht unterschätzt werden: Sie ist nicht nur die größte mittelalterliche Kirche Göttingens, sondern auch der älteste vollständig erhaltene Sakralbau der Stadt.

In den vergangenen Jahrhunderten hat die Paulinerkirche viele Umnutzungen und Umbauten erfahren. Von der Klosterkirche wurde sie zum Zeughaus, zum Pädagogium, zur Universitätskirche, zu einem Teil der Universitätsbibliothek und schließlich zum Magazin, Ausstellungs- und Vortragssaal umgestaltet. Viele Elemente des ursprünglichen Baus sind im Laufe der Jahre verändert worden oder verloren gegangen. Der materielle Bestand der mittelalterlichen Architektur ist jedoch weitgehend erhalten geblieben.

Die Bettelorden

Der Dominikaner- und der Franziskanerorden waren im Mittelalter die größten und einflussreichsten Bettelorden. Zwischen dem 13. und dem ausgehenden 15. Jahrhundert war in fast jeder auch nur etwas größeren Stadt West- und Mitteleuropas mindestens einer der beiden Orden ansässig. In Göttingen siedelten sich zunächst die Franziskaner¹ und kurze Zeit später auch die Dominikaner an. Beide Orden verband die Absicht, die Ketzerei zu bekämpfen und eine Alternative zu der sich zunehmend klerikalisierenden Kirche darzustellen. Diese Ziele verfolgten sie durch die Verkündigung der Evangelien und ein vorbildliches apostolisches Leben in christlicher Armut. Auf den Armutsgedanken ist die Bezeichnung als Bettelorden zurückzuführen.² Neben ihrer Predigertätigkeit und dem Vorgehen gegen Ketzerei kümmerten sich die Ordensbrüder um die Seelsorge an den Bürgern und hatten außerdem das Bestattungsrecht inne. Da sie sich direkt in den Städten – und nicht wie zuvor die Benediktiner und Zisterzienser auf dem Lande vor den Mauern – ansiedelten, traten sie damit in Konkurrenz zu den bestehenden kirchlichen Institutionen.³

Trotz vieler Gemeinsamkeiten, und obwohl sich Franziskaner und Dominikaner in vielerlei Hinsicht gegenseitig beeinflussten, waren sie Konkurrenten mit unterschiedlichen Wirksamkeiten und einer ausgeprägten Verachtung für den jeweils anderen Orden. Der Franziskanerorden entstand im frühen 13. Jahrhundert um den Bußprediger Franziskus von Assisi und wurde 1223 offiziell anerkannt. Seine Mitglieder stammten vorwiegend aus bürgerlich-handwerklichen Kreisen und niederen Schichten. Gründervater der Dominikaner war der spanische Kleriker Dominikus Guzmán. Der 1216 anerkannte Orden breitete sich schnell über ganz Mitteleuropa aus und ist im deutschsprachigen Raum ab 1221 nachweisbar. Seine Anhänger fanden sich im höheren Bürgertum und in den Adelsfamilien. Von Beginn an legten die Dominikaner viel Wert auf das Theologiestudium und Bildungsarbeit.⁴

Die Bettelorden weisen insgesamt eine ähnliche Bauauffassung auf. Charakteristische Unterschiede zwischen franziskanischen und dominikanischen Bauten sind kaum auszumachen. Die große Bedeutung der Predigertätigkeit und der Armutsgedanke spiegeln sich in weiträumigen und gleichzeitig schlichten Bau- und Raumanlagen wider.⁵ Ordensinterne Bauvorschriften gaben lediglich einen Rahmen für

¹ Siehe den Beitrag von Christian Scholl zur Barfüßerkirche in diesem Band.

² Der Verzicht auf kirchlichen Prunk erhöhte einerseits die Glaubwürdigkeit der Orden, andererseits waren sie auf Stifter angewiesen, die sich in diesem Zusammenhang ihr Seelenheil sichern wollten. Schenkluhn 2000, S. 239. – Die Orden sind außerdem unter dem Namen *Mendikanten* bekannt. Dieser leitet sich vom lateinischen *mendicare* (betteln) ab.

³ Zur Topografie und Lage von Bettelordensklöstern im Allgemeinen: Todenhöfer 2010, S. 299–302.

⁴ Aufgebauer 1994; Overhoff 1974, S. 2–5; Todenhöfer 2010, S. 22f.; Schenkluhn 2000, S. 9–25.

⁵ Binding/Untermann 1993, S. 339, 343. Schenkluhn 2000, S. 240 ist dagegen der Meinung, dass der Einfluss der Predigt auf die Gestalt des Kirchenraumes überschätzt wird: „Aufteilung und

die Architektur vor. In der Praxis orientierten sich die Orden an regionalen Vorbildern⁶ und passten sich an die ihnen vorgegebene Grundstückssituation an. So können im regionalen Vergleich zwar Ähnlichkeiten der Bauten ausgemacht werden, auf europäischer Ebene ist die Bettelordensarchitektur dagegen sehr vielseitig. Gemeinsam ist ihnen jedoch die strikte Trennung von Chor und Laienraum sowie der Verzicht auf Querhäuser und massive Turmanlagen.⁷



Abb. 217: Göttingen, Paulinerkirche: Blick vom Turm der Johanniskirche

Größe des Kirchenraums hängt viel mehr von den Bedürfnissen der Stifter und den ökonomischen Rahmenbedingungen als von den Verkündigungsnotwendigkeiten ab. Das belegen gerade die Monumentalbauten der Bettelorden, die potenziell das gesamte Pfarrvolk ihrer Stadt zu fassen vermögen, wo die Mönche aber trotzdem immer wieder ihre Predigten auf den weitläufigen Plätzen vor den Fassaden hielten.“

⁶ Als Vorbilder für die architektonische Gestaltung wurden nicht nur andere Bettelordenskirchen genutzt. Es wurden auch Elemente der benachbarten Pfarrkirchen übernommen. Schenkluhn 2000, S. 206.

⁷ Schenkluhn 2000, S. 240f.; Todenhöfer 2010, S. 197.

Die Gründung des Paulinerklosters

Die Ansiedlung der Dominikaner in Göttingen fällt in eine Zeit, in der einige weitere Klöster des Predigerordens in der näheren Umgebung gegründet wurden.⁸ Im Jahr 1294 wurde dem Dominikanerorden mit einer Urkunde gestattet, in Göttingen ein Kloster zu gründen.⁹ Albrecht II. (1279-1318), Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Stadtherr von Göttingen, wies den Mönchen ein nahe der Stadtmauer gelegenes, unbebautes Grundstück zu und befreite es von herzoglichen Abgaben.¹⁰

Die wenigen Informationen, die heute über den Bau des Göttinger Klosters bekannt sind, gehen zum größten Teil auf die Chronisten Franciscus Lubecus und Johannes Letzner zurück, die rund 300 Jahre später die Geschehnisse zu Papier brachten. Nicht allein weil sich die Schreiber in ihren Texten zum Teil gegenseitig widersprechen, sind diese Aufzeichnungen nur mit Vorsicht in die Forschung mit einzubeziehen.

Wann genau mit dem Bau des Dominikanerklosters begonnen worden ist, ist nicht bekannt. Vermutlich ist der Baubeginn der Paulinerkirche in die Zeit zwischen 1300 und 1320 zu datieren, denn nach der Stiftung musste mit großer Wahrscheinlichkeit zunächst das nah an der Leine gelegene Gelände trockengelegt werden, bevor die Konventsgebäude errichtet werden konnten. Erst danach wird man mit dem Kirchenbau begonnen haben.¹¹ Lubecus berichtet, dass die Kirche, das Dormitorium der Mönche und der Kreuzgang mitsamt seiner Unterkellerung in 37 Jahren errichtet worden seien – bis zum Jahr 1331, als die Kirche geweiht worden

⁸ Halberstadt um 1231 (Todenhöfer 2010, S. 58-71), Hildesheim 1238 (Schenkluhn 2000, S. 217), Halle 1271 (Baulanderwerb) (Todenhöfer 2010, S. 81-91), Braunschweig Anfang 14. Jahrhundert, wie das Göttinger Dominikanerkloster unter Herzog Albrecht II. (Römer 1980).

⁹ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 41, S. 31, nach einer Abschrift des 15. Jhs. im Stadtarchiv Göttingen, Urk. 1863: „Nos Dei gratia Albertus dux in Brunswic tenore presentium lucide protestamur, quod ad honorem Domini nostri Jhesu Christi et gloriose Virginis genitricis eiusdem Dei ac Domini nostri, pro salute nostra, uxoris nostre liberorumque ac omnium progenitorum nostrorum, fratribus ordinis predicatorum concedimus et in hiis scriptis indulgemus, quod in civitate nostra Gotinghe se recipiant. Concedimus, inquam, omnium quorum interest consensu ac tractatu prehabito diligenti, quapropter et proprietatem omnium arearum, que ipsis fratribus necessarie videbantur ad edificandum in eisdem monasterium, cimiterium, claustrum ac alia edificia ipsis necessaria secundum ordinis consuetudinem, eisdem in eadem nostra conferimus civitate, absolventes ipsis areas ac edificia in eis posita cum omnibus attinentiis seu appendiciis, de quibus omnibus etiam donationem nostram intelligi volumus, ab omni iure seu onere, quoad nos videbantur aliquater pertinere. Rogamus igitur et volumus et mandamus, quantinus dicte civitatis tam clerus quam consules et ceteri fideles nostri concessionis huius nostre gratiam favorabiliter acceptent et approbent fratresque prenomatos propter amorem Domini Jhesu Christi et reverentiam nostri benigne recipiant et favore benivolo prosequantur. In huius concessionis nostre perpetuam certitudinem presentibus sigillum nostrum duximus apponendum. Datum Asseborch a. D. MCCnonesimo quarto in dominica qua cantatur Reminiscere.“ Bezeugt auch von Lubecus 1994, S. 98. Vgl. Saathoff 1929, S. 28; Overhoff 1974, S. 9f.; Kurrat 1985; Aufgebauer 1994, S. 12 und Kat. Nr. 1.

¹⁰ Die Größe des Grundstücks beträgt 102 m x 73 m. Zur städtebaulichen Entwicklung Göttingens vgl. Fahlbusch 1952; Keyser 1958, S. 140-148; Last 1987, bes. S. 98.

¹¹ Freigang 1994a, S. 82.

sein soll.¹² Dieses Datum wird in der Forschung überwiegend anerkannt.¹³ Es sollte jedoch bedacht werden, dass es für die Richtigkeit dieser Angabe keine zeitgenössischen Belege gibt. Zudem kann von der Weihenachricht kein unmittelbarer Rückschluss auf die Fertigstellung der Kirche gezogen werden.¹⁴

Die Kirche soll Christus, den Aposteln Petrus und Paulus und anderen Heiligen geweiht worden sein.¹⁵ Frank Overhoff macht darauf aufmerksam, dass im Siegel des Konvents jedoch nur die beiden Apostel dargestellt sind. Seiner Meinung nach ist dies ein Hinweis darauf, dass das Patrozinium ausschließlich Petrus und Paulus galt.¹⁶ Vom Heiligen Paulus abgeleitet, ergab sich für die Predigermönche der Name „Pauliner“ oder im Niederdeutschen „Peweler“. Ihr Kloster wurde demnach Paulinerkloster genannt.¹⁷

Ebenso wenig wie das unsichere Weihedatum kann eine erhaltene Urkunde von 1304¹⁸ als Beleg für eine Fertigstellung der Kirche zu dieser Zeit herangezogen werden, wie es an einigen Stellen der Literatur zu entnehmen ist.¹⁹ Laut diesem Dokument verpflichteten sich die Mönche, ihr Kloster nicht ohne die Einwilligung des Rates zu vergrößern. Ein solcher Konflikt zwischen dem Rat und dem Kloster, bei dem es um die Festlegung der Grundstücksgrenzen geht, stellt jedoch ganz und gar nichts Ungewöhnliches dar und gibt keinerlei Auskunft über den Baufortschritt.²⁰

Die Auflösung des Klosters und die nachfolgende Nutzung

Wesentlich mehr als über die Gründung und Errichtung ist über die Auflösung des Göttinger Paulinerklosters im Zuge der Reformation bekannt. 1529 wurde es offiziell vom lutherischen Rat der Stadt aufgehoben. Doch bis der letzte Mönch die Stadt verließ, sollte es noch vier Jahre dauern. Trotzdem wurde die Paulinerkirche

¹² Lubecus 1994, S. 98: „[...] Haben uber vile und lange jare hiranne gebaweth, ehe sie es haben können follent zum ende brengen. Und find, das sie an die 37 jar daranne gebawet, ehe sie kirchen und ire cellen und schlafheuser geferdigt, bis in das 1331. jar. Do ists gewihet, [...]“

¹³ Saathoff 1929, S. 28; Seidel 1953, S. 6; Schadendorf 1953, S. 4; Weinobst 1975, S. 34; Reuther 1987, S. 542; Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 510.

¹⁴ Overhoff 1974, S. 28; Freigang 1994a, S. 82.

¹⁵ Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1738, S. 158.

¹⁶ Overhoff 1974, S. 28.

¹⁷ Aufgebauer 1994, S. 13.

¹⁸ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 59, S. 46: „In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Nos frater Henricus prior, frater Helwicus supprior totusque conventus fratrum ordinis predicatorum domus Gotyngensis nunc existens et futurus universis hanc literam visuris volumus esse notum, quod dominis nostris consulibus in civitate nostra Gotyngen nunc regentibus et in posterum recturis obligamus nos in hiis scriptis, quod habitationem nostram sine eorum beneplacito et assensu nullatenus volumus nec debemus de cetero ampliare, quam obligationem successore nostri sicut nos inviolabiliter in perpetuum observabunt. In cuius obligationis stabilitatem sygilla nostra duximus presentibus apponenda. Datum a. D. MCCCIII, octavo Kal. Junii.“

¹⁹ Schadendorf 1953, S. 4; Overhoff 1974, S. 28; Vogelsang 1987, S. 470.

²⁰ Saathoff 1929, S. 29.

bereits 1529 als Ort für den ersten evangelischen Gottesdienst Göttingens ausgewählt.²¹

In den folgenden Jahren standen die Gebäude zunächst leer.²² Einige Zeit später entschied der Göttinger Rat, in den Räumlichkeiten des Paulinerklosters ein Pädagogium zu eröffnen. Für die nächsten rund 150 Jahre diente das Langhaus der Kirche als Kornspeicher, während der Chor vom Pädagogium genutzt wurde.²³

1733 veranlasste Georg II., König von Großbritannien und Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, als Landesherr die Verlegung des Pädagogiums an den heutigen Wilhelmsplatz²⁴ und die Gründung der Universität in Göttingen. Von nun an sollte die Paulinerkirche für den universitären Gottesdienst und die Klosteranlage als Bibliotheks-, Hörsaal- und Verwaltungsgebäude genutzt werden.²⁵ Die mittelalterliche Einrichtung der Kirche wurde spätestens bei der Einrichtung als Universitätskirche entfernt. Auch wurden einige kleinere bauliche Veränderungen vorgenommen. Die Klosteranlage dagegen wurde fast vollständig neu errichtet, allerdings unter Wahrung der Position des Kreuzganghofes, der ungewöhnlich weit nach Osten auf der Nordseite des Chores der Kirche liegt.

Die Paulinerkirche diente bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts als Universitätskirche. Um 1810 fand die wohl größte Umnutzung der Kirche statt. Nach Entwürfen des bekannten Karlsruher Architekten Friedrich Weinbrenner wurde der Sakralbau zum Bibliotheksgebäude umgestaltet. Der Kirchenraum wurde in zwei Geschosse unterteilt und die Portale und Fenster der neuen Bestimmung angepasst.²⁶ Auch wenn die Räumlichkeiten in der folgenden Zeit immer wieder neue Funktionen zugewiesen bekamen und die Paulinerkirche im Zweiten Weltkrieg erhebliche Beschädigungen davongetragen hat, ist die bauliche Gestalt der Kirche seitdem weitgehend unverändert geblieben.

²¹ Overhoff 1974, S. 62-70; Schlotheuber 1994, S. 35-39.

²² Lubecus 1994, S. 458. Vgl. Schlotheuber 1994, S. 39. Dass die Paulinerkirche in dieser Zeit von Kaufleuten als Warenlager genutzt worden ist, kann nicht belegt werden.

²³ Lubecus 1994, S. 362. Vgl. Michael 1994, S. 111-124.

²⁴ Freigang 2002, S. 771.

²⁵ Eck 1994, S. 145-148.

²⁶ Fuchs 1994, S. 149-153.

Baubeschreibung

Der Außenbau

Bei der Paulinerkirche handelt es sich um eine dreischiffige fünfjochige Stufenhalle. Ihr einschiffiger Chor besteht aus vier Jochen und endet in einem 5/8-Schluss.²⁷ Die Kirche ist nach Osten ausgerichtet, misst 19 m in der Breite und an ihrer längsten Stelle 55 m. In der Literatur sind abweichende Längenangaben zu finden.²⁸ Dieser Umstand lässt sich auf die Tatsache zurückführen, dass die Westwand nicht rechtwinklig zu den Längswänden steht, sondern in Nord-Süd-Richtung um sechs Grad nach Osten gedreht ist.²⁹ Zur Deutung der schräg verlaufenden Wand gibt es verschiedene Vorschläge: Der Bau soll sich entweder nach dem Verlauf der Stadtmauer³⁰ oder nach dem Verlauf einer Straße³¹ ausgerichtet haben. Bis 1362 wurde die Stadt an dieser Stelle jedoch lediglich durch die Leine gesichert. Eine Straße, den heutigen Papendiek, scheint es dort erst ab dem späten 14. Jahrhundert gegeben zu haben. Eine Mauer zwischen dem Groner Tor und der Mühlenpforte kann erst ab 1409 nachgewiesen werden. Fraglich bleibt, warum in der Länge nicht auf wenige Meter verzichtet worden ist, um einen symmetrischen Grundriss zu erreichen.³² Die ungewöhnliche Lösung bedingt einige Besonderheiten der Konstruktion, die noch genauer betrachtet werden sollen.

Die Klosterkirche wurde überwiegend aus Kalkbruchstein errichtet. Einzelne Partien werden durch roten und grauen Sandstein akzentuiert. Das Äußere wird durch die Strebepfeiler, die Fenster zwischen ihnen und schließlich durch zwei verkröpfte Gesimse gegliedert.

Das Sockelgesims verläuft am Langhaus wie am Chor auf Höhe der Fenstersohlbänke. Die Abschlusswand des südlichen Seitenschiffes sowie die ersten drei Strebepfeiler des Chores werden jedoch ausgespart, da sich an dieser Stelle die Sakristei der Paulinerkirche befunden hat (s. u.). An der Westwand fehlt das Sockelgesims ganz. Ein zweites Gesims verläuft auf der nördlichen Langhauswand zunächst auf dem Niveau der Sohlbänke der Spitzbogenfenster. An der Westwand ist es lediglich durch einen farblichen Kontrast der Steine angedeutet. Kurz vor der Südwestecke senkt sich das Gesims plötzlich ab und verläuft auf der südlichen

²⁷ In der Bettelordensarchitektur treten Hallen mit fünf queroblonden Jochen im Langhaus, kombiniert mit Langchören und einem polygonen 5/8-Abschluss gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf. Die um 1240/50 entstandene Dominikanerkirche in Regensburg stellt das früheste Beispiel mit einem 5/8-Chorabschluss dar (Todenhöfer 2010, S. 242; Schenkluhn 2000, S. 110f.). Der vollständige Typus ist erstmals ab 1289 bei der Franziskanerkirche in Halberstadt ausgeprägt. Darauf folgten im frühen 14. Jh. die Dominikanerkirchen von Halberstadt, Braunschweig, Göttingen und Hildesheim sowie die Franziskanerkirche von Braunschweig (vgl. Todenhöfer 2010, S. 237).

²⁸ Saathoff 1929, S. 28 gibt 52 m an.

²⁹ Overhoff 1974, S. 15.

³⁰ Saathoff 1929, S. 29; Schadendorf 1953, S. 4; Reuther 1987, S. 542; Dehio Bremen, Niedersachsen 1992, S. 511.

³¹ Seidel 1953, S. 8.

³² Fahlbusch 1952, S. 23, 34; Overhoff 1974, S. 15f.

Langhauswand heute auf der Höhe der Stürze der aktuellen Rechteckfenster. Kurz vor dem östlichsten Eckpfeiler des Langhauses springt es jedoch senkrecht nach oben, um im letzten Stück der Wand im unteren Bereich der Spitzbogenfenster zu verlaufen. Nach der Unterbrechung durch die Sakristei wird das Gesims am Treppenturm in gleicher Höhe fortgesetzt und springt danach wieder senkrecht nach unten; im sichtbaren Teil des Polygons verläuft es etwa in der Mitte zwischen den Rechteck- und den Spitzbogenfenstern. In diesem Abschnitt ist es mit einer deutlich vorkragenden Schmiege ausgearbeitet, während es sonst nur ganz leicht aus der Mauer hervortritt.

Die Strebepfeiler der Paulinerkirche sind in ihrer Grundform gleichartig aufgebaut. Sie haben einen rechteckigen Grundriss und stehen im rechten Winkel zur Wand. Nur an den Ecken des Schiffs wird der Schub diagonal abgeleitet. Die westlichen schräggestellten Eckstrebepfeiler befinden sich jedoch nicht wie zu erwarten an den Gebäudekanten, sondern leicht nach Osten versetzt, mit der Konsequenz, dass die Rippengewölbe innen vor der Wand enden. Offenbar hat sich die Westmauer direkt an der Grundstücksgrenze befunden, und diese durfte nicht überschritten werden.³³



Abb. 218: Göttingen, Paulinerkirche: Ansicht von Südosten

³³ Freigang 1994a, S. 78f.



Abb. 219: Göttingen, Paulinerkirche: Chor von Norden

Die beiden genannten Gesimse sind jeweils um die Pfeiler verkröpft. Auf diesen Höhen verjüngt sich der Grundriss der Pfeiler jeweils leicht. Die höheren Chorpfeiler haben weiter oben nochmals einen zusätzlichen Wassersschlag. Nach oben werden die Pfeiler unterhalb des Traufgesimses, etwa auf gleicher Höhe mit den Spitzbogenfenstern, mit kleinen Giebeln vor pultdachartigen Wasserschlägen abge-

schlossen. Trotz der zunächst einheitlich erscheinenden Gestaltung gibt es einen charakteristischen Unterschied zwischen Chor und Langhaus: Die Strebeböfeler des Langhauses sowie der westlichste Pfeiler der nördlichen Chorwand sind am Giebel mit einem einbeschriebenen offenen Dreiblatt verziert,³⁴ während die übrigen Chorstrebeböfeler dieses Element nicht aufweisen. Der Formwandel lässt vermuten, dass der Bau der Paulinerkirche am Chor begonnen worden ist und das Langhaus erst nach einem Konzeptwechsel ausgeführt wurde. Hierfür spricht außerdem, dass die Tiefe der Langhausjoche gegenüber denen des Chors deutlich größer ist, wie man am weiteren Abstand der Strebeböfeler leicht erkennen kann. Da die Langhausfenster nur wenig breiter sind als die Chorfenster, ergibt sich im Chor eine anteilig geringere Wandfläche. Der Chor war somit deutlich heller als das Langhaus.



Abb. 220: Göttingen, Paulinerkirche: Ansicht von Nordwesten



Abb. 221: Göttingen, Paulinerkirche: Chor von Süden

Die spitzbogigen, mit einer Laibung versehenen Fenster in den Seitenschiffswänden und im Chorbereich waren mit großer Wahrscheinlichkeit ursprünglich mit Maßwerk ausgefüllt. Die Rekonstruktion der Formen ist jedoch nur noch anhand alter Stiche möglich und daher sehr ungenau. Auf einem Kupferstich von Georg Daniel Heumann aus dem 18. Jahrhundert, der die Südseite der Paulinerkirche zeigt (Abb. 222), ist ein dreibahniges Maßwerk zu sehen. Die Spitzen der drei Lanzetten sind genast und die jeweils äußeren Lanzetten sind mit einem sich nach außen krümmenden Spitzbogen überfangen. Im Couronnement ist ein Kreis mit drei einbeschriebenen Vierpässen zu sehen. Es fällt auf, dass die Darstellung des Maßwerkes sehr stark an die Fenster der Göttinger Kirchen St. Jacobi, St. Nikolai

³⁴ Dieses Element tritt auch an anderen Göttinger Kirchen auf (St. Marien, St. Nikolai und St. Jacobi). Vgl. den Beitrag von Jens Reiche in diesem Band.

bodenniveau ins Dach führte.³⁵ Etwa auf der Höhe der Sohlbänke der Spitzbogenfenster geht er von einem rechteckigen Grundriss in ein Achteck über. Im Inneren des Turmes befindet sich eine Wendeltreppe, die heute allerdings nicht mehr in Benutzung ist. Der ehemalige Zugang an der Westseite ist zugemauert.³⁶

Zwischen dem Treppenturm und dem östlichen Abschluss des südlichen Seitenschiffes befand sich die Sakristei der Paulinerkirche. An den Strebebeylern sind noch Spuren ihres Gewölbes zu erkennen.³⁷ Nach einem Kupferstich von Georg Daniel Heumann aus dem Jahre 1747 (Abb. 222) hatte sie vier spitzbogige Fenster, denen im Inneren sicher vier Joche entsprachen, und lehnte sich mit einem Pultdach an die Kirche an. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich um einen gotischen, wahrscheinlich sogar gleichzeitig mit der Kirche entstandenen Bau. Ein weiterer Stich Heumanns zeigt den Innenraum der Paulinerkirche anlässlich eines Besuches von König Georg II. (Abb. 239). Er ist die einzige bildliche Überlieferung des Kirchenraumes vor den Umbaumaßnahmen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Zugang zur Sakristei lag im vierten Joch des Chores. Im Mauerwerk ist dies jedoch nicht mehr nachzuweisen.

Ein Spitzbogen in der Ostwand des Seitenschiffes wird in der älteren Literatur als Zugang zur Sakristei³⁸ oder zu einer sich an dieser Stelle befindlichen Kapelle³⁹ angesprochen. Es sollte jedoch bemerkt werden, dass sich die Höhe des Spitzbogens nur schwer mit der Höhe des Gewölbes vereinbaren lässt und Sakristeien zweckmäßigerweise immer mit dem Chor verbunden waren. Zudem beginnt der Bogen erst oberhalb des Sockelgesimses, was zusätzlich gegen die Deutung als Portal spricht.

Eine ähnliche Beobachtung lässt sich im ersten Joch der südlichen Langhauswand machen. Hier sind zu beiden Seiten des Rechteckfensters Bruchstücke eines gotischen Spitzbogens zu sehen. Auch dieser Befund wird allgemein als ehemaliges Portal gedeutet. Jedoch beginnt der Bogen auch an dieser Stelle erst oberhalb des Sockelgesimses. Möglich ist, dass es sich hier um Reste eines Grabaufbaus handelt, der zu einem Friedhof auf dem Gelände zwischen der Paulinerstraße und der Südfront der Kirche gehörte.⁴⁰ Schadendorf sieht hier den ursprünglichen Gemeindeeingang der Kirche.⁴¹ Seidel vermutet dagegen auch hier den Zugang zu einer Kapelle, da sich seiner Meinung nach der Gemeindeeingang an der Westfront befunden

³⁵ Die Architektur der Bettelorden verzichtete grundsätzlich auf den Bau von massiven Türmen. Treppentürme treten dagegen häufig auf. Meistens sind sie achteckig und stehen im Winkel zwischen Langhaus und Chor (vgl. Todenhöfer 2010, S. 221).

³⁶ Overhoff 1974, S. 41f.; Freigang 1994a, S. 77.

³⁷ Seidel 1953, S. 10 glaubt an eine Entstehung der Sakristei im Zuge der Umgestaltung zur Universitätskirche zwischen 1734 und 1737.

³⁸ Overhoff 1974, S. 21.

³⁹ Seidel 1953, S. 8-10.

⁴⁰ Vgl. Saathoff 1929, S. 8.

⁴¹ Schadendorf 1929, S. 4.

den hat.⁴² Overhoff schließlich schlägt für die Lokalisierung des Hauptportals die Mittelachse der südlichen Langhauswand vor.⁴³ An dieser Stelle befindet sich heute ein schlichter Eingang, der über sechs Stufen zu erreichen ist. In seiner jetzigen Gestalt ist er erst im Zuge der Wiederaufbauarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden.⁴⁴ Es ist verwunderlich, dass anscheinend bisher ein Befund auf der Nordseite der Langhauswand völlig außer Acht gelassen worden ist. Hier sehen wir im zweiten Joch zu beiden Seiten des Rechteckfensters Überreste einer bogenförmigen Öffnung, die sich bis zum Fußbodenniveau zieht. An dieser Stelle kann viel eher von einem ursprünglichen Portal ausgegangen werden.



Abb. 223: Georg Daniel Heumann: Der Große und äußere Hof des Universitäts Collegii, Kupferstich, 1747, Göttingen, Städtisches Museum

Wie viele Zugänge die Paulinerkirche ursprünglich besessen hat, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Da die Bettelorden allgemein die Anzahl und die Lage der Portale an ihre Grundstückssituation anpassten, ist es nur schwer möglich, Vergleichsbeispiele für eine Rekonstruktion heranzuziehen. Auch wenn Achim Todenhöfer darauf hinweist, dass die Laienportale der Bettelordenskirchen meist klosterabseitig

⁴² Seidel 1953, S. 8-10.

⁴³ Overhoff 1974, S. 19f.

⁴⁴ Seidel 1953, S. 39.

gelegen haben,⁴⁵ könnte sich das der Göttinger Paulinerkirche durchaus auf der Nordseite befunden haben, da die Konventsbauten weiter als sonst üblich nach Osten verschoben waren. Zudem muss es an der Südseite eine Pforte zum Friedhof und an der Nordseite Zugänge zum Kreuzgang sowie zum Dormitorium der Mönche gegeben haben, deren genaue Lage aber nicht mehr geklärt werden kann.

Das Langhaus und der Chor der Paulinerkirche werden heute von einem Satteldach mit durchlaufender Firstlinie bedeckt, das im Westen mit einem Kopfwalm abschließt. Über dem Chor ist es dreifach abgewalmt. Durch eine Bombe im Zweiten Weltkrieg wurde das Dach der Kirche gänzlich zerstört. Man kann wohl davon ausgehen, dass sich das gotische Dachwerk bis zu der Bombenzerstörung erhalten hatte; leider wurde es nie dokumentiert. Anhand einer Zeichnung von Besemann und Fotos aus dem frühen 20. Jahrhundert (Abb. 237, 238) lässt sich erkennen, dass beim Wiederaufbau die ursprüngliche Dachform wiederhergestellt worden ist.⁴⁶

Ursprünglich hat sich ein Dachreiter mit einer Glocke auf dem Satteldach befunden. Frank Overhoff weist auf den Bericht eines Zeitzeugen hin, der von einem Brand im Jahre 1545 berichtet, dem der „Thurm“ der Paulinerkirche zum Opfer gefallen sein soll.⁴⁷ Er wurde jedoch wiederhergestellt, denn ein Kupferstich von Georg Daniel Heumann (Abb. 223) zeigt einen Dachreiter an zentraler Stelle des Langhausdaches.⁴⁸ Diese Position kann durch Betrachtung des Gewölbes im Innenraum bestätigt werden. Der Schlussstein des dritten Mittelschiffsjochs ist besonders groß und mit einem Loch versehen – offenbar, um hier das Glockenseil herabzulassen. Im Zuge der Umbauarbeiten zur Herrichtung der Kirche als Bibliotheksgebäude 1803 ist der Dachreiter jedoch entfernt worden.⁴⁹

Der Innenraum

Der heutige Raumeindruck der Paulinerkirche (Abb. 242, 245) ist aufgrund der eingezogenen Zwischendecke stark beeinträchtigt; die ursprüngliche Raumhöhe kann man sich nur vorstellen. Ehemals stützten 12 m hohe Pfeiler die Spitzbogenarkaden, welche die drei Schiffe des Langhauses voneinander trennen. Nach dem Umbau sind heute nur noch ca. 5,50 m der Pfeiler im oberen Stockwerk sichtbar. Auf jeder Seite sind es vier freistehende Pfeiler, die durch einen mit der Westwand verbundenen 5/8-Pfeiler und einen mit dem Chorchals verbundenen 3/8-Pfeiler ergänzt werden. Die freistehenden Pfeiler haben einen achteckigen Grundriss und

⁴⁵ Vgl. Todenhöfer 2010, S. 275-277.

⁴⁶ Overhoff 1974, S. 22. Freigang 1994a, S. 77.

⁴⁷ Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1734, S. 149. Vgl. Overhoff 1974, S. 39. Auch Lubecus 1994, S. 370 berichtet von diesem Brand.

⁴⁸ Weinobst 1975, S. 35; Freigang 1994a, S. 77 lokalisiert den Dachreiter fälschlich auf dem Chordach.

⁴⁹ Seidel 1953, S. 26.

jeweils einen Durchmesser von ca. 96 cm.⁵⁰ Da der heutige Fußboden des Magazins die Basen der Pfeiler verdeckt, kann über deren Ausgestaltung nichts Genaueres ausgesagt werden. Auf der Südseite stehen die Arkadenpfeiler, je weiter man nach Westen kommt, immer weniger exakt gegenüber ihren Pendanten der Nordseite. Sie weichen immer stärker nach Westen aus, um die Schräge der westlichen Front auszugleichen.



Abb. 224: Göttingen, Paulinerkirche, Inneres nach Nordwesten



Abb. 225: Göttingen, Paulinerkirche, Blick ins westlichste Joch des Nordseitenschiffs von Südosten

Das Mittelschiff und der Chor der Kirche sind mit Kreuzrippengewölben überspannt, die durchlaufen, ohne dass ein besonders gestalteter Chorbogen eine Zäsur markiert. Jedoch sind die Joche im Chor stärker querrrechteckig und entsprechend wesentlich weniger tief, während das westliche Mittelschiffsjoch viel tiefer als alle anderen ist. Am Übergang vom Langhaus zum Chor treffen die Gewölberippen lediglich auf Konsolen, wogegen sie an den Chorwänden und im Polygon von Kämpfern und darunterliegenden Wanddiensten aufgefangen werden. Die Dienste im Polygon sind sehr schlank und bis zum ursprünglichen Fußbodenniveau heruntergezogen. Ursprünglich reichten die Dienste im Langchor bis ins untere Drittel

⁵⁰ Die achteckigen Pfeiler sind in der Bettelordensarchitektur weit verbreitet. Als Beispiele sollen hier die Bettelordenskirchen in Halberstadt, Braunschweig, Halle und Hildesheim genannt werden. Vgl. Todenhöfer 2010, S. 272-274.

der Kirchenwände und ruhten dort auf Konsolen, wie auf dem Kupferstich von Heumann zu sehen ist (Abb. 239). Im 19. Jahrhundert wurden sie jedoch an der Nordwand unter Verwendung der ursprünglichen Konsolen verkürzt.⁵¹ Da die Dienste der Südwand bis unter das heutige Fußbodenniveau reichen, sind die Konsolen – mit zu kurzen Diensten – heute nur noch auf der Nordseite sichtbar.



Abb. 226: Göttingen, Paulinerkirche, Pfeilerkapitell und Gewölbedienst im Langhaus (Südarkaden, 2. Pfeiler von Westen)



Abb. 227: Göttingen, Paulinerkirche, Blick in den Chorraum (Nordwand)

Im Mittelschiff sind über den Pfeilerkapitellen Dienststücke aufgesetzt, die das Gewölbe um etwa einen Meter über das Niveau des Gewölbes der schmaleren Seitenschiffe anheben. Es entstehen auf diese Weise über den Arkadenbögen sichelförmige Wandstreifen, wodurch die Paulinerkirche zu einer Stufenhalle wird.⁵² Nur an der Westwand gehen die Rippen unmittelbar in die Mauer über.

In den Seitenschiffen setzen die Kreuzrippengewölbe innen direkt auf den Kapitellen der Arkadenpfeiler an, außen dagegen auf kurzen Diensten, die auf Konsolen ruhen. Nur am West- und Ostende fehlen die Dienststücke, und die Gewölberippen beginnen unmittelbar auf Konsolen. Im Westen reichen die Kreuzrippen-

⁵¹ Vermutlich, um die Aufstellung von Regalen zu ermöglichen. Vgl. Seidel 1953, S. 29.

⁵² Dieser Typus ist außerdem bei den Bettelordenskirchen in Halberstadt und Braunschweig zu finden. Vgl. Todenhöfer 2010, S. 328-331.

gewölbe – bedingt durch die Stellung der Strebepfeiler – nicht bis ganz an die Wand. Das Gewölbe wird hier durch kurze Spitztonnen fortgesetzt. Im südlichen Seitenschiff wird die Spitztonne durch einen zusätzlichen Gurtbogen vom Seitenschiff getrennt. Aber auch im östlichen Joch setzten die Gewölberippen nicht exakt an den Pfeilerkapitellen an, sondern leicht versetzt auf einer angefügten Konsole.



Abb. 228: Göttingen, Paulinerkirche: Abgearbeiteter Rippenanfänger auf dem Dachboden



Abb. 229: Göttingen, Paulinerkirche: Nördliches Seitenschiff nach Osten

Der Grund hierfür wird erst durch einen Blick in den Dachraum des nördlichen Seitenschiffs deutlich: Hier ist nämlich genau über dieser Stelle ein ausgearbeiteter Anfänger einer Diagonalrippe zu sehen (Abb. 228). Dieser Befund zeigt, dass es offensichtlich Änderungen des Bauplans gegeben hat. Das Gewölbe der Seitenschiffe sollte zunächst auf einem höheren Niveau ausgeführt werden. Vermutlich hätten dabei auch alle Arkadenbögen höher gezogen werden sollen. Nach dem ersten Plan wäre die Paulinerkirche keine Stufenhalle, sondern eine reine Hallenkirche geworden.⁵³

⁵³ Freigang 1994a, S. 79f.

Die Einzelformen im Inneren der Kirche bleiben sehr zurückhaltend. Die Fensterlaibungen wie auch die Arkadenbögen im Langhaus sind einfach gefast. Die Dienste in allen drei Schiffen und im Langchor sind in schlichter, runder Form gestaltet. Nur die Dienste im Chorpolygon weisen eine aufwändigere Birnstabform auf.



Abb. 230: Göttingen, Paulinerkirche: Konsole an der Südostecke des südlichen Seitenschiffs



Abb. 231: Göttingen, Paulinerkirche: Konsole am Übergang vom Langhaus zum Chor (Nordseite)

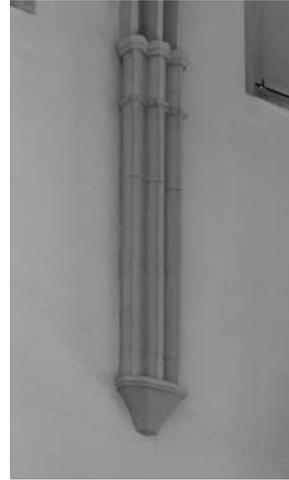


Abb. 232: Göttingen, Paulinerkirche: Dreierdienst an der Nordseite des Chores

Die Kapitelle der Arkadenpfeiler im Langhaus sind einheitlich einfach profiliert. Sie kragen stark aus und beginnen mit einem kleinen Wulst, auf den eine Kehle, ein Plättchen, ein Wulst und eine abschließende Platte folgen. Im Langhaus stützen Konsolen in insgesamt fünf verschiedenen Ausführungen das Gewölbe. Die meisten von ihnen sind nur profiliert, wobei verschiedene Kombinationen von Wülsten, Kehlen und Platten zu finden sind, ähnlich wie auch im Chor. Nur die Konsolen am Übergang zum Chor sind in der Grundform polygonal und wurden auf jeder Seite durch eine mit einem Kleeblattbogen abgeschlossene Vertiefung ausgezeichnet. Die Konsolen in den Seitenschiffen wurden dagegen einheitlich in einer gekehlten, wiederum polygonalen Form gestaltet, abgesehen von einer Konsole im Westjoch des südlichen Seitenschiffs, die dem Typ im Mittelschiff am Übergang zum Chor entspricht, aber noch detailreicher ausgeführt wurde. Eine große Ausnahme ist eine Konsole im östlichen Joch des südlichen Seitenschiffs, die als bärti-

ger Kopf gestaltet ist (Abb. 31). Dies ist bemerkenswert, da figürlich gestaltete Konsolen in Bettelordenskirchen nur selten nachweisbar sind.⁵⁴

Die Gurtbögen und Rippen des Gewölbes weisen ein grundsätzlich einheitliches, gekehltes Profil auf. Man kann vermuten, dass den heute schlichten, ringförmigen Schlusssteinen des Gewölbes ursprünglich wenigstens zum Teil verzierte Schlusssteine aus Stein oder Holz vorgeblendet waren.⁵⁵ Wie bereits erwähnt, fällt der Ring im dritten Langhausjoch deutlich größer aus als die übrigen. An dieser Stelle ist der ehemalige Dachreiter zu lokalisieren.

Die Ausstattung

Über das mittelalterliche Inventar der Paulinerkirche ist nur wenig bekannt. Soweit die Ausstattungstücke nicht bereits der Auflösung des Klosters während der Reformation zum Opfer gefallen waren, wurden sie spätestens im Zuge der Umbauarbeiten zur Universitätskirche entfernt. Aus unterschiedlichen Quellen lassen sich jedoch Details zu Hauptaltar, Chorgestühl und Lettner entnehmen. Ein Grundriss von 1705 (Abb. 233) zeigt das Pädagogium, das sich ab dem 16. Jahrhundert in den Räumlichkeiten der Klosteranlage befunden hat. Hier ist die Ausstattung des Chores der Paulinerkirche noch eingezeichnet.

Der Lettner am Choreingang nahm die gesamte Breite des Chores ein und hatte etwa die Tiefe eines Joches. Über sein Aussehen ist weiter nichts bekannt.⁵⁶ Er wurde spätestens 1733 im Zuge der Umgestaltung zur Universitätskirche abgebrochen.⁵⁷ In der Bettelordensarchitektur diente der Lettner zur Trennung von Mönchs- und Laienraum. Außerdem war der Ansatz des Chorraums bei Klosterkirchen in der Regel vom Langhaus durch ein höheres Fußbodenniveau markiert.⁵⁸ Der Kupferstich von Georg Daniel Heumann aus dem Jahre 1748 (Abb. 239) zeigt, dass der Chor der Paulinerkirche gegenüber dem Langhaus um zwei Stufen erhöht war.

Das zweireihige Chorgestühl des Paulinerklosters stand im Chor an den Wänden des zweiten und dritten Joches und an der Innenseite des Lettners am Choreingang. Heinrich Philipp Guden gab 1736 die Inschriften wieder, die sich über den Sitzen befunden haben und die Gründungsdaten sowie die Namen der deutschen Dominikanerkonvente aufführten. Demzufolge hat sich das Gestühl zu dieser Zeit noch in der Kirche befunden.⁵⁹ Auf dem Kupferstich von Heumann ist die mittelalterliche Ausstattung jedoch nicht mehr zu sehen. Rund 40 Jahre später

⁵⁴ Weitere Ausnahmen stellen die Franziskanerkirchen in Wittenberg, Zeitz und Braunschweig dar. Vgl. Todenhöfer 2010, S. 265f.

⁵⁵ Siehe auch ebd., S. 271f.

⁵⁶ Beer 1984, S. 71-79; Reuther 1987, S. 543.

⁵⁷ Eck 1994, S. 145.

⁵⁸ Schenkluhn 2000, S. 81-83.

⁵⁹ Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1736, Bd. 2, S. 163f.

schrieb Samuel Christian Hollmann: „Wo diese venerablen Alterthümer bey Erneuerung der Kirche etwan mögen hingekommen seyn, kann der Verfasser nicht sagen.“⁶⁰ Hier verliert sich die Spur des Chorgestühls.⁶¹

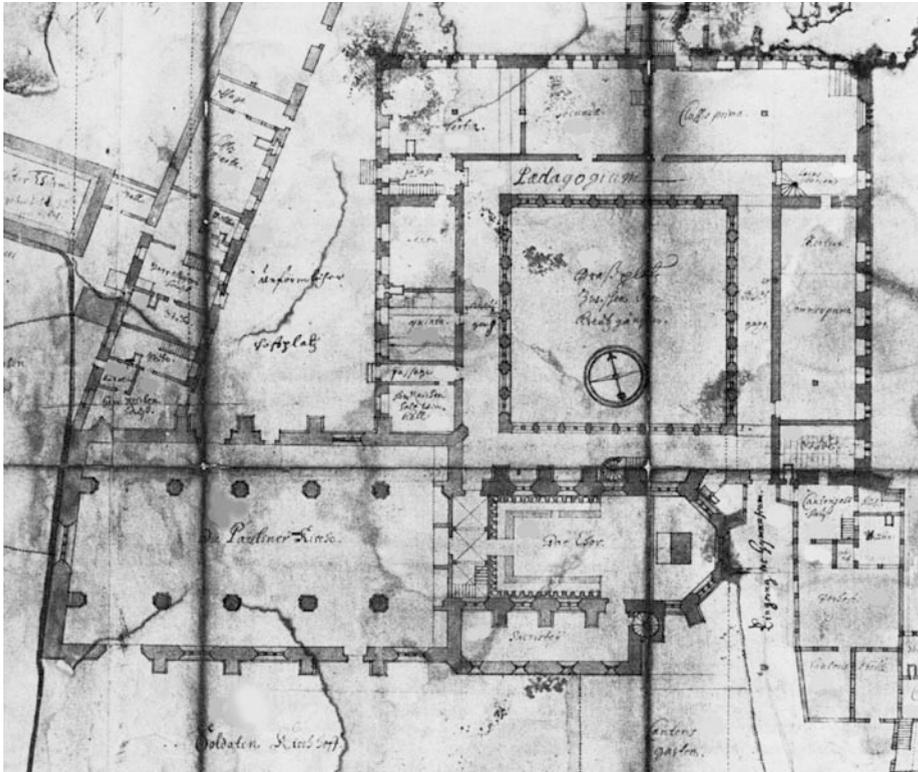


Abb. 233: Sudfeld Vick: Plan und Grundriß aller Schulgebäude und deren Zugehörige plätze zusambt der Pauliner Kirchen zu Gottingen, 1705, Ausschnitt, Göttingen, Universitätsarchiv, Ältere Kuratorial-Registratur 1, Nr. 4

Der verschollen geglaubte Hauptaltar der Klosterkirche konnte dagegen Mitte des letzten Jahrhunderts in der Prager Nationalgalerie wiederentdeckt werden. Eine überlieferte Inschrift benennt den Prior des Göttinger Klosters Johann Piper als Stifter und Hans Raphon als Maler, der den Altar 1499 vollendete. In geöffnetem Zustand erreichte er eine Breite von 7,20 m und eine Höhe von 2,90 m. Der Altar bestand aus einer Mitteltafel, die seitlich jeweils von zwei Flügeln flankiert wurde. Dargestellt sind neben verschiedenen Heiligen Szenen aus dem Leben Christi und seiner Mutter Maria. Auf der zentralen Innentafel waren die Passion Christi und im

⁶⁰ Hollmann 1787, S. 76.

⁶¹ Seidel 1953, S. 7; Overhoff 1974, S. 33f.; Freigang 1994a, S. 84.

Zentrum eine großformatige Kreuzigung zu sehen. Mit der Auflösung des Göttinger Klosters kam der Altar in das Kloster Walkenried. Wie er anschließend seinen Weg nach Prag fand, bleibt unklar.⁶²

Zudem wird es in der mittelalterlichen Paulinerkirche eine Orgel gegeben haben. Die Eröffnungsfeier der Universität fand jedoch ohne Orgel statt. Eine neue Orgel wurde erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgestellt.⁶³

Große Aufmerksamkeit genoss das Göttinger Dominikanerkloster durch den Besitz von Reliquien des Heiligen Thomas von Aquin. Seit 1341⁶⁴ habe „des Thomaes de Aquino Bildniß, zwar nur aus Holz, aber starck übersilbert, nebst einigen reliquien von demselben, an der Nord-Seiten, in einem Wandschrancke, gestanden.“⁶⁵ Durch die Verehrung der Reliquien wurde Göttingen, wenn auch nur für eine relativ kurze Zeit, zum Wallfahrtsziel. Es kamen hauptsächlich kinderlose Frauen zur Fürsprache und brachten Motivgaben, damit sich ihr Kinderwunsch erfüllte. Das jährliche Fest, das zu Ehren des Heiligen und mit einem begleitenden Markt stattfand, wurde bald nach Kassel verlegt, da die Franziskaner gegen das Treiben protestierten.⁶⁶ Heinrich Philipp Guden berichtet 1736 zusätzlich von einer gemalten Tafel, auf der der Lebenslauf des Heiligen Thomas von Aquin dargestellt gewesen sei. Diese Tafel soll 1445 angefertigt worden sein, war jedoch zur Zeit Gudens nicht mehr im Kloster aufzufinden.⁶⁷ Auch Lubecus berichtet von einer gemalten *historia* des Heiligen, die 1443 gemalt worden sein soll.⁶⁸ In der Literatur wird die Tafel häufig als „Altartafel“ angesprochen.⁶⁹

Des Weiteren sind die durch erhaltene Inventare bekannten liturgischen Geräte während der Reformation in den Besitz des Göttinger Rats gekommen und heute verschollen. Die wertvollen Objekte sind ebenso wie verschiedene Silberschmiedearbeiten und Messgewänder eingeschmolzen oder verkauft worden.⁷⁰

⁶² Hahn 1994, S. 88-92; Arndt 2012, S. 188-219.

⁶³ Overhoff 1974, S. 37f.; Bielefeld/Grobe 1994, S. 97-99.

⁶⁴ Schadendorf 1953, S. 4.

⁶⁵ Auch Lubecus 1994, S. 161 berichtet von dieser Figur: „Auch ist sein bilde von holtz gemacht, fein vorsilbert, do in die want hingezet.“

⁶⁶ Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1736, S. 160f. Lubecus 1994, S. 161f.: „Und ist do eine sonderbare walfarth dar gestift und jerlich ein hochfest gefiret worden [...]“. Vgl. Mithoff 1873, S. 78; Saathoff 1929, S. 30; Overhoff 1974, S. 51f.; Weinobst 1975, S. 34; Vogelsang 1987, S. 470; Aufgebauer 1994, S. 13.

⁶⁷ Heumann/Gruber 1736, S. 160.

⁶⁸ Lubecus 1994, S. 161: „Anno domini 1443 ist im Paulinercloster in der kirchen zu Gottingen die figur und historia von s. Thomas de Aquino gar von seiner jungen jugent bis in sein ende gemahlet.“

⁶⁹ Mithoff 1873, S. 79; Saathoff 1929, S. 30; Schadendorf 1953, S. 12; Overhoff 1974, S. 34f.

⁷⁰ Schlotheuber 1994, S. 36 und Kat. Nr. 100.

Architektonische Veränderungen nach dem Mittelalter



Abb. 234: Göttingen, Paulinerkirche: Nordportal

Nach der Auflösung des Dominikanerklosters blieb die Paulinerkirche lange Zeit wenig beachtet. Erst mit der Gründung der Universität im Jahr 1733 wurde ihr wieder erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Mit der Umgestaltung zur Universitätskirche erfuhr sie einige bauliche Veränderungen. So stammt das heute noch vorhandene Barockportal an der Nordseite der Langhauswand aus dieser Zeit (Abb. 234).⁷¹ Die Kupferstiche von Georg Daniel Heumann aus dem Jahre 1747 geben uns einen Eindruck des Zustandes der Kirche nach dieser Bauphase. Der Blick von Westen in die Paulinerstraße zeigt die Südseite der Kirche (Abb. 222). Im mittleren Joch des Langhauses ist dort ein Barockportal zu sehen.⁷² Heumann zeigt über dem Portal einen Balkon mit einer Tür, die ins Innere der Kirche führt. Das Fenster darüber ist kürzer als das heutige.

Die etwa gleichzeitig entstandene Darstellung des Innenraumes (Abb. 239), welche die einzige überlieferte Ansicht noch ohne die Zwischendecke ist, zeigt, dass schon kurz vor der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Seitenschiffen Emporen eingebaut waren. Darunter sind Prieche eingebaut. Am südlichen Pfeiler des Choreinganges war eine barocke Kanzel angebracht.⁷³ Vor dem Polygon befand sich eine massive Schrankenanlage mit zwei seitlichen Türdurchgängen und einem zentralem Altaraufbau. Auffällig ist, dass der Künstler die fünf Fenster der nördlichen Chorwand sowie das Fenster, das sich östlich des Treppenturmes befindet, nicht dargestellt hat. Bereits Seidel hat bemerkt, dass sich heute wohl nicht mehr ermitteln lässt, ob es sich hier um formale Gründe handelt oder ob diese Fenster tatsächlich zeitweilig zugemauert waren.⁷⁴

Darüber hinaus geben uns Aufzeichnungen von Johann Stephan Pütter⁷⁵ Informationen über die Einrichtung der Kirche im 18. Jahrhundert. Seine Beschreibung stimmt weitestgehend mit der Ansicht von Heumann überein.⁷⁶ Pläne, den Chorraum zu verkürzen und mit einem Kanzelaltar zu versehen (Abb. 235), wie

⁷¹ Seidel 1953, S. 10.

⁷² Es ist vermutlich gleichzeitig mit dem noch heute erhaltenen Portal der Nordseite entstanden.

⁷³ Grobe 1994, S. 99-101.

⁷⁴ Seidel 1953, S. 11f.

⁷⁵ Pütter 1765-1788, Bd. 1, S. 208.

⁷⁶ Seidel 1953, S. 10-12.

man sie an St. Johannis und St. Marien verwirklichte und für St. Albani immerhin in Erwägung zog, wurden nicht umgesetzt.⁷⁷

Neben der Kirche wurde im 18. Jahrhundert auch die Klosteranlage für die universitäre Nutzung hergerichtet. Auf den Grundmauern des Kreuzganges erbaute man das Kollegiengebäude, das als Hörsaal-, Verwaltungs- und Bibliotheksgebäude dienen sollte. Bald stellte sich jedoch heraus, dass die Räumlichkeiten zu wenig Platz für die ständig wachsende Bibliothek boten. Der Universitäts- und Klosterbaumeister Georg Heinrich Borheck wurde mit der Planung eines Erweiterungsbaus beauftragt. Einige seiner Entwürfe aus dem Jahr 1784 sind erhalten. Borheck plante die Einbeziehung des Chores der Kirche in die Bibliothek. Letzten Endes wurde ein östlicher Bibliotheksflügel ausgeführt, der den Chor am Polygon tangierte. Vom oberen Geschoss dieses Gebäudes bot ein verglaster Durchbruch zum Chor einen Blick in die Kirche.⁷⁸

Nur wenige Jahre nach der Vollendung des Anbaus bedingte erneuter Platzmangel weitere Planungen. Es wurde über eine Umgestaltung und sogar über den Abriss der Paulinerkirche diskutiert. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der Karlsruher Architekt Friedrich Weinbrenner, ein Hauptvertreter des Klassizismus in Deutschland, mit der Lösung des Problems beauftragt. Er legte Pläne für einen Südflügel und die Umnutzung der Kirche vor, die durch den Einzug einer Zwischendecke nun die doppelte Nutzfläche bieten sollte (Abb. 236).

Ab 1803 wurde der Gottesdienst in die Johanniskirche verlegt und die Umbaumaßnahmen wurden vorbereitet. Zunächst entfernte man die verbliebene mit-

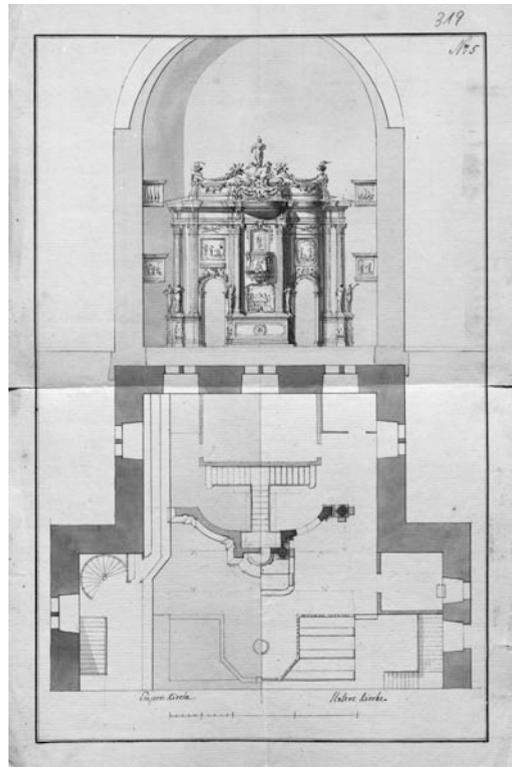


Abb. 235: Johann Michael Müller (?): Entwurf zum Umbau des Chores der Göttinger Paulinerkirche, um 1762, Göttingen, Universitätsarchiv

⁷⁷ Vgl. Freigang 1994b, S. 17f.

⁷⁸ Pütter 1765-1788, Bd. 2, S. 212-221; Schellenberg 1928; Seidel 1953; Eck 1994, S. 145-148.

telalterliche Einrichtung und brach die Sakristei sowie den Dachreiter ab.⁷⁹ Zwischen 1808 und 1812 kam es zur Verwirklichung des Projektes durch den neuen Universitäts- und Klosterbaumeister Justus Heinrich Müller. Allerdings wurde aus Kostengründen auf den Bau des Südflügels verzichtet.⁸⁰

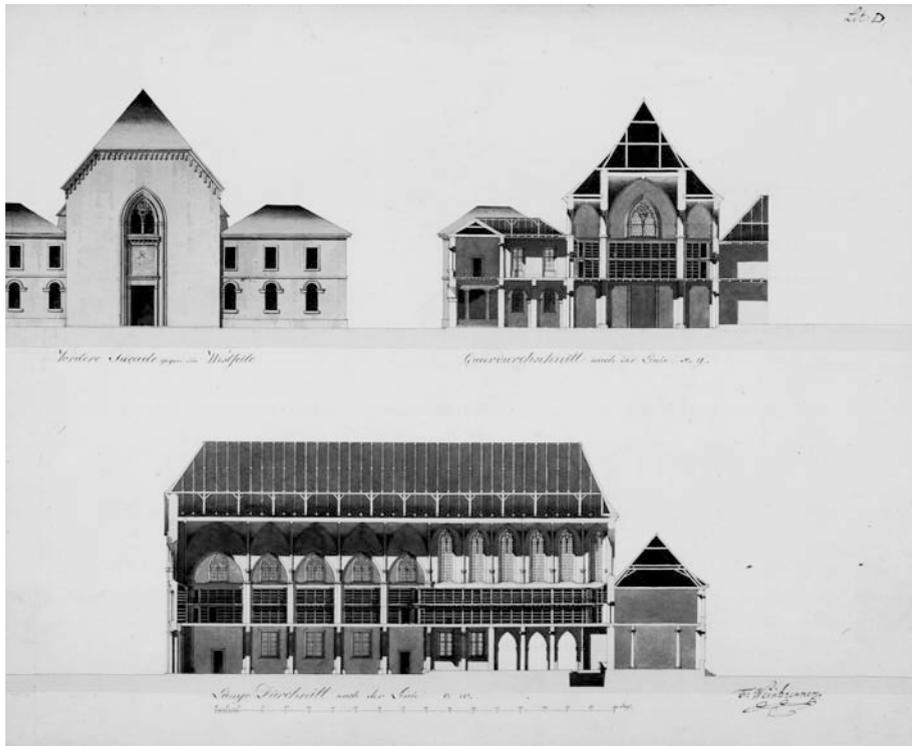


Abb. 236: Friedrich Weinbrenner: Projekt zum Ausbau der Göttinger Paulinerkirche als Bibliothekssaal, 1803, Göttingen, Universitätsarchiv

Die Öffnung der Westfront durch das sich heute noch dort befindende Portal und das darüber liegende Fenster entstammt dieser Bauphase.⁸¹ Ebenso gehören ihr die rechteckigen Fenster im unteren Teil der Längswände an, deren Einbau durch die Geschossteilung und die damit verbundene Kürzung der Spitzbogenfenster erforderlich wurde. Bei der neugotischen Ausgestaltung der Einrichtung des Bibliothekssaals und der Maßwerkfenster hielt sich Müller nicht an die Vorgaben von

⁷⁹ Seidel 1953, S. 23-26; Fuchs 1994, S. 149-153.

⁸⁰ Zu den Plänen Weinbrenners und den davon abweichenden Ausführungen Müllers vgl. Freigang 1994a, S. 85-87. Eine zeitgenössische Beschreibung des Umbaus bei Saalfeld 1920, S. 396-398.

⁸¹ Vgl. ebd., S. 397. Fenster und Portal wurden bei der Bombenzerstörung von 1944 stark in Mitleidenschaft gezogen und mussten anschließend restauriert werden. Das heutige Maßwerk stammt demnach aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Seidel 1953, S. 37.

Weinbrenner, sondern setzte seine eigenen Entwürfe um. Der Zustand nach dieser Bauphase ist durch Fotos aus dem frühen 20. Jahrhundert (Abb. 240, 243) dokumentiert.⁸²

Bis 1938 wurde das obere Stockwerk der Kirche als Bibliothekssaal genutzt. Dann entschied man sich, den Raum als Ausstellungssaal umzugestalten. Daraufhin wurde die Inneneinrichtung Müllers entfernt, die Bausubstanz restauriert und der Raum modernisiert.⁸³ Noch bevor die Arbeiten ganz abgeschlossen waren, wurden Teile der Bibliothek durch einen Bombenangriff am 24. November 1944 zerstört. Neben dem Dachwerk wurden die Fenster, die Zwischendecke und die neu eingebaute Heizungsanlage zu großen Teilen vernichtet. Die Gewölbe der Kirche hielten den Erschütterungen weitestgehend stand und trugen nur leichte Beschädigungen davon. Die Reparaturarbeiten wurden ab 1948 durchgeführt. Nachdem das Dach neu aufgebaut war, wurde die Zwischendecke erneuert. Der obere Raum wurde als Veranstaltungs- und Ausstellungssaal hergerichtet, und im unteren Teil wurde ein zweistöckiges Magazin eingefügt. Die Räumlichkeiten konnten am 8. Mai 1953 eingeweiht werden.⁸⁴

Auch nach dem Wiederaufbau sollte die Kirche noch weitere Umnutzungen erfahren. So befand sich ab 1960 ein Vorlesungssaal und zwischen 1973 und 1992 ein Katalogsaal der Universitätsbibliothek in der Paulinerkirche.⁸⁵ Nach Fertigstellung der neuen Staats- und Universitätsbibliothek am Platz der Göttinger Sieben wurde das nun so genannte „Historische Gebäude“ im Jahr 2000 saniert. Heute befindet sich im unteren Teil der Paulinerkirche ein zweistöckiges Magazin, während der obere Saal als Ausstellungs- und Veranstaltungsraum genutzt wird.⁸⁶

⁸² Freigang 1994a, S. 85-87.

⁸³ Ebd., S. 36f.; Fuchs 1994, S. 151f.

⁸⁴ Ebd., S. 152.

⁸⁵ Ebd., S. 152f.

⁸⁶ Glitsch/Rohlfing 2006, S. 15-19, 82f.



Abb. 237: Göttingen, Paulinerkirche, Ansicht von Südosten um 1930



Abb. 238: Göttingen, Paulinerkirche, Ansicht von Südwesten um 1930

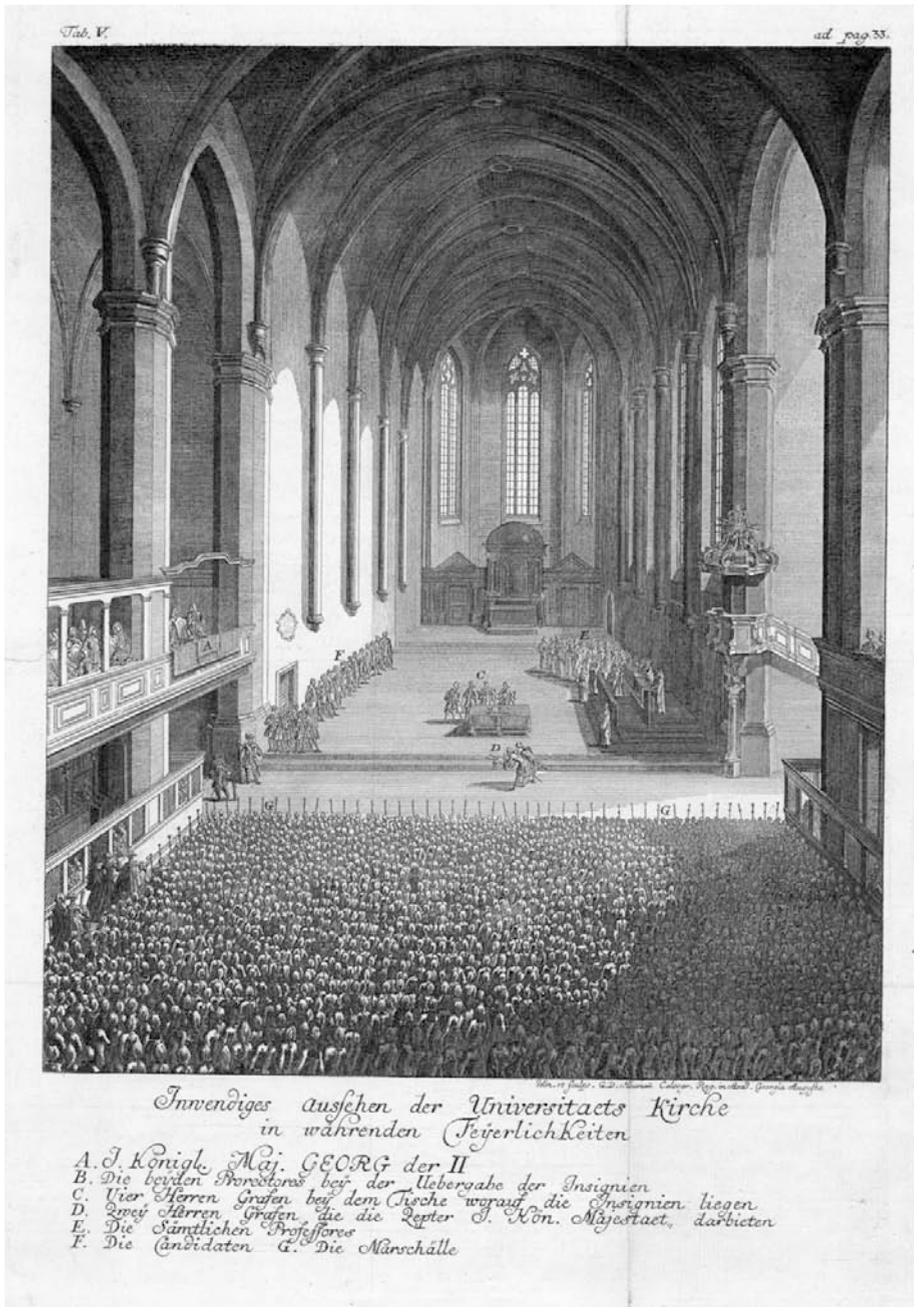


Abb. 239: Georg Daniel Heumann: Die Paulinerkirche beim Besuch König Georgs II. am 1. August 1748, Kupferstich, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen



Abb. 240: Göttingen, Paulinerkirche: Oberer Kirchensaal nach Osten vor 1945



Abb. 241: Göttingen, Paulinerkirche: Inneres nach Osten nach der Zerstörung der Zwischendecke im Zweiten Weltkrieg



Abb. 242: Göttingen, Paulinerkirche: Inneres nach Osten



Abb. 243: Göttingen, Paulinerkirche: Inneres nach Westen, 1926



Abb. 244: Göttingen, Paulinerkirche: Inneres nach Westen nach der Zerstörung der Zwischendecke im Zweiten Weltkrieg



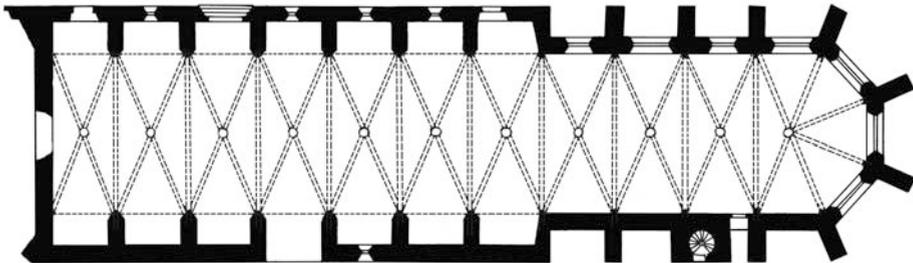
Abb. 245: Göttingen, Paulinerkirche: Inneres nach Westen

Zeittafel Barfüßerkirche

- 1268 (?)** Gründung des Franziskanerklosters in Göttingen; Datum bei Franciscus Lubecus überliefert, in der Forschung umstritten
- 1306** Vermutlich weitgehende Fertigstellung der Klostergebäude (überliefert bei Franciscus Lubecus); Bestattung von Bruno, dem Sohn Herzog Albrechts II., in der Klosterkirche
- 1308** Abstimmung der Predigtzeiten mit den konkurrierenden Dominikanern
- 1434** Aufstellung des Barfüßeretabels
- 1462** Das Göttinger Barfüßerkloster folgt der strengeren Auslegung der Franziskanerregeln (Spiritualen)
- 1478, 1498** Das Provinzialkapitel der Franziskanerobservanten tagt in Göttingen
- 1530** Verstärkte Repressalien der evangelischen Bürgerschaft gegen die im Barfüßerkloster ausharrenden Franziskaner; u. a. Beschlagnahmen und Zerstörung der Chorschranken
- 1533** Die Franziskaner verlassen das Göttinger Barfüßerkloster
- 1628-32** Kurzfristige Wiederbesetzung des Klosters mit Franziskanern im Dreißigjährigen Krieg
- 17./18. Jh.** Nutzung als Zeughaus
- 1820-22** Abbruch des Barfüßerklosters

Die Barfüßerkirche

Christian Scholl



Göttingen, Barfüßerkloster: Grundriss nach Planzeichnungen des 18. Jahrhunderts mit Gewölberekonstruktion

Man darf es als großes Glück bezeichnen, dass in Göttingen alle fünf mittelalterlichen Pfarrkirchen sowie die Paulinerkirche zumindest in ihrer Grundsubstanz erhalten geblieben sind. Wenn es um Verluste an Sakralarchitektur des Mittelalters geht, so ist neben den kleineren Kapellen eigentlich nur ein wirklich kapitaler Bau zu verzeichnen: die Barfüßerkirche als Klosterkirche der Franziskaner, die auf dem Gelände des heutigen Wilhelmsplatzes stand. 1820-22 wurden die Klostergebäude abgebrochen.¹ Dieser Verlust wiegt doppelt schwer: Aus historischer Sicht sind die materiellen Überreste einer der wichtigsten kirchlichen Institutionen der Stadt verloren gegangen. Und aus kunsthistorischer Perspektive wurde ein wirklich bemerkenswertes Gebäude zerstört, dessen Architektur auch überregional unter den zahlreichen Bettelordensbauten herausstach.

Leider lässt sich die Baugestalt der Göttinger Franziskanerkirche nur noch in Grundzügen rekonstruieren. Als Basis dienen dabei Pläne aus dem 18. Jahrhundert, die aus einer Zeit stammen, als das Gebäude längst profanen Zwecken diente. Eine Analyse des Bauwerks können sie nicht ersetzen. Vor allem kann über dessen Datierung sowie über eventuelle Bauphasen und Veränderungen nichts mehr ausgesagt werden. Entscheidende Fragen bleiben damit offen: Wann wurde das Gebäude errichtet? Wurde es in einem Zug erbaut, oder verdankte es seine bemerkenswerte Gestalt späteren Modifikationen?

¹ Vgl. im Folgenden das Unterkapitel „Von der Auflösung des Klosters bis zum Abriss der Gebäude“.

Der Franziskanerorden

Der Franziskanerorden entwickelte sich aus der Anhängerschaft des Kaufmannssohns Franz von Assisi (geboren um 1181/82, gestorben 1226, heiliggesprochen 1228), der nach einem religiösen Bekehrungsprozess als Laienprediger wirkte.² Im Zentrum seiner Lehre stand das Armutsgebot nach dem Vorbild Christi und der Apostel. Es war im Interesse der Kirche, diese Bewegung zu kanalisieren und als Orden zu institutionalisieren. Unter Papst Innozenz III. wurden um das Jahr 1210 die Grundsätze des Franziskus bestätigt und die sich formierende Bruderschaft unter päpstlichen Schutz gestellt.³ Diese bezeichnete sich selbst als „Ordo fratrum minorum“ (Orden der minderen Brüder) – daher auch die häufige Bezeichnung Minoritenkirche für Franziskanerkirche.⁴ Der Name Barfüßerkirche, wie ihn die Göttinger Franziskanerkirche trug, hängt mit der bewusst ärmlichen Ordenskleidung zusammen, bei der nicht selten auf festes Schuhwerk verzichtet wurde.⁵

Aufgrund kirchlichen Drucks wurde ab 1221 eine schriftliche Ordensregel ausgearbeitet, die 1223 päpstliche Approbation fand.⁶ Die Franziskaner wurden direkt unter den Schutz der Kurie in Rom gestellt und der Jurisdiktion der Bischöfe entzogen.⁷ Der Orden wurde in Ordensprovinzen organisiert, die in Kustodien unterteilt waren. Göttingen gehörte bis zum Jahr 1462 zur hessischen Kustodie innerhalb der Kölner Ordensprovinz.⁸

Von zentraler Bedeutung blieb das – in seiner juristischen Auslegung freilich immer wieder umstrittene – Armutsgebot, das den Mönchen persönlichen Besitz untersagte.⁹ Weil die Klöster auf Spendenbasis existierten (daher der Begriff „Bettelorden“) und – anders als etwa die Benediktiner- und Zisterzienserklöster – nicht als eigene landwirtschaftliche Betriebe funktionierten, konnten sie direkt in die Städte ziehen. In der städtischen Seelsorge und Predigt fanden sie ihr Hauptbetätigungsfeld.¹⁰

Das Armutsgebot der Franziskaner bestimmte nicht zuletzt die Gestaltung der Kirchenbauten. Während die ersten Regelwerke des Ordens diesbezüglich noch keine Vorschriften enthalten, wurden 1260 auf dem Generalkapitel von Narbonne Beschlüsse gefasst, welche beispielsweise eine Einwölbung nur im Chorbereich zuließen, eine reiche Ausschmückung sowie Bildfenster weitgehend untersagten und insbesondere größere Turmbauten verboten.¹¹

² Vgl. u. a. Elm 1989, Sp. 830; Aufgebauer 1994, S. 10; Schenkluhn 2000, S. 18.

³ Vgl. Elm 1989, Sp. 830; Pellegrini 1989, Sp. 799f.

⁴ Vgl. Aufgebauer 1994, S. 10; Schenkluhn 2000, S. 18.

⁵ Weitere Franziskanerkirchen, die unter dem Namen Barfüßerkirche bekannt sind, gibt es etwa in Augsburg, Basel, Erfurt und Pforzheim.

⁶ Vgl. Pellegrini 1989, Sp. 801.

⁷ Vgl. Aufgebauer 1994, S. 10; Schenkluhn 2000, S. 25.

⁸ Vgl. Aufgebauer 1994, S. 10.

⁹ Vgl. u. a. Iserloh 1985, S. 454-460.

¹⁰ Vgl. Aufgebauer 1994, S. 11.

¹¹ Vgl. Binding/Untermann 1993, S. 331-336.

Aufgrund ihrer Strenge, aber auch wegen ihrer rechtlichen Unabhängigkeit¹² waren Franziskanerklöster für Stifter in hohem Maße attraktiv. Vor allem als Bestattungsort erfreuten sie sich großer Beliebtheit. Dies führte immer wieder zu Konflikten mit den örtlichen Pfarrkirchen, die Einnahmeverluste befürchteten.

Auf diesem Wege konnten die Bettelordensklöster, ohne dass die Mönche selbst privaten Reichtum erlangten, ausgesprochen wohlhabend werden. Dies wirkte sich auch auf die Architektur aus: Einerseits hielt man sich immer weniger an bestimmte Verbote wie etwa an die Untersagung einer Einwölbung der Langhäuser. Andererseits gewann die franziskanische Architektur des bewussten Verzichts einen demonstrativen Charakter: Der institutionelle Wohlstand vieler Klöster führte zu Bauten, die die Prinzipien von Armut und Schlichtheit eher im Sinne eines Manifestes ausstellten. Dies gilt auch für beide Göttinger Bettelordenskirchen, die in ihrer großzügigen Anlage zu den repräsentativsten Sakralbauten der Stadt gehörten.

Über die Frage der Besitzlosigkeit kam es bei den Franziskanern immer wieder zu Auseinandersetzungen, die schließlich zur Aufspaltung in eine strengere Richtung (Spiritualen) und eine gemäßigte Richtung (Konventualen) führten.¹³ 1462 folgte das Göttinger Franziskanerkloster der Observanz (d. h. der strengeren Auslegung der Spiritualen) und trat von der kölnischen Ordensprovinz zu den sächsischen Observanten über.¹⁴ 1478 und 1498 tagte das Provinzialkapitel der Franziskanerobservanten in Göttingen.¹⁵

Durch ihre vergleichbare Ausrichtung wurden die verschiedenen Bettelorden innerhalb einer Stadt nicht selten zu Konkurrenten. Dies gilt auch für Göttingen, wo zahlreiche Auseinandersetzungen zwischen den Franziskanern im Barfüßerkloster und den Dominikanern im Paulinerkloster überliefert sind. So behandelt die erste Urkunde, die überhaupt das Göttinger Barfüßerkloster erwähnt, die Abstimmung der Predigtzeiten mit den Paulinern.¹⁶ Sie stammt aus dem Jahr 1308 und wirft die Frage auf, zu welchem Zeitpunkt die Franziskaner überhaupt nach Göttingen kamen.

¹² Papst Martin IV. verlieh 1281 den Franziskanern und Dominikanern das Recht, ohne Erlaubnis der Bischöfe zu predigen, und ohne Zustimmung der lokalen Pfarrer die Beichte abzunehmen und jedermann bestatten zu dürfen – vgl. Aufgebauer 1994, S. 11.

¹³ Vgl. Iserloh 1985, S. 454-460. Dabei ging es, wie Iserloh, ebd., zeigt, nicht nur um ordensinterne Fragen, sondern um die etwa für das Papsttum gravierende Frage nach der Besitzlosigkeit Christi und der Apostel.

¹⁴ Vgl. Aufgebauer 1994, S. 10; Schlothuber 1996, S. 19-24.

¹⁵ Vgl. Aufgebauer 1994, S. 14.

¹⁶ UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 69, S. 55f. Vgl. Aufgebauer 1994, S. 11f. sowie Ausst. Kat. Göttingen 1994, S. 45f., Nr. 5.

Die Etablierung des Franziskanerklosters in Göttingen

Eine Gründungsurkunde für das Göttinger Franziskanerkloster hat sich nicht erhalten. Die umfangreichste Quelle bietet der lokale Chronist Franciscus Lubecus. Demnach hat Herzog Albrecht I. von Braunschweig-Wolfenbüttel (Regierungszeit 1252-1279), nachdem ihm die Stadt Göttingen durch Landesteilung zugefallen war, ein Franziskanerkloster in der Roten Straße gegründet, um etwas für das Seelenheil der Familie zu tun.¹⁷ Es handelt sich beim Göttinger Barfüßerkloster – wie später auch beim Paulinerkloster – also um eine herzogliche Gründung, die, wie Lubecus weiter ausführt, insbesondere vom Adel unterstützt worden sei.¹⁸ Gleichwohl habe es vierzig Jahre gedauert, bis die Mönche alles „zusammengebettelt“, d.h. auf Spendenbasis ihr Kloster fertig gebaut hatten.

Dass sich das Göttinger Barfüßerkloster einer herzoglichen Stiftung verdankt und wohl auch auf welfischem Besitz angesiedelt wurde, gilt in der Forschung als unbestritten.¹⁹ Lange Zeit in Zweifel gezogen wurde hingegen das von Lubecus genannte Gründungsjahr 1268 sowie die Identifizierung des Stifters mit Albrecht I.²⁰ – zuletzt insbesondere durch Arend Mindermann. Dieser weist zum einen darauf hin, dass die Göttinger Franziskaner im Jahr 1533, als sie in Folge der Reformation um ihren Fortbestand kämpften, angegeben haben, dass das Kloster seit „byna 1 ½ hundert jaren bestehe“.²¹ Da es den Mönchen daran gelegen sein musste, die Ehrwürdigkeit ihres Klosters herauszustellen, werden sie, so Mindermann, „das ihnen bekannte Alter kaum untertrieben haben.“²² Zum anderen gibt es eine weitere Passage in der Chronik des Lubecus, in der die Gründung des Bar-

¹⁷ Lubecus 1994, S. 91: „Im 1268 jare, nach dem und also sich dei herzogen zu Brunswig fruntlich ire lande gedeilet, auch herzog Albrecht auß und van seiner gefengniß erloseth, des kriges fast mude und uberdrussig, gedacht er, wie er sich mochte zu sache und zufriden geben, im stillen leben und er Godt muchte dienen, darmit seinem vater, so im hern entslaffen, und seiner seelen zu den ehren und weil er auch selbst nhunmeer alt und auf der gruben ginge, war er willens, ein closter zu bawen, darum, weil in der stat Brunswig ein Franciscaner closter, so wollt er auch in dißer stat Gottingen auch eines haben. Gab demnach diser herzog Albrecht nach und vorgonstigt den Fratibus Minoribus odder den Poenitentibus in der Roden Straten eins zu bawen, sonderlich und dieweil ime die stat und land zu Gottingen zugefallen, ahn welchem closter sie uber die 40 jarlang gebawet und zusammen gebettelt.“

¹⁸ Ebd., S. 91f.: „Alle fursten, grafen, freihern, ritter und edlen haben zu bawung und anrichtung dises gotshauses gegeben, als die herzoge zu Brunswig und Lunenburg, die hern zu Sassen, Lawenborch, dei zu Anhalt, dei Misenschen, Dorrinschen, Hessischen, die grafen zu Eberstein, Plesse, Homborch, dei junkern van Hardenberg, Rostorf, Kerstlingrode, Vslar, Hanstein, Adeleifessen, die von Glake.“ Lubecus, ebd., S. 88 nennt insbesondere die Grafen zu Eberstein: „Es haben hernach auch diese grafen an das newe closter, so man in der stad Gottingen zu bawuen angefangen, auch ire guter geben; das war aber das Franciscaner- odder Barfoeten closter, als der grafe zu Eberstein wapen im chore hengent noch furhanden ist.“

¹⁹ Vgl. Mindermann 1996, S. 135; Schlotheuber 1996, S. 6.

²⁰ Lemmens 1896, S. 7; Streich 1986, S. 64; Vogelsang 1987, S. 470 (mit Verweis auf die späte erste urkundliche Erwähnung).

²¹ UB Göttingen, Bd. 3, 1881, Nr. 706, S. 367. Vgl. Mindermann 1996, S. 136.

²² Mindermann 1996, S. 136.

füßerklosters Albrechts Sohn, Herzog Albrecht II. zugeschrieben wird.²³ Mindermann stellt daher zur Diskussion, dass Lubecus möglicherweise ein „Zahlendreher“ unterlaufen sei und er 1286 (anstelle von 1268) gemeint habe.²⁴

Nun weist diese Argumentation doch erhebliche Schwachpunkte auf: Gegen einen „Zahlendreher“ spricht, dass Lubecus die Umstände der Gründung und ihres Gründers ja sehr präzise schildert und etwa auf die vorangegangene Landesteilung eingeht. Hier ist eindeutig von Albrecht I. die Rede. Zudem erscheint es problematisch, die „byna 1 ½ hundert“ Jahre gegen die präzise Jahresangabe 1268 auszuspielen. Auch wenn der Konvent in der Reformationszeit ein Interesse daran hatte, das hohe Alter seiner Einrichtung zu betonen, handelt es sich hier um eine pauschale Angabe, die eben in ganzen und halben Jahrhunderten rechnete. Demgegenüber kommt einer konkreten Jahreszahl wohl doch ein größeres Gewicht zu. Als wirklich gewichtiges Gegenargument bleibt daher nur die Angabe bei Lubecus selbst, dass Albrecht II. nicht nur das Paulinerkloster und den St. Georgs-Kaland gegründet habe, sondern auch das Barfüßerkloster. Dies ließe sich bei gutem Willen immer noch dahingehend interpretieren, dass Albrecht II. als besonderer Förderer des von seinem Vater gegründeten Barfüßerklosters aufgetreten ist. Insofern ist die Jahresangabe 1268 zwar keineswegs sicher, kann aber auch nicht willkürlich gegen ein späteres Datum ausgetauscht werden.

Nachdrücklich für eine Gründung um 1268 plädiert auch Eva Schlotheuber in ihrer 1996 veröffentlichten Dissertation über die Franziskaner in Göttingen. Sie vermutet, dass sich Lubecus bei seiner ausführlichen Passage auf eine Urkunde stützen konnte, so dass „ein Zeugnis von hoher Glaubwürdigkeit“ vorliege.²⁵ Zudem verweist sie auf die ordensinterne Überlieferung. So findet sich in den Annalen des Franziskanerpaters Bürvenich, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfasst wurden, für das Jahr 1246 die Angabe: „Conventus Gottingensis in custodia Hassiae inchoatus est“.²⁶ Laut Schlotheuber können diese Angaben „nicht einfach von der Hand gewiesen werden.“²⁷

Während die Gründungszeit des Klosters umstritten bleibt, besteht über eine andere Angabe bei Lubecus Einigkeit. Diese betrifft die weitgehende Fertigstellung der Klostergebäude im Jahre 1306.²⁸ Die Jahreszahl wird durch eine Bestattung

²³ Vgl. ebd. Siehe Lubecus 1994, S. 103: „Und dieweil das herzog Albrecht, sein [Herzog Ottos] vater, in die stat Gottingen und darfur drierley geistliche ordensleute gestiftet: erstlich das Barfouten-, darnach das Paulinercloster und die beiden ordenshern als dei Franciscaner odder Minoriten und 2. die Dominicaner und Predigerorden, darzu den calant zu s. Jurgen gelegt, [...]“

²⁴ Mindermann 1966, S. 136. Die von Lubecus angegebenen 40 Jahre Bauzeit erklärt er damit, dass das Kloster „erst frühestens 1320 seine endgültige Ausdehnung“ erreicht habe (vgl. ebd.).

²⁵ Schlotheuber 1996, S. 5.

²⁶ Zitiert nach ebd., S. 7.

²⁷ Ebd.

²⁸ Lubecus 1994, S. 101: „In diesem 1306. jare ist diß Barfussencloster schon alle ferdig, dan sie einen brief haben, darinnen die 3 regula domini Francisci sein [...]iteret, sein 3 regula poenitentiae all und gar comprehendiret, und haben dise regulam der biscopff Heinrich zu Collen allen fratribus geben, und ist der brief und regula Francisci tertia allen monasteriis uberantworten lassen, also auch alhir zu Gottingen im Barfoutencloster die regulam angenommen.“

untermauert: 1306 wurde Bruno, der früh verstorbene Sohn Herzog Albrechts II., in der Klosterkirche beigesetzt. Sein auf das Jahr 1306 datierter, zwischenzeitlich allerdings erneuerter Grabstein, der sich bis heute im Mausoleum in Herrenhausen erhalten hat, befand sich im 18. Jahrhundert an der nördlichen Seite des Chores.²⁹ So liegt der Schluss nahe, dass „im Jahre 1306 wohl der Bau der gesamten Klosterkirche, zumindest aber des Chores, vollendet gewesen sein“ dürfte.³⁰

Das Kirchengebäude

Das Göttinger Barfüßerkloster füllte weite Teile eines Straßengevierts aus, das im Westen durch die Judenstraße, im Osten durch die Burgstraße, im Süden durch die Rote Straße und im Norden durch die nach dem Kloster benannte Barfüßerstraße begrenzt wurde. Die Kirche lag mit ihrer Nordseite direkt an der Barfüßerstraße. Näherte man sich auf dieser Straße, von der Judenstraße her kommend, dem Kloster, so öffnete sich auf der rechten Seite, nachdem man drei Häusergrundstücke passiert hatte, ein kleiner Vorplatz, der den Blick auf die Westfassade der Kirche freigab. Der sich hinter dieser Fassade in die Länge erstreckende Sakralbau endete mit seinem Chor etwa da, wo sich heute die Mittelachse des Aulagebäudes befindet. Dahinter schloss sich der Friedhof an, der bis zur Burgstraße reichte. Südlich der Kirche befanden sich die Klausurbauten und weitere Nebengebäude, die zum Teil direkt an die enge Wohnhausbebauung der Roten Straße stießen.³¹

Von der Gestalt der Kirche zeugen zwei von A. Overheide zwischen 1733 und 1735 angefertigte Zeichnungen: ein Grundriss (Abb. 246)³² sowie ein Blatt mit zwei Querschnitten durch Kirche und Klausur, von denen einer den damaligen Zustand und der andere einen projektierten Umbau festhält (Abb. 247).³³ Längsschnitte und Außenansichten (abgesehen von summarischen Abbildungen auf historischen Stadtansichten) haben sich nicht erhalten. Die beiden Zeichnungen von Overheide geben die Bausubstanz in einer Zeit wieder, in der die Kirche längst profaniert und anderweitig genutzt war. Dementsprechend ist zwischen mittelalter-

²⁹ Vgl. Blumenbach 1822, S. 325 (hier fälschlich auf 1303 datiert); Arnold 1980, S. 57f., Nr. 21; Mindermann 1996, S. 137. Mindermann, ebd., weist zu Recht darauf hin, dass eine spätere Umbettung des Grabes nicht ausgeschlossen werden kann. Wenn allerdings bei einer neu errichteten Klosterkirche ein Bauteil zuerst fertig gestellt wurde, dann war dies in der Regel der Chor.

³⁰ Mindermann 1996, S. 137. Schlotheuber 1996, S. 10f., geht von einer Weihe am Tag vor Trinitatis im Jahr 1306 aus.

³¹ Vgl. den Plan bei Schlotheuber 1996, Abb. 2.

³² Grundriss der Barfüßerkirche und ein Ausschnitt der Gebäude, die sich im Jahr 1735 auf dem ehemaligen Klostergrund zwischen der Barfüßerstraße und der Roten Straße befunden haben, Göttingen 1735, Karton, 368 x 480 mm, Maßstab 1:230m, gezeichnet von A. Overheide, Hannover, Hauptstaatsarchiv, 23 d Göttingen 22 pm. Vgl. auch Ausst. Kat. Göttingen 1994, S. 60f., Kat. Nr. 34.

³³ Schnitt durch die Barfüßerkirche, Ansicht des östlichen Kreuzgangflügels und der westlichen Giebelseite des angrenzenden Klostergebäudes, Göttingen 1733/34, Karton, 485 x 380 mm, Maßstab 1:230, gezeichnet von A. Overheide, Hannover, Hauptstaatsarchiv, 23 d Göttingen 19 pm. Vgl. auch Ausst. Kat. Göttingen 1994, S. 61f., Kat. Nr. 36.

licher Bausubstanz und nachträglichen Ein- und Umbauten zu unterscheiden, was eine Frage der Interpretation ist.

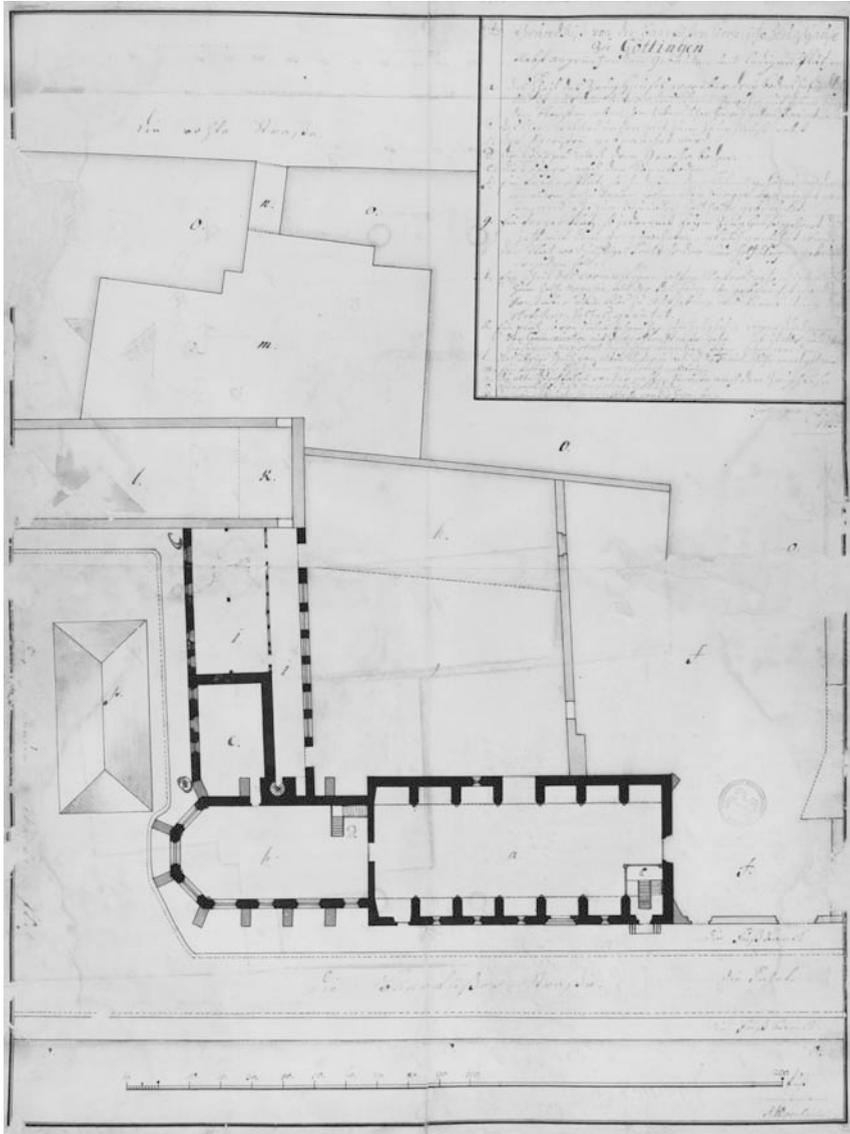


Abb. 246: A. Overheide: Grundriss des ehemaligen Barfüßerklosters im Jahr 1735

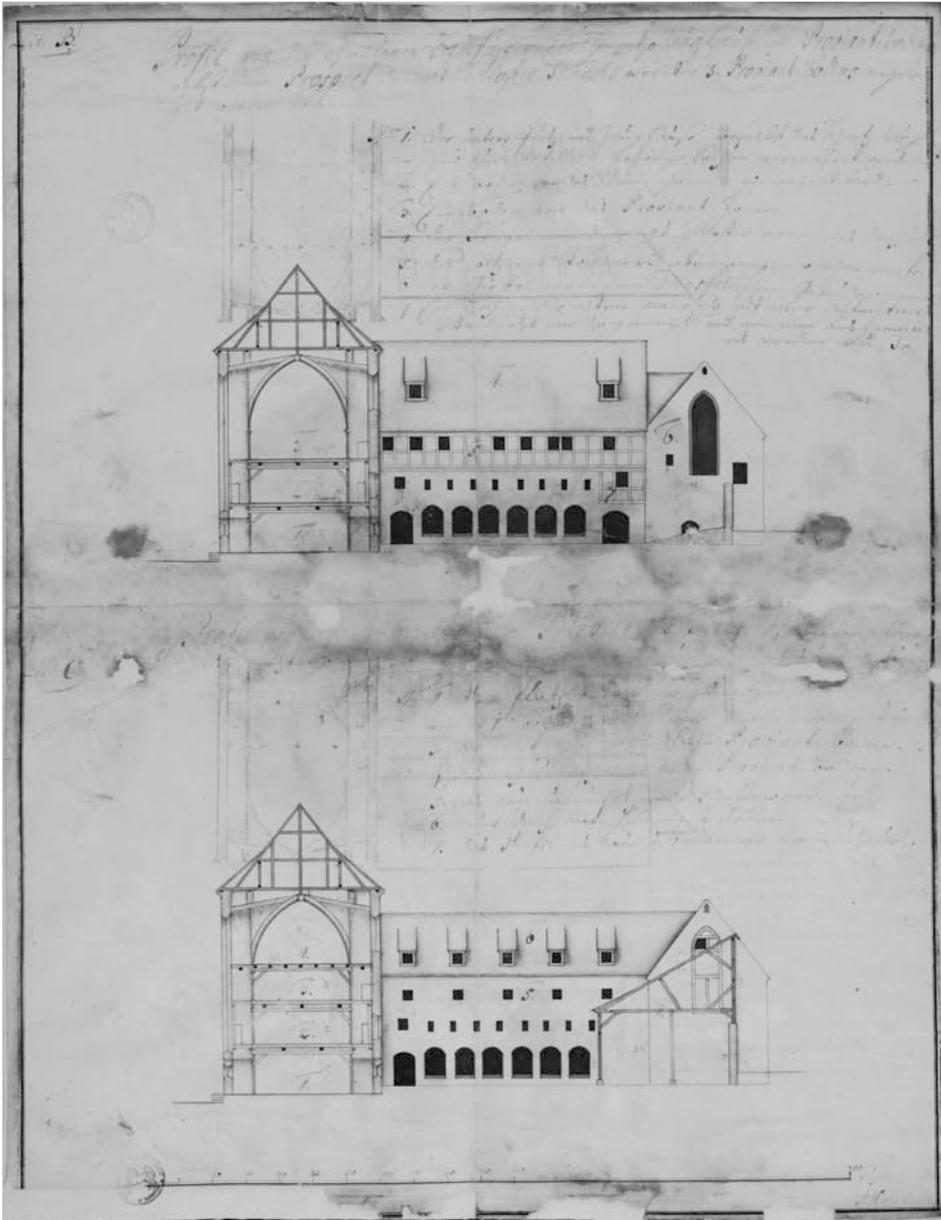


Abb. 247: A. Overheide: Schnitt durch das ehemalige Barfüßerkloster im Jahr 1733/34 mit projektiertem Umbau (unten)

Der Grundriss der Barfüßerkirche zeigt eine klare Zweiteilung in Langhaus und Chor, wie sie für mittelalterliche Sakralbauten – und zumal für Bettelordenskirchen – üblich ist. Der Chor endete mit einem 5/8-Polygon, an das sich im Westen drei querrrechteckige Chorjoche anschlossen, die am Außenbau durch Strebe-
pfeiler markiert wurden. Diese deuten auf eine Wölbung hin, obgleich der Plan keinerlei Rippenverläufe verzeichnet. Das Polygon und die Nordseite des Chores wiesen je ein Fenster pro Achse auf. Die Südseite blieb geschlossen, weil hier die Bauten der ehemaligen Klausur ansetzten. Insgesamt handelte es sich um einen geräumigen Langchor, wie er für Bettelordensbauten charakteristisch ist und in ganz ähnlicher Form bis heute an der Göttinger Paulinerkirche existiert.



Abb. 248: Göttingen, Städtisches Museum: Schlussstein aus der ehemaligen Barfüßerkirche

Weitaus ungewöhnlicher als dieser Chor erscheint das Langhaus. Es war nicht – wie bei allen anderen Göttinger Kirchen des Mittelalters – mehrschiffig konzipiert, sondern als Wandpfeilersaal angelegt. Außen erschien das Langhaus als einfacher, längsrechteckiger Bau, der nicht durch Strebe-
pfeiler strukturiert wurde. Die glatten

Langhauswände sprangen gegenüber dem Chor so weit vor, wie dessen Strebepfeiler tief waren. So lagen die Langhauswände und die Stirnseiten der Chorstrebepfeiler in einer Flucht.

Ein Blick auf den Grundriss macht deutlich, dass die Strebepfeiler nach innen gezogen waren und kapellenartige Nischen ausbildeten. Dabei fluchteten ihre Stirnflächen wiederum mit den glatten Innenwänden des Chores. Es fand also zwischen Langhaus und Chor eine genaue Umkehrung von Wänden und Strebepfeilern statt.

Die Wandpfeiler unterteilten das Langhaus in sieben querrrechteckige Joche, die genauso breit waren wie die Chorjoche. Der Plan von 1735 deutet an, wo für den mittelalterlichen Bau Portale zu vermuten sind: in der Mittelachse der Westfassade, in der nördlichen Langhauswand im dritten Joch von Westen, in der südlichen Langhauswand im vierten Joch von Westen sowie an der Chorsüdwand – hier als Durchgang zur Sakristei.³⁴ Dass der Grundriss keinen Turm zeigt, entspricht den Gepflogenheiten der Bettelorden. An der Südseite des Langchores war der zweite Strebepfeiler von Westen zu einem Treppenturm verbreitert. An vergleichbarer Stelle weist auch die Paulinerkirche einen Treppenturm auf.

Blickt man auf die Zeichnung mit den Querschnitten, so wird klarer, wie das aufgehende Mauerwerk des Langhauses organisiert war. Die Zungenwände reichten bis unter das Gewölbe. Sie waren in der Längsachse mit breiten, spitztonnenförmigen Bögen verbunden. Da die Wandpfeiler den Binnenraum des Langhauses genau auf die Breite des Chores einengten, konnte das Gewölbe mit insgesamt zehn Jochen und dem abschließenden Polygon ungehindert und in einem Zug – ohne rhythmische Differenzierung³⁵ – über dem gesamten Raum durchlaufen. Ein erhaltener Schlussstein mit einer Kopfmaske belegt, dass es sich um ein einfaches Kreuzrippengewölbe handelte (Abb. 248).³⁶ Eintragungen im Grundriss von 1735 lassen im Langhaus eine Ableitung der Rippen auf Diensten vermuten, welche vor den Stirnwänden der Wandpfeiler saßen. Im Chor werden keine Dienste angedeutet. Möglicherweise zeigt der Grundriss die Situation im unteren Bereich, wo das Chorgestühl stand. Ob und wo die Dienste – vermutlich auf Konsolen – über dem Chorgestühl ansetzten, bleibt offen, weil kein Schnitt vom Chorraum erhalten ist.

Noch ein wichtiges Detail lässt sich an den Schnitten ablesen: Die Wandpfeiler im Langhaus waren im unteren Bereich durch Bögen verbunden, die eine Empore bildeten. Darüber ist ein Laufgang aus hochrechteckigen Durchgängen angedeutet, welche direkt an den Außenwänden saßen. Die Kapellen, die auf diese Weise im Erdgeschoss ausgebildet wurden, waren durch eigene kleine Fenster beleuchtet.

Eine derartige Anlage ist mit hoher Wahrscheinlichkeit mittelalterlich.³⁷ Beim nachreformatorischen Umbau zum Zeughaus ist sie genutzt worden, um zwischen

³⁴ Vgl. Schlothüber 1996, S. 65.

³⁵ Man vergleiche die Paulinerkirche, wo die Chorjoche weniger lang sind als die Langhausjoche.

³⁶ Vgl. Ausst. Kat. Göttingen 1994, S. 64, Nr. 41. Heute im Städtischen Museum Göttingen. Siehe auch Schlothüber 1996, S. 66.

³⁷ Vgl. auch Schlothüber 1996, S. 66.

die Kapellen einen hölzernen Boden einzuziehen, welcher den gesamten Raum überdeckte. Allerdings zeigen die Schnittzeichnungen von Overheide ein Stockwerk höher an der Südseite einen weiteren Laufgang, der mit einem zweiten Zwischenboden in Verbindung steht. Dieser Laufgang kann erst in nachmittelalterlicher Zeit in die Wandpfeiler hineingebrochen worden sein. So lässt das erhaltene Planmaterial einige Fragen offen.

Insgesamt zeugen die Pläne von einem großzügigen Bau, der in seiner Einheitlichkeit und Systematik, aber auch in der durchaus ungewöhnlichen Wahl des Bautyps Wandpfeilersaal zu beeindrucken vermag. Gerade diese Wahl wirft Probleme auf, die insbesondere die Datierung betreffen.

Datierungsfragen

Wie bereits erörtert wurde, plädiert Eva Schlotheuber in ihrer grundlegenden Untersuchung zu den Franziskanern in Göttingen mit guten Argumenten für eine frühzeitige Gründung des Göttinger Barfüßerklosters um 1268. Für ihre Darlegungen spielt die Bauform der Kirche eine wichtige Rolle. Die Verfasserin stützt sich nämlich auf Roland Piepers Untersuchungen zu den Bettelordenskirchen in Westfalen, denen zufolge „nur die frühen Franziskanerbauten Säle waren“.³⁸ Grundsätzlich mag Piepers Feststellung zu den frühen Saalkirchen der Franziskaner zutreffen.³⁹ Im Falle der Göttinger Barfüßerkirche liegt der Befund allerdings komplizierter. Deren Bauform ist nicht geeignet, ohne weiteres als Beweis für eine Frühdatierung zu dienen. Vielmehr ist die Datierung dieses Bauwerkes selbst in hohem Maße auf eine externe Beweisführung angewiesen.

Entscheidend ist diesbezüglich nicht die Saalform an sich, sondern die Anlage von nach innen gezogenen Wandpfeilern. Keiner der von Roland Pieper angeführten frühen Saalbauten – genannt werden Hofgeismar, Paderborn und Herford⁴⁰ – wies derartige Pfeiler auf. Deren Form könnte im Gegenteil gerade für eine späte Datierung der Göttinger Barfüßerkirche sprechen. Urs Boeck hat in jüngerer Zeit eine Entstehung in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts vorgeschlagen.⁴¹ Rainer Kahsnitz hat die bislang unpublizierten Ergebnisse Boecks folgendermaßen zusammengefasst und darauf verwiesen, dass eine „einschiffige Anlage mit langem Chor und eingezogenen Strebepfeilern im Langhaus [...] weder der Tradition der Göttinger Hallenkirchen noch dem bei den Franziskanern in Niedersachsen und überhaupt in der kölnischen Ordensprovinz gebräuchlichen Bautyp“ entsprach. Hingegen fänden sich „Entsprechungen [...] bei Kirchen der Augustiner-

³⁸ Pieper 1993, S. 198. Der Verweis auf Pieper bei Schlotheuber 1996, S. 65.

³⁹ Vgl. auch Schenkluhn 2000, S. 107-109.

⁴⁰ Pieper 1993, S. 198.

⁴¹ Vortrag anlässlich des Symposions zum Göttinger Barfüßeraltar vom 28.-30. September 2006 im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover. Da der Tagungsband noch nicht erschienen ist, können die Argumente im Folgenden nur nach dem Tagungsbericht Kahsnitz 2008, S. 224f., referiert werden.

Chorherren in Niedersachsen und Westfalen, z. B. in Dalheim, was eine Bauzeit um die Mitte oder in der 2. Hälfte des 15. Jhs. wahrscheinlich mache.⁴² Tatsächlich kommt der Bautyp des Wandpfeilersaals bei der ab 1460 errichteten Klosterkirche St. Petrus und Antonius in Dalheim bei Lichtenau (Kreis Paderborn) vor.⁴³ Hier gibt es allerdings weder Emporen noch Laufgänge. Sollte es sich – ganz anders, als Schlotheuber angenommen hat – bei diesem Typus somit gerade um einen Beleg für die verhältnismäßig späte Entstehung der Göttinger Barfüßerkirche handeln?

Ausgesprochen gut bezeugt ist das Jahr 1306. Dass zu diesem Zeitpunkt zumindest der Chor fertiggestellt war, wird durch die Bestattung von Bruno, dem Sohn Herzog Albrechts II., bestätigt. Über einen möglichen Baufortschritt am Langhaus oder gar über dessen Vollendung lassen sich keine Aussagen treffen. In jedem Fall wird man aber annehmen dürfen, dass frühzeitig (und zwar deutlich vor 1306) eine zusammenhängende Planung von Chor und Langhaus bestand.

Die von Boeck zur Diskussion gestellte Spätdatierung in die Mitte oder zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts könnte zum einen implizieren, dass das Langhaus überhaupt erst so spät gebaut wurde. Dies wäre bei einem an sich gut ausgestatteten und bedeutenden Kloster allerdings äußerst unwahrscheinlich. Es könnte zum anderen heißen, dass in dieser Zeit ein (kompletter bzw. nur das Langhaus betreffender) Neubau errichtet wurde, der einen Vorgängerbau ersetzte. Für einen solchen Neubau fehlt allerdings jegliche Quelle. Zudem stellt sich die Frage der Motivation: Ein guter Grund für einen Neubau wäre eine Raumvergrößerung gewesen. Das Grundstück, auf dem Kloster und Kirche standen, war jedoch von vornherein eng bemessen, und der Bautyp Wandpfeilersaalkirche zeichnet sich gerade dadurch aus, dass er dieser Enge Rechnung trägt. Dass die Kirche anfänglich noch kleiner geplant oder gar ausgeführt war, erscheint wenig plausibel. Zahlreiche Quellen belegen, dass die Stadt eine nachträgliche Ausdehnung des Klosters zu verhindern suchte.⁴⁴ Die Barfüßerstraße scheint von vornherein dessen Lage definiert zu haben.

Ein wichtiges, von Kahsnitz referiertes Argument ist, dass das bei der Barfüßerkirche realisierte Architekturschema nicht „der Tradition der Göttinger Hallenkirchen“ entspricht. Allerdings scheint dieser Einwand eher geeignet, eine Frühdatierung zu bekräftigen. Wie bereits Christian Freigang gezeigt hat und wie die einleitenden Beiträge im vorliegenden Band bestätigen, wurde die Tradition der Göttinger Hallenkirchen wohl erst mit der Paulinerkirche begründet, mit deren Konzeption etwa um 1300 zu rechnen ist.⁴⁵ Eine Planung der Barfüßerkirche in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhundert wäre von dieser Tradition noch nicht be-

⁴² Kahsnitz 2008, S. 224f.

⁴³ Vgl. Dehio Nordrhein-Westfalen II, 2011, S. 565.

⁴⁴ Vgl. Schlotheuber 1996, S. 14. Für das Jahr 1320 ist eine Vergrößerung der Konventsgebäude überliefert, die allerdings den Platz für die Kirche nicht betroffen haben dürfte – vgl. Mindermann 1996, S. 138; Schlotheuber 1996, S. 145.

⁴⁵ Vgl. Freigang 1994a, S. 83.

einflusst gewesen. Der einzige gotische Neubau, der für diese Zeit überliefert ist, betrifft den einschiffigen Ursprungsbau von St. Marien, von dem sich nur noch der Westgiebel erhalten hat. Die Eigenständigkeit der Barfüßerkirche lässt sich mit einer Planung vor der Paulinerkirche sehr viel besser erklären als mit einer späteren Errichtung, als die Göttinger Sakralarchitektur bereits unter dem Einfluss des Dominikanerbaus stand.

Entscheidend bleibt natürlich die Frage, ob das zeichnerisch überlieferte Baueschema der Barfüßerkirche überhaupt für das ausgehende 13. Jahrhundert denkbar ist. Hier lohnt es zunächst, zwischen der Grundform als Saalbau und der Verwendung von Wandpfeilern zu unterscheiden. Grundsätzlich ist nämlich auch eine spätere Einfügung der Pfeiler – noch während des Baus oder im Rahmen einer eigenen Baukampagne – möglich.

Wenn man im europäischen Kontext sucht, so gibt es durchaus mehrere Franziskanerkirchen, welche jenen charakteristisch proportionierten Einzug des Chores gegenüber dem einschiffigen Langhaus aufweisen, der groß genug ist, um die Scheidung der Raumteile anzuzeigen, aber nicht ausreicht, um Seitenschiffe zu errichten. Zu nennen sind hier etwa die Minoritenkirchen in Bruck an der Mur oder in Wels/Oberösterreich.⁴⁶ Diese Bauten stammen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nimmt man an, dass die Planung der Göttinger Barfüßerkirche bald nach Klostergründung im Jahr 1268 erfolgte, so passt ein solcher Grundriss gut in die Zeit. Es ist auch möglich, dass man zunächst die Maße für ein ungewölbtes Langhaus ohne Wandpfeiler absteckte, wie es dem Armutsideal der Franziskaner gerade in der Frühzeit des Ordens entsprach.⁴⁷ Beim Bau konzentrierte man sich vermutlich erst einmal auf den Chor, so dass die Entscheidung für ein gewölbtes Langhaus – und damit für Wandpfeiler – durchaus zeitversetzt gefallen sein könnte.⁴⁸

Andererseits gibt es ein Indiz, welches dafür spricht, dass Langhausaußenwände und Wandpfeiler zusammenhängend geplant wurden: Das Langhaus ist ja genau so proportioniert, dass sieben Joche Platz finden, die sich an die Länge der Chorjoche anschließen. Eine derart systematische Gliederung lässt vermuten, dass die Barfüßerkirche tatsächlich zusammenhängend in der Gestalt geplant wurde, wie sie die Zeichnungen überliefern. Allerdings bleibt auch eine nachträgliche Veränderung der Langhausproportionen denkbar.

Sucht man nach Vergleichsbeispielen, die in das 13. Jahrhundert zurückreichen, so wird man schwerlich einen derart geschlossenen Wandpfeilersaalbau finden. Es gibt aber durchaus Bauten, die – weniger systematisch – mit vergleichbaren Lösungen aufwarten. Dabei ist vor allem die Kombination von Wandpfeilern, Emporen und Laufgang wichtig, die bezeichnenderweise in Dalheim nicht anzu-

⁴⁶ Vgl. Binding/Untermann 1993, S. 366f.

⁴⁷ Vgl. ebd., S. 332.

⁴⁸ Ein Beispiel für einen wesentlich später, nämlich ca. 1447-1517 gewölbten Saalbau bietet die Franziskanerkirche in Zeitz, die deshalb auch schon mit der Göttinger Barfüßerkirche in Verbindung gebracht wurde: vgl. Todenhöfer 2010, S. 183.

treffen ist. Es handelt sich um eine für hochgotische Bauten charakteristische Konstellation, die jedoch eher in Seitenschiffen oder in Kapellen vorkommt – besonders prominent bereits im Kapellenkranz und an den Seitenschiffen der Kathedrale in Reims, aber etwa auch in der Liebfrauenkirche in Trier. Bei diesen Bauten gibt es allerdings auch am Außenbau Strebepfeiler, während die Außenwände der Göttinger Barfüßerkirche glatt waren.

Sucht man im franziskanischen Umfeld, so kann man immerhin die Minoritenkirche in Fritzlar nennen, auf die bereits Eva Schlotheuber hingewiesen hat.⁴⁹ Diese hat einen einschiffigen, polygonal geschlossenen Langchor sowie ein zweischiffiges Langhaus, wobei es ein auf den Chor zulaufendes Hauptschiff und ein Seitenschiff gibt. Die Minoritenkirche in Fritzlar wurde offenbar 1325 fertiggestellt.⁵⁰ Hier ist die Nordwand mit Wandpfeilern gegliedert. Diese werden im unteren Bereich mit Schildbögen verbunden, welche im Erdgeschoss Kapellen ausbilden. Darüber befindet sich eine laufgangartige Empore, wobei die Kommunikation zwischen den Jochen – ganz ähnlich wie bei der Göttinger Barfüßerkirche – über rechteckige Durchbrüche an den Wandpfeilern ermöglicht wird. Allerdings ragen die Wandpfeiler nicht so weit in das Kirchenschiff hinein wie in Göttingen.

Als Vorbild immerhin diskutierenswert ist die im Zweiten Weltkrieg nahezu vollständig zerstörte Minoritenkirche in Duisburg, die in die Zeit zwischen 1272 und 1315 datiert wird (Reste sind in die heutige Karmelkirche integriert).⁵¹ Sie hatte ein Langhaus, das an der Südseite breiter als der Langchor war, ohne ein eigenes Seitenschiff auszubilden. Ein bei Georg Gottlob Ungewitter publizierter Grundriss⁵² zeigt gewölbetragende Wandpfeiler an beiden Längsseiten. Folgt man den Ergebnissen der archäologischen Untersuchungen Egon Verheyens, so muss die Duisburger Minoritenkirche als Vergleichsbau für die Göttinger Barfüßerkirche ausscheiden. Demnach wurden die Wandpfeiler erst nachträglich eingefügt.⁵³ Verheyen datiert die komplette Einwölbung des Langhauses einschließlich der Wandpfeiler in die Zeit von 1856/58.⁵⁴

Die Minoritenkirchen in Fritzlar und Duisburg sind in ihrer Grundanlage asymmetrisch. Sucht man einen symmetrischen Wandpfeilersaalbau mit Laufgang, so wird man bei einem Bau fündig, an den man bei Franziskanerkirchen eigentlich immer denken sollte: bei der Oberkirche S. Francesco in Assisi. Auch hier gibt es

⁴⁹ Schlotheuber 1996, S. 66, Anm. 9.

⁵⁰ Vgl. Dehio Hessen I, 2008, S. 268.

⁵¹ Binding/Untermann 1993, S. 366.

⁵² Ungewitter 1859-64, Atlas, Tafel 20, Abb. 551. Dieser Grundriss ist kommentarlos abgebildet bei Binding/Untermann 1993, S. 366, Abb. 448.

⁵³ Verheyen 1959, S. 64 und passim.

⁵⁴ Ebd., S. 50, 100. Wenn man bedenkt, dass Georg Gottlob Ungewitters *Lehrbuch der gotischen Constructionen* in erster Auflage zwischen 1859 und 1864 erschien und den Grundriss der Minoritenkirche mitsamt Wandpfeilern und Langhausgewölbe abbildet, so erscheint diese späte Datierung durchaus fragwürdig. Ungewitter hätte in diesem Fall keinen gotischen Referenzbau, sondern einen gerade erst errichteten neugotischen Bau publiziert. Bezeichnenderweise bezieht sich Verheyen erst auf die dritte Auflage: Ungewitter 1890, Bd. 1, Tafel LXII, Abb. 735.

einen Laufgang, wobei der untere Bereich nicht durch Bögen geöffnet wird, sondern wandhaft verblockt ist. Hier befinden sich die berühmten Wandfresken Giotto's. Es ist keineswegs abwegig, bei dem Bauschema der Göttinger Barfüßerkirche an S. Francesco in Assisi zu denken – Bezüge zur Grabeskirche des heiligen Franziskus werden auch bei anderen norddeutschen Franziskanerkirchen (z. B. bei der Katharinenkirche in Lübeck) vermutet.⁵⁵

Unabhängig davon zeigt der oben entwickelte Vergleich mit der Fritzlarer Minoritenkirche, dass die architektonischen Einzelmotive der Göttinger Barfüßerkirche durchaus im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert denkbar sind. Dabei verweisen die Formen des figürlichen Schlusssteins (Abb. 248) eher in das 14. Jahrhundert. Es ist unklar, von welcher Stelle im Kirchenraum er stammt.

Nichtsdestotrotz bleibt der Göttinger Bau in seiner Systematik erstaunlich. Zudem waren die Wandpfeiler hier so tief wie bei keinem der angeführten Vergleichsbauten. Da die Barfüßerkirche in ihrer Substanz verloren gegangen ist, wird die Frage, in welcher Zeit sie entstand und ob sie tatsächlich einheitlich errichtet wurde, wohl für immer offen bleiben.

Zur Nutzung und Ausstattung der Göttinger Barfüßerkirche

Es gibt nur noch wenige Zeugnisse, die auf die funktionale Binnenstruktur und Ausstattung der Göttinger Barfüßerkirche schließen lassen. Die erhaltenen Pläne führen diesbezüglich nicht weiter. Sie zeigen lediglich Elemente, die mit der späteren Umnutzung zum Zeughaus zusammenhängen: Treppenaufgänge in der Südwestecke des Chores und in der Nordwestecke des Langhauses sowie eine massive Trennmauer zwischen Chor und Langhaus. Dass es sich dabei um die Reste der alten Chorabschränkung handelt, ist unwahrscheinlich. Der Verlauf der Mauer, die mit einem zentralen Durchgang versehen ist, deutet aber an, wo man sich eine ursprüngliche Schranke oder einen Lettner vorzustellen hat. Aus den Geschehnissen der Reformationszeit ist die Existenz einer Abschränkung überliefert: am 18. April 1530 haben Abgeordnete des Rates und der Gilden in der Barfüßerkirche „de schranke und toren vor dem Kore zubrochen“.⁵⁶ Generell war eine Abtrennung des Chores bei Bettelordenskirchen üblich. Sie hatte die Aufgabe, den Chorbereich zu schützen und zumindest teilweise auch visuell zu verbergen. Hier versammelten sich die Mönche zum Chorgebet. Daher kann man davon ausgehen, dass an den Längswänden des Chores ein Chorgestühl stand.

Zielpunkt des Chorraums war der Hochaltar. Glücklicherweise hat sich das Retabel des Göttinger Barfüßeraltars bis heute erhalten.⁵⁷ Dieses kostbarste Ausstat-

⁵⁵ Vgl. Trost 2006, S. 179-185. Zur Bedeutung von S. Francesco in Assisi für die nachfolgende Franziskanerarchitektur vgl. auch Schenkluhn 2000, S. 56-63.

⁵⁶ UB Göttingen 3, 1881, Nr. 474, S. 222. Vgl. auch Schlottheuber 1996, S. 47.

⁵⁷ Heute im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover. Vgl. Schawe 1988, S. 63-84; Wolfson 1992, S. 102-112; Warncke 2012, S. 109-119.

tungsstück der Kirche stammt aus dem Jahr 1424⁵⁸ und zeigt im geschlossenen Zustand allegorische Darstellungen der Menschwerdung, Lehre, des Erlösungsopfers und des Gerichts Christi. In der ersten Wandlung sind die zwölf Apostel dargestellt, die Bücher mit den Sätzen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses halten. Darunter befinden sich Stifterwappen. Die zweite Wandlung eröffnet den Blick auf die Kreuzigung Christi sowie auf umgebende Szenen der Passion und (auf den Flügeln) des Marienlebens, die in drei Registern übereinander angeordnet sind. Zudem ist hier – im oberen Register der Mitteltafel – die Stigmatisation des Hl. Franz von Assisi sowie der Heilige Georg abgebildet.⁵⁹ Die fragmentarisch erhaltene Predella zeigt Brustbilder von Heiligen.

Das Retabel des ehemaligen Hochaltars der Göttinger Barfüßerkirche ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zunächst einmal beeindruckt es durch seine schiere Größe – es handelt sich um eines der größten erhaltenen Retabel Norddeutschlands.⁶⁰ Zudem belegt es mit den Wappen das besondere Engagement adliger Stifter für das Barfüßerkloster.⁶¹ Und schließlich zeugt seine zum Teil geradezu vertrackte Ikonographie von der Gelehrtheit der Göttinger Franziskaner, wie sie Eva Schlotheuber auch anhand überlieferter Bibliotheksverzeichnisse rekonstruieren konnte.⁶²

Von der übrigen Ausstattung der Klosterkirche ist kaum etwas erhalten bzw. überliefert. Eva Schlotheuber schließt aus der Existenz von sechs Maßkelchen, die 1530 im Zuge der Reformation inventarisiert wurden, auf insgesamt sechs Altäre.⁶³

⁵⁸ Der Altar ist datiert durch eine Inschrift auf der mittleren Rahmenleiste der Außenflügel – vgl. Arnold 1980, S. 70, Nr. 38. Siehe auch Lubecus 1994, S. 151: „Anno domini 1424 haben die Minoriten odder Franciscanermunich zusammen gebetelt, das sie eine newe taffeln in chor über dem hohmissenaltar machen lassen, so dis jar Sabbatho ante dominicam 4. post Pascha dohin ist gesetzet sub Vitelmo, tunc temporis guardiano istius conventus. Dise taffln haben zusammen geben die van Grubenhagen, der graf zu Pleße, die van Kerstlingroda, die van Hardenberge, Adeleffessen, dei von Stokhusen, dei von Grouna, Gladebek, Vslar und noch einer.“

⁵⁹ Zur Ikonographie vgl. Schawe 1988, S. 63f.; Schawe 1989, S. 1f. sowie passim (zu den Darstellungen auf der Außenseite). Die ungewöhnliche Darstellung des Hl. Georg hängt möglicherweise mit einer Art Ritterbund der Adligen zusammen, die als Stifter in der Barfüßerkirche in Erscheinung traten – vgl. Boockmann, H. 1986, S. 233; Mindermann 1996, S. 146; Schlotheuber 1996, S. 9f.

⁶⁰ Vgl. Warncke 2012, S. 110f.: im geschlossenen Zustand 305 cm hoch und 393,5 cm breit, geöffnet 787 cm breit. Vom größten erhaltenen spätmittelalterlichen Altaraufsatz in Norddeutschland kann gleichwohl keine Rede sein: so ist das ehemalige Hochaltarretabel von St. Georgen in Wismar (heute in St. Nikolai in Wismar) im geschlossenen Zustand 442 cm hoch und 472 cm breit, geöffnet 948 cm breit – vgl. Albrecht/Albrecht 1998, S. 103, Anm. 12.

⁶¹ Vgl. hierzu auch Mindermann 1996, S. 143-149; Schlotheuber 1996, S. 17f.; Warncke 2012, S. 115f.

⁶² Vgl. Warncke 2012, S. 111-113. Zur Bibliothek vgl. Schlotheuber 1996, S. 72f., 101-135.

⁶³ Schlotheuber 1996, S. 44, mit Verweis auf die Vorschriften der Generalstatuten von 1292 für Franziskaner der strengen Observanz, denen zufolge man nicht mehr Kelche als Altäre haben sollte.

Für Nebenaltäre boten die Wandpfeiler ideale Aufstellungsorte. Zu rechnen ist mit einer Verbindung von Nebenaltären und Grablegen.

Die Barfüßerkirche gehörte zu den wichtigsten Bestattungsorten für das Umfeld der herzoglichen Familie und den lokalen Adel. Vom Grabmal Brunos, des Sohnes von Herzog Albrecht II., war bereits die Rede. Georg H. W. Blumenbach schildert dessen Lage im Chorraum: „An der nördlichen Seite, rechts und ohnweit dem Altar zeigte sich nunmehr ein mit dem Fußboden der erhöhten Gegend des Altars gleich liegender Grabstein“.⁶⁴ Weiterhin beschreibt Blumenbach das unmittelbar daneben gelegene Grab der Herzogin Elisabeth, der Gemahlin Herzog Ernsts I. von Braunschweig-Göttingen (gestorben 1390).⁶⁵ Weitere Bestattungen von bedeutenden Familien in der Barfüßerkirche sind durch frühneuzeitliche Chroniken überliefert.⁶⁶

Von der einstmals vermutlich reichen Ausstattung der Kirche mit Bildwerken schweigen die Quellen weitgehend.⁶⁷ Überliefert sind lediglich Bruchstücke. So berichtet Adolph Conrad Franz Spangenberg von bildlichen Darstellungen am Außenbau: Dabei handelte es sich um ein Relief der Kreuztragung Christi sowie um ein Wandgemälde der Kreuzigung mit Maria und Johannes.⁶⁸

Ein Großteil der Ausstattung ist wohl schon in der Reformationszeit verloren gegangen; weiteres wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört. Als Georg H. W. Blumenbach im Jahr 1820 die erhaltenen Altertümer vor dem geplanten Abbruch dokumentierte, kam er zu folgendem Ergebnis:

„Monumente, Schildereien, Schnitzwerke u. dgl. fanden sich schon lange in dieser Kirche nicht mehr. Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo sie von Kaiserlichen und Schwedischen Völkern als Stall gebraucht worden, hatte sie eine völlige Zerstörung erlitten; späterhin war sie in ein Zeughaus, zur Aufbewahrung militärischer Geräthschaften und Vorräthe, umgeschaffen; und bei dieser letzten Gelegenheit mochten auch die wenigen Denkmäler noch abhanden gekommen seyn, welche die Verfasser der Zeit- und Geschichtbeschreibung der Stadt Göttingen (1739) daselbst noch gesehen haben.“⁶⁹

⁶⁴ Blumenbach 1822, S. 325.

⁶⁵ Ebd., S. 326f. Vgl. auch Mindermann 1996, S. 139; Schlotheuber 1996, S. 14f. Besondere Aufmerksamkeit widmet Blumenbach, der Sohn von Johann Friedrich Blumenbach, der die berühmte Blumenbachsche Schädelnsammlung an der Göttinger Universität begründet hat, jeweils den gefundenen Schädeln. Zur Blumenbachschen Schädelnsammlung vgl. Schultz 2012, S. 106-116.

⁶⁶ Vgl. Schlotheuber 1996, S. 25-27. Zur Barfüßerkirche als bevorzugtem Begräbnisort vgl. auch Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1736, S. 144-146.

⁶⁷ Hinweise auf eine Vielzahl von Bildern geben allerdings die Inventare aus der Reformationszeit – vgl. Schlotheuber 1996, S. 67-82.

⁶⁸ Spangenberg 1807-08 (Manuskript im Stadtarchiv Göttingen). Vgl. auch Schlotheuber 1996, S. 67.

⁶⁹ Blumenbach 1822, S. 231f. mit Verweis auf die Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1736, die allerdings auch nicht wesentlich mehr berichtet.

Von der Auflösung des Klosters bis zum Abriss der Gebäude

Mit der Reformation, die sich in Göttingen im Herbst 1529 durchsetzte, kam das Ende des Barfüßerklosters als geistlicher Institution. Stärker noch als die Pfarrkirchen standen die Bettelordenskirchen im Fokus der Reformationsanhänger. Sie wurden als erste für den lutherischen Gottesdienst genutzt.⁷⁰ Auch bilderstürmerische Aktivitäten fanden in der Barfüßer- und in der Paulinerkirche statt.⁷¹ Anfang des Jahres 1530 wurde ein Inventar der Besitztümer des Franziskanerklosters aufgenommen, um deren Überführung in städtisches Eigentum vorzubereiten.

Während sich das Dominikanerkloster mehr oder weniger selbst auflöste, leisteten die Franziskaner, so lange es ihnen möglich war, Widerstand. Am 18. April 1530 gab es eine zweite, mit Gewalt durchgesetzte Inventarisierungsaktion des Rates und der Gilden in Kirche und Sakristei, und am 24. April wurden die Kelche beschlagnahmt und auf das Rathaus gebracht.⁷² Es gab Beschwerden gegen dieses Vorgehen. Gleichwohl nahmen die Schikanen der Stadt in der Folgezeit eher zu. 1531 wurde eine theologische Disputation vorbereitet, der sich die Franziskaner jedoch entzogen.⁷³ Danach verhandelte die Stadt mit den Mönchen, um sie zum Verlassen der Stadt zu überreden. Der Rückhalt von Seiten des Herzogs und wohl auch eines altgläubig gebliebenen Teils der Göttinger Bevölkerung ließ sie aber erst einmal ausharren.⁷⁴ Als der Rat im April 1533 einen Ausgleich mit dem Herzog schloss, verloren die Franziskaner eine wichtige Stütze. Am 10. Juli wurden sie definitiv zur Räumung des Klosters aufgefordert und am 23. Juli gaben die Mönche schließlich auf.⁷⁵ Lubecus schildert in der Braunschweigisch-Lüneburgischen Chronik ihren Auszug:

„Zwei und zwei zusammen, namen mehr nicht mit dan sie dragen kundten. So hatte ein jeder einen stab in seiner handt, ging die roten strassen herunter, die weender strassen hinan bis zum thore hinaus, do gingen sie zertheilet, einer nah Wenen, der ander nach S. Niclausberg, der dritt nach Northen, der 4 Geismer, Northeim, Gandersheim mir iren freunden, wo einer pleiben kundte. Also hart domal der rath auch solches closter lange zugeschlossen, die guter zu sich genommen und nie keine rechnung hirvon gethan, wedder dem fursten noch den monnichen“.⁷⁶

In der darauffolgenden Zeit wurden die verbliebenen Hinterlassenschaften der Mönche erfasst und nach und nach aufgelöst – ein Prozess, der sich über etliche Jahre hinzog.⁷⁷ Als Göttingen 1626 im Dreißigjährigen Krieg von den Truppen Tillys besetzt wurde, nutzten die Bettelorden ihre Chance, die Klöster wiederzube-

⁷⁰ Vgl. Lubecus/Volz 1967, S. 34. Siehe hierzu Moeller 1987, S. 504.

⁷¹ Vgl. Lubecus 1994, S. 341f.

⁷² Vgl. Schlothgeber 1996, S. 47f.

⁷³ Vgl. ebd., S. 48-51.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 52-55.

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 55-57.

⁷⁶ Zitiert nach ebd., S. 57.

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 67-80.

setzen. Bei den Franziskanern kam dabei die Spaltung in Konventualen und Observanten zum Tragen: Zunächst beanspruchte ein Konventuale im Gefolge Tillys das Kloster. Am 13. Februar 1628 nahmen zwei Franziskanerobservanten Kraft eines kaiserlichen Befehls das Barfüßerkloster in Besitz. Danach entbrannte eine intensive Auseinandersetzung, welcher Ordenszweig das Kloster für sich beanspruchen könne, wobei bald die eine, bald die andere Partei das Kloster übernahm. Letztlich setzten sich die Observanten durch.⁷⁸ Diesen gelang es auch, einige der beschlagnahmten Kirchengeräte und Bücher wiederzuerlangen.⁷⁹

Zu Beginn des Jahres 1632 nahmen protestantische Truppen die Stadt Göttingen ein, so dass die Mönche erneut fliehen mussten.⁸⁰ Damit war die geistliche Nutzung des Barfüßerklosters wie auch des zur selben Zeit restituierten Paulinerklosters endgültig vorbei. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde das Gebäude als Zeughaus verwendet.⁸¹

Als im Jahr 1819 ein Beschluss anstand, welcher Bau zukünftig als Universitätskirche genutzt werden solle, zog man neben der Nikolaikirche auch die ehemalige Barfüßerkirche in Betracht. Die Entscheidung fiel aber für St. Nikolai. Die Barfüßerkirche wurde daraufhin für den Abbruch bestimmt.⁸² Dass dieser Beschluss keineswegs unumstritten war, wird von Georg H. W. Blumenbach bezeugt, der sich allerdings als Befürworter des Abrisses zu erkennen gibt:

„Der in neuern Zeiten immer mehr wieder erwachenden Liebe zum Alterthümlichen mag es zugeschrieben werden, daß in Göttingen einige Stimmen sich selbst dahin erklärten, auch als Ruine werde sich dieses Kloster noch schön ausnehmen, und sey besser, so liegen zu lassen, als ganz abzubrechen. Allein wer sich z. E. selbst der prächtigen Ruinen des ehemaligen Doms in Lüttich erinnert, wie sie noch jetzt mitten in der Stadt liegen, der wird gestehen müssen, daß Ruinen in keiner Stadt an ihrer Stelle sind. Sie gehören in die freie Natur; wo Menschen zusammen leben, will man ihre Herrschaft über die zerstörende Zeit wahrnehmen.“⁸³

Deutlich wird, wie hier zwei Wahrnehmungsmodelle in Konkurrenz treten: ein historisches Interesse an alten Bauten und (vertreten durch Blumenbach) ein ästhetisches Wohlgefallen an Ruinen, das allerdings nur in der Natur funktioniere. Durchgesetzt haben sich am Ende wohl stadtplanerische und sicher auch pekuniä-

⁷⁸ Vgl. hierzu ebd., S. 84-92.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 91-96.

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 96f.

⁸¹ Vgl. Beckermann/Köther/Schlotheuber 1994, S. 60.

⁸² Blumenbach 1822, S. 320f., begründet die Wahl folgendermaßen: „Freilich gewährte die alte Franciskanerkirche, von außen betrachtet, einen bedeutendern Anblick [als die Nikolaikirche]; wer aber das Innere derselben – die düstere, schmale und saalähnliche Gestalt dieser Kirche in Augenschein genommen hat, musste sich bald überzeugen, daß dieselbe zu einem zweckmäßigen Gottesdienste nicht einzurichten stand. Auch hat der Erfolg von der andern Seite die getroffene Wahl gerechtfertigt; und der mit dem Ausbau der Nicolaikirche beauftragte Universitätsarchitect und Klosterbaumeister, Hr. Müller, hat bewiesen, was geschickte Benutzung eines gegebenen Locals und Geschmack vermögen.“

⁸³ Blumenbach 1822, S. 321.

re Interessen: Die Stadt verkaufte das ehemalige Kloster auf Abbruch an den Göttinger Bauunternehmer Christian Andreas Rohns, der mit dem gewonnenen Steinmaterial die Gebäude an der West- und Südseite der Wilhelmsplatzes errichten ließ.⁸⁴

⁸⁴ Vgl. Böhme 2002, S. 446f.; Freigang 2002, S. 799f.

Mittelalterliche Kapellen in Göttingen

Jan Stieglitz

Neben den fünf heute noch vorhandenen Pfarrkirchen und den zwei Klöstern, (von denen nur noch die Paulinerkirche erhalten ist), beherbergte das mittelalterliche Göttingen eine Reihe weiterer klerikaler Einrichtungen mit eigenen Sakralbauwerken. Es handelte sich um Kapellen, die unterschiedliche Funktionen innerhalb der städtischen Gesellschaft erfüllten. Einige waren an die Göttinger Hospitäler angegliedert, während andere selbstständig waren. Die zu besprechenden Bauten sind die Hospitalkapellen Hl. Kreuz, Hl. Geist und St. Bartholomäus sowie die Kapellen St. Georg, St. Just/St. Jodocus und die Fronleichnamskapelle. Hinzu kommt noch die Kapelle im sogenannten Walkenrieder Hof.

Keines dieser Bauwerke ist erhalten geblieben. Lediglich einzelne Ausstattungsstücke sind überkommen, wobei nicht immer klar ist, ob sie tatsächlich aus einer der Göttinger Kapellen stammen. Dementsprechend ist eine Untersuchung dieser Gebäudegruppe mit einigen Schwierigkeiten behaftet; Aussagen über die äußeren Merkmale der Kapellen lassen sich kaum noch treffen. Der folgende Beitrag bietet einen Überblick über dasjenige, was sich über die Göttinger Kapellen erschließen lässt. Er kann sich auf umfangreiche Forschungen stützen, zumal die Geschichte der Stadt Göttingen aus historischer Perspektive weitaus besser erschlossen ist als die Göttinger Architekturgeschichte aus kunsthistorischer Sicht.

Die Kapelle St. Georg

Obgleich die Kapelle St. Georg¹ heute nicht mehr erhalten ist, ist über sie doch einiges bekannt. Zuletzt wurde sie von Malte Prietzel im Rahmen seiner Arbeit über Priesterbruderschaften in Südniedersachsen besprochen.² Der Standort dieser Kapelle konnte bisher, mangels archäologischer Untersuchungen, nicht genau bestimmt werden; am wahrscheinlichsten erscheint ihre Anlage aber in der Nähe der Ecke Planckstraße/Bühlstraße, am heutigen Theaterplatz. Ihre Erbauung ist vor das Jahr 1305 zu datieren, da die Kapelle in diesem Jahr erstmals urkundlich erwähnt wird.³

Zum Erscheinungsbild der Kapelle lassen sich nur wenige Aussagen treffen. Außerhalb der Stadtmauern gelegen, war sie mit Schiefer gedeckt und bot Platz für drei Altäre, von denen einer von Hans Raphon stammte.⁴ Neben der Kapelle existierten ein ummauerter Friedhof sowie ein Haus für den Kaplan. Auch von einem Garten ist die Rede.⁵ Zunächst unterstand die Kapelle dem Pfarrer der Albanikirche, bis dieser 1330 um die Exemtion⁶, also um die Herausnahme der Kapelle aus dem Verantwortungsbereich seiner Pfarre bat.⁷

Die Georgskapelle diente bis zu ihrem Abriss einer Priesterbruderschaft, dem nach ihr benannten Georgskaland, als Ort für gemeinsame Gottesdienste. Die Kalandsbrüder beteten hier sowohl für ihr eigenes Seelenheil als auch für das einiger Stifterpersönlichkeiten. Besonders zu erwähnen ist dabei die Stiftung zu Gunsten eines Marienaltars durch den Grafen Simon von Dassel und seine Frau im Jahr 1325.⁸ Zudem ist überliefert, dass zumindest im Jahr 1494 eine städtische Prozession Station an der Kapelle machte, bevor der Zug zum Hl.-Kreuz-Spital weiterzog.⁹

Der Abriss der Kapelle war zwar bereits 1459 beschlossen worden¹⁰, erfolgte aber erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Franciscus Lubecus gibt in seinen noch im 16. Jahrhundert entstandenen Annalen an, dass das Gebäude bereits 1538 unter dem Baumeister Jacob Heisen abgetragen worden sei. Die so gewonnenen Steine seien für den Bau einer Leineschleuse verwendet worden.¹¹ Malte

¹ Die Kapelle wird oftmals auch als St. Jürgen bezeichnet.

² Siehe Prietzel 1995, S. 335-338, vgl. auch Köhlhorn 1972, S. 129f.

³ Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 63, S. 50f.

⁴ Vgl. u. a. Reimers 1909, S. 42-43.

⁵ Vgl. Prietzel 1995, S. 336f.

⁶ Zum Begriff der Exemtion vgl. Puza 1989, Sp. 165f.

⁷ Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 121, S. 104f.

⁸ Vgl. ebd., Nr. 107, S. 94f.

⁹ Vgl. Lubecus 1994, S. 257. Lubecus kompiliert für die Ereignisse vor seiner Lebenszeit gleichermaßen ältere Geschichtswerke wie Quellen aus den Archiven Göttingens. Zur Glaubwürdigkeit seiner Aussagen vgl. Reinhard Vogelsangs Einleitung zu ebd., S. 12-22.

¹⁰ Vgl. Last 1987, S. 100, bezugnehmend auf UB Göttingen, Bd. 2, 1974 [1867], Nr. 269, S. 248-250.

¹¹ Vgl. Lubecus 1994, S. 353.

Prietzl hat demgegenüber in den im Stadtarchiv Göttingen überlieferten Amtsbüchern einen Vermerk entdeckt, der den Rückbau der Kapelle auf den 12. April 1543 datiert.¹² Für das darauffolgende Jahr berichtet Lubecus, dass der Büchsenmacher Conrad Menten die Glocke sowie die Leuchter der Kapelle zu Büchsen gegossen habe.¹³ Die Kapelle wurde abgerissen, da sie Angreifern Gelegenheit bot, sich in der Nähe der Stadtmauern zu verschanzen.

Als sicher belegtes Ausstattungsstück der Georgskapelle hat sich das oben bereits erwähnte Kreuzigungsretabel von 1506 aus der Werkstatt Hans Raphons erhalten, das sich heute im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover befindet.¹⁴

Die Fronleichnamskapelle

Gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 14. Jahrhunderts kam es in Göttingen zu einer der für das Spätmittelalter nicht ungewöhnlichen Auffindungen einer zuvor entwendeten konsekrierten Hostie. Diese Wiederauffindung nahmen die Göttinger Bürger zum Anlass, eine Kapelle zu errichten, die dem Leib Christi (lat. Corpus Christi) geweiht war. Das Vorhaben wurde vom Göttinger Rat vorangetrieben, der hierzu im Jahr 1319 vom Mainzer Erzbischof die Erlaubnis erhielt.¹⁵ Möglicherweise hatte der Rat in diesem Zusammenhang die Einrichtung einer Wallfahrt im Sinn, denn bereits kurze Zeit später wurde die vermutlich bereits 1320 errichtete Kapelle mit einigen Ablässen versehen.¹⁶

Zur weiteren Geschichte der Fronleichnamskapelle ist kaum etwas bekannt, und auch zu ihrer Funktion sind nur wenige Aussagen möglich. Einige Informationen liefert erneut der Chronist Lubecus. Die Kapelle war die zuerst angelaufene Station der Göttinger Fronleichnamsprozession. Für diese jährliche Zeremonie hatte der Rat sich vom Mainzer Bischof die Erlaubnis erteilen lassen, diese auf zwei Tage auszudehnen.¹⁷ Versteht man Lubecus wörtlich, so wurde die Kapelle hierbei betreten und eine Lesung gehalten.¹⁸

Das Gebäude verlor in Folge der Reformation seine sakrale Funktion und wurde seit dem Jahr 1545 als Brauhaus genutzt. Als solches existierte es noch im 19. Jahrhundert.¹⁹ Adolph Spangenberg, der seine unveröffentlichte *Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen* in den Jahren 1807 und 1808 verfasste und das Gebäude noch persönlich betrachten konnte, gibt seine Lage als „auf der südl. Seite

¹² Vgl. Prietzl 1995, S. 337 Anm. 292.

¹³ Vgl. Lubecus 1994, S. 367.

¹⁴ Vgl. Pfeiffer 2012, S. 220-235.

¹⁵ Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 90, S.72f.

¹⁶ Ebd. Nr. 93, S. 75-77.

¹⁷ Vgl. Lubecus 1994, S. 129.

¹⁸ Ebd. S. 257.

¹⁹ Vgl. Last 1987, S. 103.

der Rothen-Straße, wo diese an die Wenden-Straße stößt“ an.²⁰ Mit dieser Angabe ist das Gelände gemeint, auf dem sich heute das Gebäude Wendenstraße 8/8a befindet. Im Jahr 1892 wurde das Brauhaus mitsamt der Kapelle abgerissen, um Platz für den Neubau der städtischen Sparkasse zu gewinnen.²¹ Zuvor war der bis dahin als Oberes Brauhaus bezeichnete Gebäudekomplex bereits 1764 umgebaut und schließlich 1823 nach einem Brand neu errichtet worden. Eine leider ohne Bildnachweis abgedruckte Zeichnung zeigt seinen Zustand im 18. bzw. 19. Jahrhundert und lässt keine Rückschlüsse auf das Aussehen der Kapelle zu.²²

Zur Gestalt dieses Baus können allerdings im Gegensatz zur Georgskapelle noch einige Aussagen getroffen werden. Vor den Umbaumaßnahmen im Jahr 1764 wurden ein Grundriss und ein Aufriss der Nordfassade des neu zu errichtenden Gebäudes angelegt. Von dem mit „B. Kampe“ signierten und auf den 4. Mai 1763 datierten Riss befindet sich eine Kopie im Kirchenkreisarchiv Göttingen.²³ Sie zeigt, dass es sich bei der Kapelle um einen längsrechteckigen Saalbau mit polygonalem 5/8-Chorschluss handelte. Außen liegende Strebepfeiler sind nicht zu erkennen, dafür war die Wandstärke relativ dick. Ob die stabilen Wände dazu dienten, ein Gewölbe zu tragen, kann nicht genau bestimmt werden. Der Riss zeigt, dass die Kapelle nach Osten ausgerichtet war und dass sich auf der Nordseite noch im 18. Jahrhundert sechs Fenster sowie eine Tür befanden. Weiterhin belegt er, dass es sich sowohl bei den Fenstern als auch bei der Tür um spitzböige Konstruktionen handelte. Unterhalb der Fenster war die Wand durch ein horizontal verlaufendes Kaffgesims gegliedert.

Dieses Gesims verlief in waagerechter und nicht dem Bodenniveau folgender Weise unterhalb der Fenster, beginnend bei dem 1763 noch vorhandenen Chorfenster in einer ungefähren Höhe zwischen 1,50 und 2 m²⁴ bis zur Nordtür der Kapelle, um dann im rechten Winkel nach oben anzusteigen und oberhalb der Tür wieder in die Horizontale überzugehen. Auf diese Weise schloss es mit den Fensterbänken der verbleibenden drei Fenster ab. Diese waren hierdurch deutlich kürzer und lagen höher über dem Bodenniveau als die drei weiter östlich gelegenen.

Was die Ausstattung des Gebäudes betrifft, so ist auf ältere Überlegungen hinzuweisen, denen zufolge die Zehngebötetafel, welche sich heute im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover befindet, ihren ursprünglichen Aufstellungsort in

²⁰ Vgl. Spangenberg 1807-1808, S. 119.

²¹ Vgl. Kühn 2001, S. 18.

²² Ebd.

²³ Vgl. Kirchenkreisarchiv Göttingen, Bildarchiv. Der Grundriss wurde abgedruckt bei Reuther 1987, S. 532. Kampe war der Name eines Göttinger Bausenators, der zur Mitte des 18. Jh. tätig war. Vermutlich wurde der Riss von ihm angefertigt. Vgl. Welschmied 1963, S. 114.

²⁴ Auf dem Riss befindet sich zwar ein Maßstab, doch ist nicht klar, in welcher Einheit dieser rechnet. Aus diesem Grund handelt es sich bei dem angegebenen Wert um einen Schätzwert, der sich aus dem Vergleich zwischen dem Ansatz des Gesimses und der Höhe der Brauhaustüren ergibt.

der Fronleichnamskapelle hatte.²⁵ Diese Annahme hat neuerdings Angelica Dülberg mit guten Argumenten in Zweifel gezogen.²⁶

Die Hl.-Kreuz-Kapelle

Die Spitalkapelle Hl. Kreuz war zunächst ausschließlich der Hl. Maria Magdalena geweiht.²⁷ Sie lag auf dem Gelände des späteren Accouchierhauses in der Kurzen Geismarstraße am Geismartor und musste der Entbindungsklinik erst im Jahr 1785 weichen.²⁸ Das Bauwerk befand sich somit außerhalb der älteren Stadtmauer, aber innerhalb des später errichteten Stadtwalls. Das jüngste der drei Göttinger Hospitäler war im Jahr 1391/92 an dieser Stelle erbaut worden, nachdem die Bedürftigen durch eine Stiftung Anselms von Einbeck seit dem Jahr 1381 in einem Haus in der Nähe des Paulinerkirchhofs Hilfe erhalten konnten.²⁹ Bereits 1398 erhielt die Hospitalkapelle eigene Pfarrrechte; zuvor war sie St. Albani unterstellt.³⁰

Von der Kapelle haben sich im Städtischen Museum Göttingen zwei historische Ansichten – eine Radierung und eine Zeichnung³¹ – erhalten. Die Zeichnung zeigt den Bau im Jahr 1753, zwei Jahre, nachdem in den Hospitalgebäuden eine Entbindungsklinik der Universität eingerichtet worden war.³² Hans Reuther beschreibt die Kapelle auf dieser Grundlage als „einen denkbar schlichten Bau, der die Häuser in seiner Umgebung jedoch deutlich überragte. An ein kurzes Schiff von vier Jochen schloß sich ein polygonales Chorhaupt an. Mit Maßwerk versehene Fenster öffneten die Wände zwischen den Strebepfeilern über einer portalthoch geschlossenen Mauerzone in ganzer Breite. Das Dach bekrönte im Westen ein kleiner Dachreiter als Glockenturm.“³³ Dem ist noch hinzuzufügen, dass sich an der Südseite der Kapelle im zweiten Joch von Westen ein Portal befand, das auf den von einer Mauer umgebenen Kirchhof führte.

²⁵ Fink 1924/25, S. 103-109; Saathoff 1929, S. 43.

²⁶ Dülberg 2012, S. 28-42.

²⁷ Erstmals wurde die Kapelle im Jahr 1451 mit dem Hl.-Kreuz Patrozinium erwähnt – vgl. Kühnhorn 1972, S. 138.

²⁸ Ebd.

²⁹ Vgl. UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 299, S. 315f.

³⁰ Vgl. Kühnhorn 1972, S. 137, Henke 2012, S. 123f., Schlotheuber 2012, S. 21 und UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 375, S. 407-409. Lubecus verlegt die Gründung des Hospitals in das Jahr 1330, wofür es allerdings keine Nachweise gibt – siehe Lubecus 1994, S. 108. Zu bemerken ist an dieser Stelle, dass Eva Schlotheuber in ihrem Aufsatz zur Kirchenorganisation Göttingens bei der Beschreibung der städtischen Prozession die Hospitäler Hl. Kreuz und Hl. Geist vertauscht, vgl. Schlotheuber 2012, S. 17.

³¹ Die auf den 3.10.1753 datierte Zeichnung befindet sich in einem Stammbuch dessen Aufbewahrungsort unbekannt ist. Im Städtischen Museum Göttingen ist allerdings eine Photographie erhalten. Siehe Beer 1984, S. 93f.

³² Ebd. S. 95.

³³ Reuther 1987, S. 546.

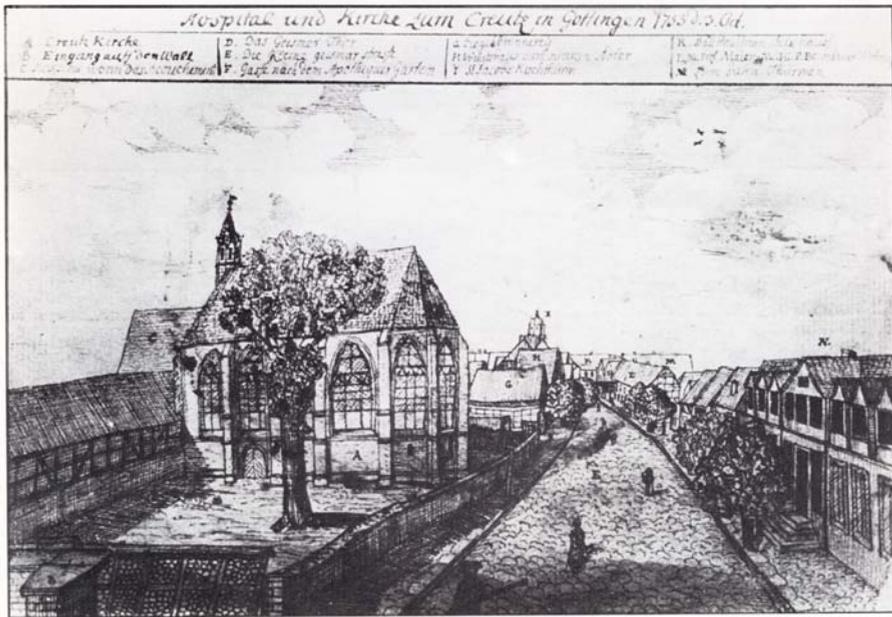


Abb. 249: Hospital und Kirche zum Creutz in Göttingen, Stammbuchblatt 1753

Unklar bleibt die Anlage des Dachreiters. Die durchaus detaillierte Zeichnung stellt diesen als gemauerten Turm von oktogonaler Grundform dar. In seiner höchstgelegenen Wandzone sind die einzelnen Wandflächen des Oktogons von Fenster-schlitzfenstern durchbrochen. Bekrönt wird der kleine Turm von einem Spitzdach samt Wetterfahne. Tatsächlich zeigen auch die historischen Stadtansichten von Johannes Jeep aus dem Jahr 1610 (Abb. 1) und von Caspar Merian aus dem Jahr 1654³⁴ die Kapelle mit einem Giebelreiter. Das Türmchen, das im Stammbuchblatt dargestellt wird, scheint jedoch hinter dem Dach zu liegen. Entweder ist dies eine Folge mangelnden zeichnerischen Geschicks oder es handelt sich um den Dachreiter eines anderen, dahinterliegenden Gebäudes. Hier käme die Barfüßerkirche in Frage, welche eine entsprechende Bekrönung besaß.

Das Maßwerk in den Spitzbogenfenstern zeigt keine besonderen Schmuckformen. Die Verglasung der Fenster ist hingegen gut zu erkennen. Bei dem polygonalen Chor scheint es sich um einen $5/8$ Chorschluss gehandelt zu haben.

³⁴ Vgl. Stölting/Brinkmann 1996, S. 16f.



Abb. 250: Christian Andreas Besemann: Kirche St. Crucis mit dem alten Accouchirhospitale zu Göttingen am Geismar Thor, 1809, Göttingen, Kunstsammlung der Universität

Die Radierung von Christian Andreas Besemann aus dem Jahr 1809 (Abb. 250) zeigt die Kapelle hingegen in restaurierungsbedürftigem Zustand. Er ist erst 26 Jahre nach dem Abriss der Kapelle geschaffen worden, und es ist nicht klar, ob er auf eine zeichnerische Vorlage zurückgeht oder aus dem Gedächtnis gefertigt wurde.³⁵ Die Glasfenster sind beschädigt und das Dach undicht. Vom Dachreiter fehlt jede Spur, möglicherweise wurde er entfernt, nachdem die Kirche baufällig wurde. Auch das Maßwerk in den Fenstern sowie die Fenster selbst differieren von der früher angelegten Zeichnung. Die Fenster am Chor setzen höher an als diejenigen des Langhauses. Der Kirchhof mitsamt der zugehörigen Mauer fehlt ebenfalls. Demgegenüber ist das im Westen an die Kapelle angefügte Fachwerkhhaus, das die Entbindungsanstalt beherbergte, gut zu erkennen. Da die Radierung keinen Eingang an der Nordseite der Kapelle zeigt, betrat man die Kapelle vermutlich von den westlichen Nebengebäuden aus.

Die bedeutenden Unterschiede zwischen beiden Darstellungen lassen sich entweder durch fortschreitenden Verfall zwischen den Jahren 1753 und 1785 oder durch mangelnde Präzision der Radierung erklären. Für den baulichen Verfall spricht die Beschreibung der Anlagen im Kaufvertrag zwischen der Landesregie-

³⁵ Beer 1984, S. 95. Vgl. auch Saathoff 1929, S. 44.

rung und der Stadt Göttingen. Unter Punkt c) ist hier vermerkt: „das alte Haus, bishero die Accouchieranstalt gewesen, nebst dem verfallenen Anbau“³⁶ Vergleicht man die Beschreibung mit einem im Museum der Göttinger Chemie erhaltenen Situations-Riss des Hospitals, können mit dem verfallenen Anbau nur zwei Bauwerke gemeint sein:³⁷ entweder ein sich im Süden an die Gebäude anschließender Stall oder die Kapelle. Die dem Vertrag entnommene Information erhöht auf jeden Fall die Glaubwürdigkeit der Radierung von Besemann und deutet auf einen raschen Verfall der Kapelle nach dem Anbau des Gebäudes der Accouchieranstalt hin.

Die Hl.-Kreuz-Kapelle ist auch auf den Stadtansichten Göttingens von Johannes Jeep (1610) und Caspar Merian (1654) sowie auf den Gemälden der Belagerung des Jahres 1641 zu erkennen. Bei Jeep wird die Kapelle mit einem Stufengiebel nach Osten hin gezeigt. Merians Darstellung entspricht den oben bereits beschriebenen. Ob es während der Belagerung der Stadt zu Beschädigungen der Kapelle gekommen ist, die einen Umbau und den Anbau des Chores möglich machten, bleibt ungewiss.

Albrecht Saathoff hat die These aufgestellt, dass ein kleines Passionsretabel aus der Zeit um 1480, welches sich heute im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover befindet, ursprünglich aus der Hl.-Kreuz-Kapelle stammte.³⁸ Diese Annahme wird bis heute in der Forschung geteilt. Das Gemälde schmückte den Hochaltar der Kapelle, bis es 1538 durch das Kreuzigungsretabel Hans Raphons aus der abgerissenen Georgskapelle ersetzt wurde.³⁹

Die Hl.-Geist-Kapelle

Die Kapelle St. Spiritus war Bestandteil eines zweiten in Göttingen errichteten Hospitals. Dessen Stiftung wurde 1293 durch Herzog Albrecht II. von Braunschweig-Wolfenbüttel-Göttingen bestätigt. Im Jahr darauf folgte die Bestätigung einer angegliederten Kapelle durch den Erzbischof von Mainz. Es ist daher anzunehmen, dass der Bau des Hospitals in jenen Jahren geschah.⁴⁰ Die Errichtung des Hospitals und seiner Kapelle erfolgte somit ungefähr zeitgleich mit dem Bau der in unmittelbarer Nähe gelegenen Marienkirche.

Die Lage des Hospitals wird noch heute von der nach ihm benannten Geiststraße im Westen Göttingens angezeigt. Es befand sich laut Reuther an der Kreuzung zwischen Geist- und Gronertorstraße außerhalb der Stadtmauer und grenzte vermutlich an das Gelände der späteren Deutschordenskommende.⁴¹

³⁶ Zitiert nach Welschmied 1963, S. 121.

³⁷ Vgl. Beer 1984, S. 92, Abb. 8.

³⁸ Saathoff 1929, S. 44.

³⁹ Vgl. insbesondere Henke 2012, S. 120-132.

⁴⁰ Vgl. Kühllhorn 1972, S. 138 sowie UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 37 und 38, S. 27-29.

⁴¹ Vgl. Reuther 1987, S. 545.

Die Gebäude des Hospitals waren bereits im Mittelalter das erste Mal dem Verfall ausgesetzt, nachdem die Patronatsrechte im Jahr 1336 von den Stiftern an das Kloster Lippoldsberg veräußert worden waren. Dieser Missstand wurde erst über einhundert Jahre später behoben, indem der Rat der Stadt während des Basler Konzils im Jahr 1438 an den Papst appellierte und Recht bekam. Zwei Jahre später wurde ihm vom Kloster die Mitvormundschaft am Hospital eingeräumt, so dass das Spital vor dem Verfall bewahrt werden konnte.⁴²

Informationen zur Gestalt der Spitalkapelle sind erneut vor allem aus dem 18. Jahrhundert erhalten. Zuvor gibt es nur vereinzelte Erwähnungen in historiographischen Werken des 16. Jahrhunderts. Nach einer 1749 erfolgten Anfrage der hannoverschen Regierung erstattete der Göttinger Bausenator Kampe noch im selben Jahr Bericht über die notwendigen Renovierungen. Dieser Bericht erwähnt die Kapelle zwar nicht, jedoch wurde das Anwesen danach vom Hospital in einen Pacht Hof verwandelt, über den ein Inventar aus dem Jahr 1768 erhalten ist.⁴³ Die Kapelle war demnach bereits im 18. Jahrhundert in das Wohngebäude des Hospitals integriert. Unter ihr befand sich seit Umbaumaßnahmen im 16. Jahrhundert ein Bierkeller, während es im Stockwerk über der Kapelle eine nicht näher beschriebene Kammer gegeben haben muss. Franciscus Lubecus nennt für die Umbaumaßnahmen an der Kapelle das Jahr 1544. Seiner Chronik nach sollte in dem Keller unter der Kapelle zunächst Bier gebraut werden. Nachdem dieser Plan verworfen worden war, nutzte man den Raum als Bierkeller für das neu errichtete Brauhaus.⁴⁴ Über die Umbaumaßnahmen erfährt man von Lubecus weiterhin, dass in diesem Jahr die Glocke der Kapelle, genau wie bei St. Jürgen und St. Bartholomäus, eingeschmolzen und für den Guss von Feuerwaffen verwendet wurde.⁴⁵

Im 18. Jahrhundert war die Kapelle schließlich nur noch durch die Kirchdiele und die Hausdiele von den übrigen Wohn- und Nutzräumen des Hofes getrennt. Im Dachgeschoss befand sich ein beide Bauteile überspannender Heuboden.⁴⁶ Diese Angaben werden durch einen auf den 30. Juni 1778 datierten Grundriss bestätigt, der sich im Stadtarchiv Göttingen befindet. Er wurde vom damaligen Pächter Quentin gezeichnet, um einen Anbau an die Kapelle zu planen.⁴⁷ Die Kapelle hatte einen nach Westen ausgerichteten polygonalen 5/8-Chorschluss, der zum Entstehungszeitpunkt nur mehr von der Kirchdiele aus gesehen werden

⁴² Vgl. Welschmied 1963, S. 14-16.

⁴³ Ebd. S. 114.

⁴⁴ Lubecus schreibt hierzu: „Anno domini 1544 hat der rad das haus an der Hilligen Geistskirchen gebawet und under den chor einen keller, dem hospitall zu besten. Zu der zeit warts gebawet, man solte bier darinnen brauwen, warth aber balt mutiret und geenderth zum breuhanenbrauwause.“ – Lubecus 1994, S. 367. Welschmied zitiert in diesem Zusammenhang eine andere Stelle nach Lubecus aus der Braunschweig-Lüneburgischen Chronik, nach der im Jahr 1544 ein Brauhaus auf dem Gelände des Hospitals entstand – vgl. Welschmied 1963, S. 116, Anm. 35.

⁴⁵ Vgl. Lubecus 1994, S. 367.

⁴⁶ Vgl. Welschmied 1963, S. 115-116.

⁴⁷ Vgl. St.A. Göttingen, AA, Klostersachen, einzelne Klöster und Hospitäler - St. Spiritus, 23 (Karte Nr. 2).

konnte, da beide Seitenwände verlängert worden waren und die Außenfassade somit in gerader Linie verlief. Weitere Informationen sind dem Riss leider nicht zu entnehmen, da die Kapelle nicht dessen zentraler Gegenstand ist und deshalb nur schematisch dargestellt wurde.

Die Bartholomäuskapelle

Das dritte der Göttinger Hospitäler wurde vor dem Weender Tor auf dem Gelände des späteren Bartholomäusfriedhofs, welcher dem Hospital seinen Namen verdankt, errichtet. Seine Gründung kann in die Zeit zwischen 1311 und 1325 eingegrenzt werden, womit es das zweitälteste Hospital Göttingens war. Erstmals wurde die Einrichtung im Zusammenhang mit einer Spende des Grafen Simon von Dassel erwähnt, die den Terminus ante quem der Errichtung der Gebäude, also des Hospitals mitsamt Kapelle und Nebengebäuden definiert.⁴⁸ Weitere Informationen zum Bau der Kapelle finden sich wieder einmal bei Franciscus Lubecus. Er berichtet, dass die Siechen 1321 die bischöfliche Erlaubnis erhalten hätten, für den Bau der Kapelle zu betteln. Die Kapelle sei im Jahr 1324 vom Mindener Bischof geweiht worden. Lubecus nennt für den weihenden Bischof aber den Namen Dethmarn, ein Irrtum, der seine Aussagen zweifelhaft erscheinen lässt.⁴⁹ Von weiteren Bauarbeiten an der Kapelle spricht der Göttinger Chronist im Jahr 1349. Hierzu hatten die Siechen einen Bettelbrief beim Herzog von Braunschweig erwirkt. Der Ausbau hatte nach Lubecus den Zweck, einen eigenen Pfarrherrn an der Kapelle aufnehmen zu können, und dauerte fünf bis sechs Jahre. Die Kapelle wurde entgegen seinen Angaben aber erst im Jahr 1453 von der Albani-Pfarre eximiert.⁵⁰ Möglicherweise hat sich Lubecus bei dem Datum um ein Jahrhundert vertan, ein Umstand, auf den auch die fehlerhafte chronologische Reihung bei diesem Eintrag hinweist.⁵¹

Über das Erscheinungsbild der Kapelle ist nichts bekannt, da sie im Jahr 1545 abgerissen wurde, um die Verteidigungsfähigkeit der Stadt im Schmalkaldischen Krieg nicht zu gefährden.⁵² Diesem Schritt vorausgegangen war, wie bei den Betelordenskirchen der Stadt sowie bei der Georgs- und Fronleichnamskapelle, das Einschmelzen ihrer Glocken, um das Metall zum Büchsenmachen zu verwenden.⁵³ Von dem Abriss ausgenommen waren vermutlich alle Hospitalgebäude. Diese in

⁴⁸ Vgl. Kühllhorn 1972, S. 136 mit Bezug auf UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863], Nr. 106, S. 87-93.

⁴⁹ Vgl. Lubecus 1994, S. 106. Das Jahr 1324 war das letzte Amtsjahr Gottfrieds von Waldeck als Mindener Bischof. Ihm folgte Ludwig v. Braunschweig-Lüneburg auf dem Mindener Bischofsstuhl – vgl. ebd., S. 106, Anm. 2, sowie Heinig 1987, S. 401.

⁵⁰ Vgl. UB Göttingen, Bd. 2, 1974 [1867], Nr. 241, S. 216f.

⁵¹ Vgl. Lubecus 1994, S. 113.

⁵² Vgl. Welschmied 1963, S. 26-28 u. Lubecus 1994, S. 371.

⁵³ Vgl. Lubecus 1994, S. 367.

Fachwerk errichteten Bauten wurden vermutlich noch bis in die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts genutzt.⁵⁴

St. Jodocus und die Kapelle im Walkenrieder Hof

Die Kapelle St. Just bzw. St. Jodocus und die Kapelle im Walkenrieder Hof sollen hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden. Über St. Just ist nichts weiter bekannt als dass die Kapelle sich vor dem Groner Tor an der Leine befunden haben soll.⁵⁵ Vermutlich lag sie am westlichen Ufer der Leine in der Nähe der Leinebrücke. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war sie bereits nicht mehr existent.⁵⁶ Darstellungen des Gebäudes sind nicht überliefert.

Die letzte zu erwähnende Kapelle gehörte zu einem Hof, den das Zisterzienserkloster Walkenried in der Nähe der Paulinerkirche unterhielt. Bereits 1358 hatten die Mönche die Erlaubnis erhalten, einen Altar zu errichten, was einen Sakralraum voraussetzt. Die daraufhin erbaute Kapelle wird 1491 im Zusammenhang mit einer Schenkung erwähnt.⁵⁷ Der Bau befand sich „östlich vom Dominikanerkloster am Papendiek und reichte bis zur Paulinerstraße“.⁵⁸ Es war ein Gebäude von bescheidenen Ausmaßen mit 5/8-Chorschluss. Der Wandaufbau wurde, wenn der Grundriss bei Reuther zutreffend ist, von Strebepfeilern strukturiert.⁵⁹

Fazit

Für das Verständnis der Sakraltopographie einer mittelalterlichen Stadt ist es wichtig, nicht nur die großen Pfarr- und Klosterkirchen zu beachten, sondern auch die Vielzahl kleinerer Kapellen, die heute vollständig aus dem Göttinger Stadtbild verschwunden sind. Diese übernahmen eine bedeutende Funktion, indem sie etwa an Hospitäler angeschlossen waren oder eigene Stationen bei Prozessionen bildeten.

Architektonisch handelte es sich bei den Göttinger Kapellen wohl zumeist um einfache Saalbauten mit polygonalem Chorschluss. Man hat es mit einem einfachen, aber effektiven Schema gotischer Sakralarchitektur zu tun, das im kleinen Rahmen ebenso gut funktionierte wie bei den großen, mehrschiffigen Bauten, die bis heute das Göttinger Stadtbild prägen.

⁵⁴ Vgl. Wellschmied 1963, S. 26-28.

⁵⁵ Vgl. hierzu Köhlhorn 1963, S. 130.

⁵⁶ Denecke 1987, S. 365f.

⁵⁷ Vgl. Köhlhorn, S. 140.

⁵⁸ Vgl. Last 1987, S. 90.

⁵⁹ Vgl. die Abb. bei Reuther 1987, S. 532.

Anhang

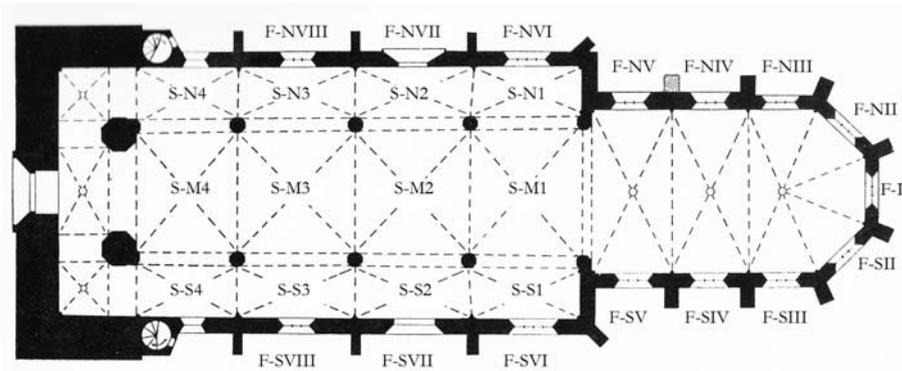


Abb. 251: Göttingen, St. Johannis: Schema der Fenstermaßwerke und Schlusssteine

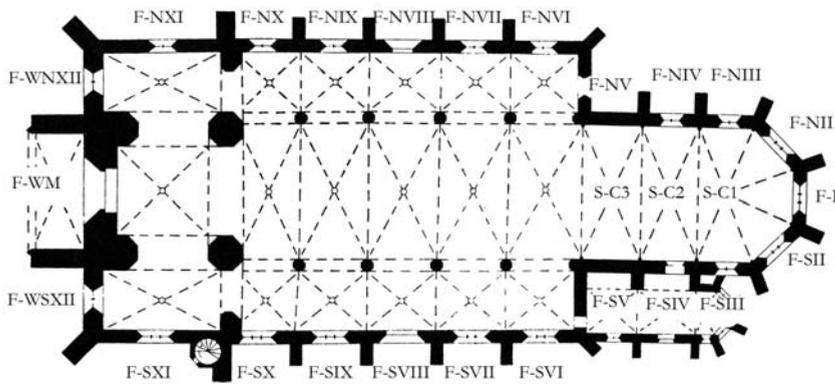


Abb. 252: Göttingen, St. Jacobi: Schema der Fenstermaßwerke und Schlusssteine

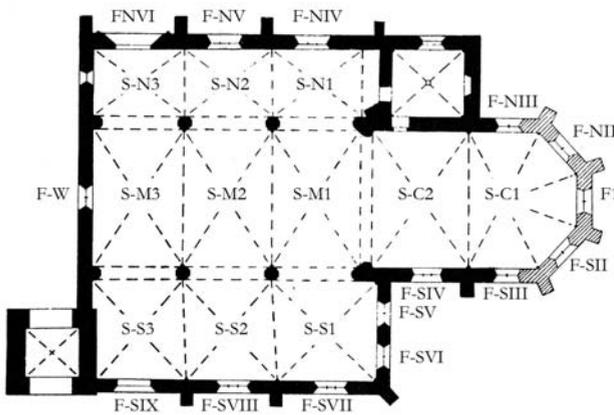


Abb. 253: Göttingen, St. Marien: Schema der Fenstermaßwerke und Schlusssteine

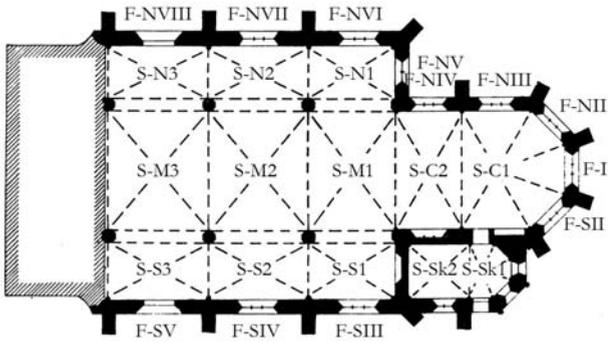


Abb. 254: Göttingen, St. Nikolai: Schema der Fenstermaßwerke und Schlusssteine

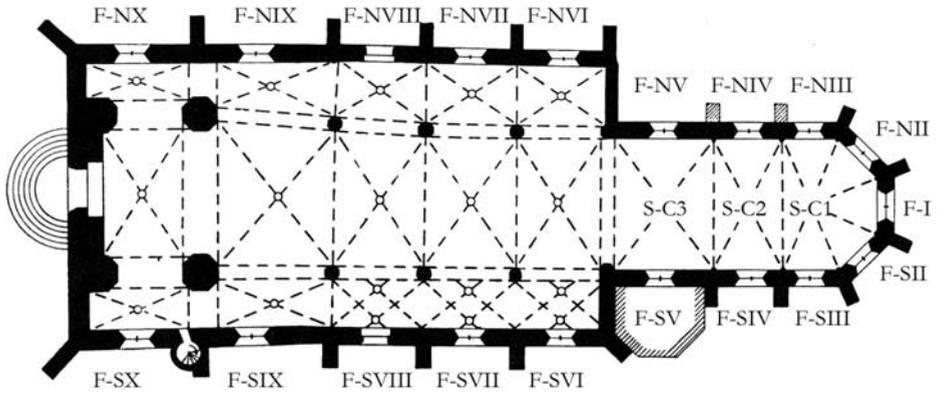


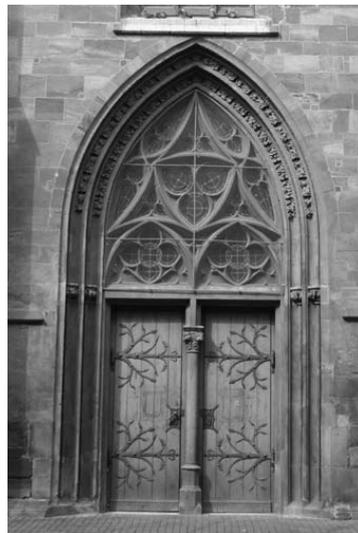
Abb. 255: Göttingen, St. Albani: Schema der Fenstermaßwerke und Schlusssteine



a: Westportal



b: Nordportal



c: Südportal

Abb. 256 a-c: Göttingen, St. Johannis: Portale



a: Westportal



b: Nordportal



c: Südportal

Abb. 257 a-c: Göttingen, St. Jacobi: Portale

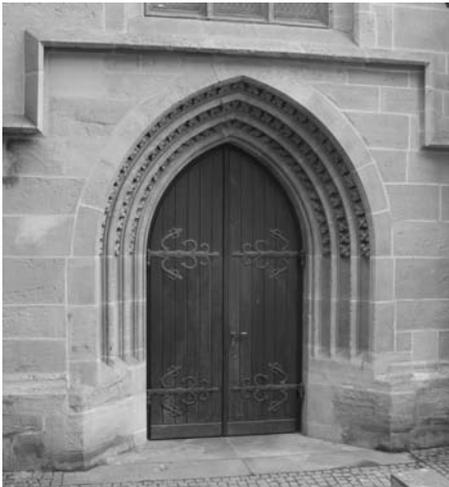


a: Nordportal

Abb. 258 a-b: Göttingen, St. Marien, Portale

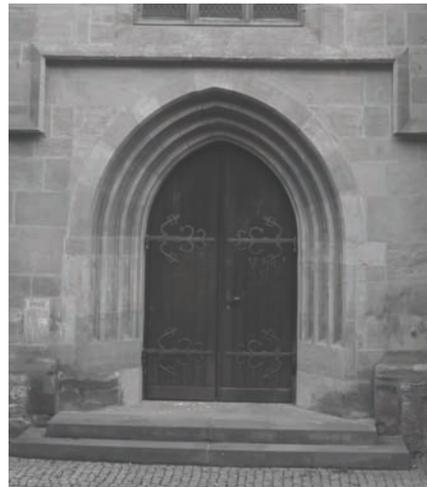


b: Südportal

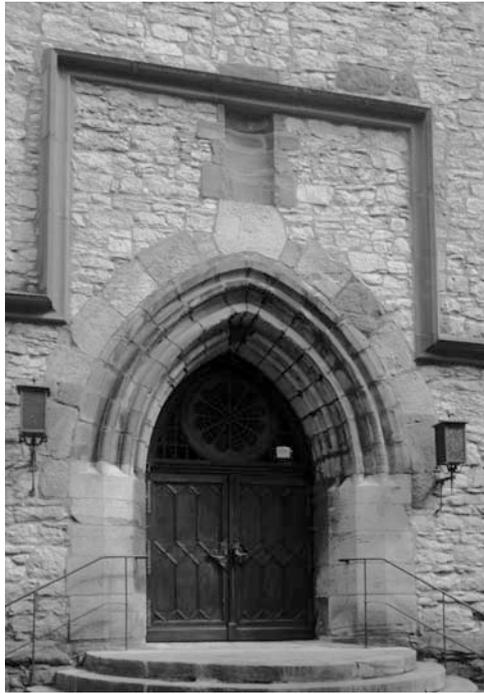


a: Nordportal

Abb. 259 a-b: Göttingen, St. Nikolai: Portale



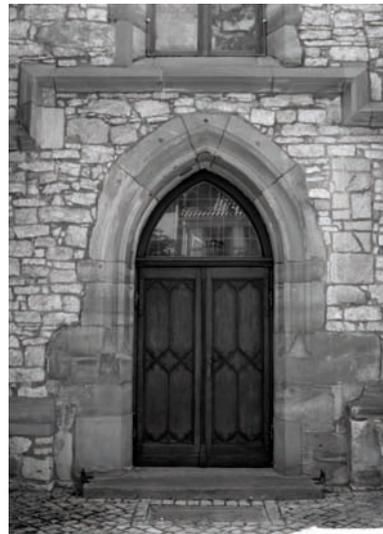
b: Südportal



a: Westportal



b: Nordportal



c: Südportal

Abb. 260 a-c: Göttingen, St. Albani: Portale



a: Paulinerkirche, Chor

b: Paulinerkirche,
Langhaus

c: St. Johannis, Langhaus



d: St. Marien



e: St. Nikolai



f: St. Jacobi, Sakristei



g: St. Albani



h: St. Marien, Chor

Abb. 261 a-h: Göttinger Kirchen, Strebepeerlgiebelchen



a: F-SII



b: F-I



c: F-NII



d: F-SIII



e: F-NIII



f: F-SIV



g: F-NIV



h: F-SV

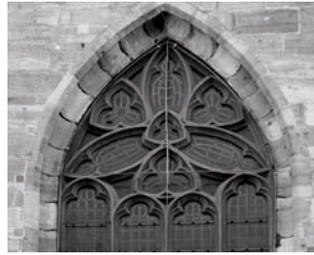


i: F-NV

Abb. 262 a-i: Göttingen, St. Johannis: Maßwerkfenster am Chor (19. Jahrhundert)



k: F-SVI



l: F-NVI



m: F-SVII



n: F-NVII



o: F-SVIII



p: F-NVIII

Abb. 262 k-p: Göttingen, St. Johannis: Maßwerkfenster am Langhaus (19. Jahrhundert)



a: F-SII



b: F-I



c: F-NII



d: F-SIII



e: F-NIII



f: F-SIV



g: F-NIV



h: F-SV



i: F-NV

Abb. 263 a-i: Göttingen, St. Jacobi: Maßwerkfenster an Chor und Langhausostgiebel



k: F-SVI



l: F-NVI



m: F-SVII



n: F-NVII



o: F-SVIII



p: F-NVIII



q: F-SIX



r: F-NIX

Abb. 263 k-r: Göttingen, St. Jacobi: Maßwerkfenster am Langhaus



s: F-SX



t: F-NX



u: F-SXI



v: F-NXI



w: F-WSXII



x: F-WNXII



y: F-WM

Abb. 263 s-y: Göttingen, St. Jacobi: Maßwerkfenster am Langhaus



a: F-SII



b: F-I



c: F-NII



d: F-SIII



e: F-NIII



f: F-SIV (verdeckt)



g: F-SV+VI

Abb. 264 a-g: Göttingen, St. Marien: Maßwerkfenster an Chor und Langhausostgiebel



h: F-SVII



i: F-NIV



k: F-SVIII



l: F-NV



m: F-SIX



n: F-NVI



o: F-W

Abb. 264 h-o: Göttingen, St. Marien: Maßwerkfenster am Langhaus



a: F-SII



b: F-I



c: F-NII



d: F-NIII



e: F-NIV



f: F-NV

Abb. 265 a-f: Göttingen, St. Nikolai: Maßwerkfenster an Chor und Langhausostgiebel



g: F-SIII



h: F-NVI



i: F-SIV



k: F-NVII



l: F-SV



m: F-VIII

Abb. 265: Göttingen, St. Nikolai: Maßwerkfenster am Langhaus



a: F-SII



b: F-I



c: F-NII



d: F-SIII



e: F-NIII



f: F-SIV



g: F-NIV



h: F-SV



i: F-NV

Abb. 266 a-i: Göttingen, St. Albani: Maßwerkfenster am Chor



k: F-SVI



l: F-NVI



m: F-SVII



n: F-NVII



o: F-SVIII



p: F-NVIII



q: F-SIX



r: F-NIX



s: F-SX



t: F-NX

Abb. 266 k-t: Göttingen, St. Albani: Maßwerfenster am Langhaus



a: Paulinerkirche



b: St. Johannis



c: St. Marien



Abb. 267 a-c: Göttinger Kirchen, Langhauspfeiler und Sockel



d: St. Nikolai



e: St. Jacobi



f: St. Albani



Abb. 267 d-f: Göttinger Kirchen, Langhauspfeiler und Sockel



a: S-S1: Christus als Schmerzensmann



d: S-S2: Hl. Katharina



b: S-M1: Johannes der Täufer



e: S-M2: ?



c: S-N1: Engel mit Krone



f: S-N2: Hl. Dorothea

Abb. 268 a-f: Göttingen, St. Johannis: Schlusssteine im Langhaus



g: S-S3: Erzengel Michael



k: S-S4: Hl. Petrus



h: S-M3: Hl. Andreas



l: S-M4: Hl. Martin



i: S-N3: Hl. Nikolaus



m: S-N4: Hl. Laurentius

Abb. 268 g-m: Göttingen, St. Johannis: Schlusssteine im Langhaus



a: S-C1: Christua als Osterlamm



b: S-C2



c: S-C3

Abb. 269 a-c: Göttingen, St. Jacobi: Schlusssteine im Chor



c: S-S1: Zeichen der Tuchmacher



a: S-C1: Christus als Osterlamm (19.Jh.)



d: S-M1: Wappen mit Einhorn



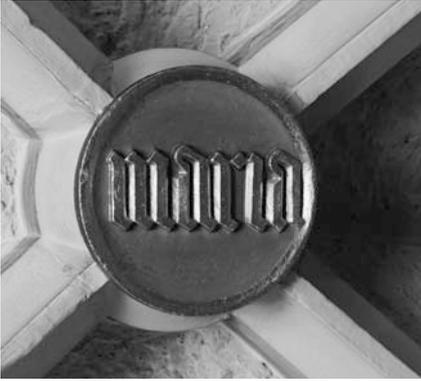
b: S-C2



e: S-N1

Abb. 270 a-b: Göttingen, St. Marien:
Schlusssteine im Chor

Abb. 270 c-e: Göttingen, St. Marien:
Schlusssteine im Langhaus



f: S-S2: „Maria“



i: S-S3: „ave“



g: S-M2: Maria mit Kind

Von der Orgel verdeckt

k: S-M3

h: S-N2: Wappen: Hammer u. Zange
(Arma Christi?)l: S-N3: Wappen mit Würfeln (Arma
Christi?)

Abb. 270 f-l: Göttingen, St. Marien: Schlusssteine im Langhaus



c: S-S1: Evangelistensymbol Lukas



a: S-C1: Blattmaske



d: S-M1: Evangelistensymbol Johannes



b: S-C2: Maske



e: S-N1: Evangelistensymbol Markus

Abb. 271 a-b: Göttingen, St. Nikolai:
Schlusssteine im Chor

Abb. 271 c-e: Göttingen, St. Nikolai:
Schlusssteine im Langhaus



f: S-S2: Pelikan



i: S-S3: Hl. Laurentius



g: S-M2: Evangelistensymbol Matthäus



k: S-M3: Christus als Osterlamm



h: S-N2: Pelikan (?)



l: S-N3: Hl. Nikolaus

Abb. 271 f-l: Göttingen, St. Nikolai: Schlusssteine im Langhaus



a: S-C1: Christus als Osterlamm (Fassung vor der letzten Neuausmalung)



a: S-Sk1: Blattmaske



b: S-C2: Phönix



b: S-Sk2: Weinlaub und Trauben



c: S-C3: Pelikan

Abb. 272 a-b: Göttingen, St. Nikolai: Schlusssteine in der Sakristei

Abb. 273 a-c: Göttingen, St. Albani: Schlusssteine im Chor



Abb. 274: Göttingen, ehem. Barfüßerkirche: Schlussstein

Literatur

Achsel 2012

Bettina Achsel: Anmerkungen zu zeichnerischen Werketappen der Jakobus-Szenen auf dem Göttinger Jacobi-Retabel, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 83-98.

Ahlbrecht 1934

H. Ahlbrecht: St. Jacobi. Zur Baugeschichte der Kirche, in: Göttinger Zeitung. Göttinger Anzeiger. Freie Presse für Stadt und Land. Göttinger Deutscher Bote, 72, 1934, „GZ“ am Wochenende, 28. April, 5. Mai, 12. Mai, 19. Mai.

Albrecht, T. 1999

Thorsten Albrecht: Die Bückeburger Stadtkirche. Ein bedeutendes Beispiel der deutschen Spätrenaissance, Petersberg 1999.

Albrecht, U. 2012

Uwe Albrecht: „Si deus pro nobis, quis contra nos...“ – Vorläufige Beobachtungen zur Hochaltar-Predella und zum Gemälderetabel aus Göttingen-Nikolausberg, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 99-108.

Albrecht/Albrecht 1998

Anna Elisabeth Albrecht / Stephan Albrecht: Die mittelalterlichen Flügelaltäre der Hansestadt Wismar. Mit einem Beitrag von Antje Grewolls, Kiel 1998.

Angenendt 1983

Arnold Angenendt: Missa specialis. Zugleich ein Beitrag zur Entstehung der Privatmessen, in: Frühmittelalterliche Studien 18, 1983, S. 153-221.

Angenendt 1994

Arnold Angenendt: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, München 1994.

Anonym 1865

Die Christus-Kirche zu Hannover, in: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus 1865, 1. September 1865, S. 129-139.

Anonym 1931

Die Erneuerung der Johanniskirche. Ein schwieriges Werk in schwerer Zeit glücklich beendet, in: Göttinger Tageblatt, 16. Oktober 1931.

Arens 1973

Fritz Arens: Alban von Mainz, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 5, Freiburg/Breisgau 1973, Sp. 68-70.

Arfken/Bielefeld 1978

Anneliese Arfken / Karl Heinz Bielefeld: St. Jacobi-Kirche Göttingen, München, Zürich 1978 (= Schnell Kunstführer Nr. 1142).

Arfken/Bielefeld 2008

Anneliese Arfken / Karl Heinz Bielefeld: Ev.-luth. St. Jacobikirche Göttingen, 3., neu bearbeitete Auflage Regensburg 2008 (= Schnell Kunstführer Nr. 1142).

Arndt 1987a

Karl Arndt: Informationsblatt für Kirchenbesucher – Die Nikolaikirche, Göttingen 1987.

Arndt 1987b

Karl Arndt: Die Kreuzigungsgruppe, in: Georg-August-Universität Göttingen, Informationen, Nr. 7/1987 (Dezember), S. 18-20.

Arndt 1997

Karl Arndt: Johannes Schreiter: Glasfenster-Entwürfe zu Psalm 22 für St. Jacobi in Göttingen. Versuch einer Interpretation, in: Göttinger Jahrbuch 45, 1997, S. 5-12.

Arndt 2012

Karl Arndt: Das Retabel der Göttinger Paulinerkirche, gemalt von Hans Raphon, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 188-219.

Arnold 1980

Werner Arnold (Bearb.): Die Inschriften der Stadt Göttingen, München 1980 (= Die Deutschen Inschriften, Bd. 19).

Asmus 1987

Bärbel Asmus: Die Bevölkerung: Entwicklung und Sozialstruktur, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 161-198.

Aufgebauer 1994

Peter Aufgebauer: Die Mendikanten in Göttingen, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 9-14.

Aufgebauer 2005

Peter Aufgebauer: Die Jakobusbruderschaft und ihre Fürsorge für „wallende Brüder“, in: Röckelein 2005a, S. 69-84.

Aufgebauer/Ohainski/Schubert 1998

Peter Aufgebauer / Uwe Ohainski / Ernst Schubert (Hg.): Festgabe für Dieter Neitzert zum 65. Geburtstag, Bielefeld 1998 (= Göttinger Forschungen zur Landesgeschichte 1).

Ausst. Kat. Basel 2005

Bunte Götter. Die Farbigkeit antiker Skulptur, hg. von Vinzenz Brinkmann u. Raimund Wünsche, 3., erweiterte Auflage des Münchner Katalogs, München 2005.

Ausst. Kat. Braunschweig 1985

Stadt im Wandel. Kunst und Kulturgeschichte des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650, hg. von Cord Meckseper, 4 Bde., Stuttgart 1985.

Ausst. Kat. Göttingen 1994

700 Jahre Paulinerkirche. Vom Kloster zur Bibliothek, hg. von Elmar Mittler, Göttingen 1994.

Ausst. Kat. Göttingen 2005

Gutingi. Vom Dorf ... zur Stadt. Neueste Ergebnisse der stadarchäologischen Arbeit, hg. von Betty Arndt, Andreas Ströbl und Insa Wendt, Göttingen 2005.

Ausst. Kat. Köln 1978

Die Parler und der schöne Stil 1350-1400. Europäische Kunst unter den Luxemburgern. Ein Handbuch zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Kunsthalle Köln, hg. von Anton Legner, 3 Bde., Köln 1978.

Azzola 1990

Friedrich Karl Azzola: Der Schlußstein in der Göttinger Marienkirche mit einem Fachbogen, einem Schlagholz und einer Distelkarde als historische Handwerkszeichen der Göttinger Tuchmacher, in: Göttinger Jahrbuch 38, 1990, S. 39-51.

Bachbauer 1998

Wolf Bachbauer: Altmünster. Pfarr- und Klosterkirche St. Alto und St. Birgitta, Passau 1998 (= Peda-Kunstführer Nr. 430/1998).

Barke 2014a

Jörn Barke: „Heller, lichter, weiter“. Innenraum von St. Johannis erhält ein neues Gesicht / Sanierung für 2,5 Millionen Euro, in: Göttinger Tageblatt, 24. Oktober 2014, S. 10.

Barke 2014b

Jörn Barke: Gotik in Rot und Weiß. Innenstadtkirche St. Johannis: Wiedereröffnung mit renoviertem Altarraum, in: Göttinger Tageblatt, 29. November 2014, S. 12.

Beckermann/Köther/Schlotheuber 1994

Wolfgang Beckermann / Doris Köther / Eva Schlotheuber: Ein Rundgang durch das Göttinger Franziskanerkloster, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 26-29, 60-64 (Katalog).

Beer 1984

Günther Beer: Paulinerkloster mit altem Gymnasium, Barfüßerkloster, Hospital St. Crucis in Göttingen und deren Umgebungen. Erläuterungen zu Plänen und einer Ansicht aus dem 18. Jahrhundert, in: Göttinger Jahrbuch 32, 1984, S. 71-98.

Benker 1961

Sigmund Benker: Kreuzaltar, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 6, Freiburg/Breisgau 1961, Sp. 617f.

Besser 2009

Yvonne Besser: Religiöse Bildsprache der nichtfigurativen Moderne. Der Fensterzyklus zu Psalm 22 von Johannes Schreiter in der Jacobikirche Göttingen, Frankfurt/Main 2009.

Betz 1962

Johannes Betz: Messopfer, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 7, Freiburg/Breisgau 1962, Sp. 343-350.

Bickel 1968

Wolfgang Bickel: Riddagshausen. Untersuchungen zur Baugeschichte der Abteikirche, Braunschweig 1968 (= Braunschweiger Werkstücke 40 = Reihe A Bd. 3, Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek).

Bielefeld 1965

Karl Heinz Bielefeld: Funde zur Baugeschichte der St. Johanniskirche in Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 13, 1965, S. 85-90.

Bielefeld 1969a

Karl Heinz Bielefeld: Die Gründung der Mariengemeinde, in: Gemeindebrief der St. Mariengemeinde Göttingen 6, 1969, Heft 6 (Juni), unpag.

Bielefeld 1969b

Karl Heinz Bielefeld: Aus der Geschichte der Mariengemeinde, in: Gemeindebrief der St. Mariengemeinde Göttingen 6 (1969), Heft 7 (Juli), S. 13-16.

Bielefeld 1969c

Karl Heinz Bielefeld: Die mittelalterliche Baugeschichte von St. Marien, in: Gemeindebrief der St. Mariengemeinde Göttingen 6, 1969, Heft 8 (August), S. 15-17.

Bielefeld 1969d

Karl Heinz Bielefeld: Die mittelalterliche Baugeschichte von St. Marien, in: Gemeindebrief der St. Mariengemeinde Göttingen 6, 1969, Heft 9 (September), S. 13-16.

Bielefeld 1969e

Karl Heinz Bielefeld: Die St. Marienkirche im 18. Jahrhundert, in: Gemeindebrief der St. Mariengemeinde Göttingen 6, 1969, Heft 10 (Oktober), S. 14-16.

Bielefeld 1969f

Karl Heinz Bielefeld: Die St. Marienkirche im 19. und 20. Jahrhundert, in: Gemeindebrief der St. Mariengemeinde Göttingen 6, 1969, Heft 11 (November), S. 14-16.

Bielefeld 1969g

Karl Heinz Bielefeld: Die Glocken von St. Marien, in: Gemeindebrief der St. Mariengemeinde Göttingen 6, 1969, Heft 12 (Dezember), S. 14-16.

Bielefeld 1970

Karl Heinz Bielefeld: Funde zur Baugeschichte der St.-Marien-Kirche zu Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 18, 1970, S. 49-54.

Bielefeld 1987

Karl Heinz Bielefeld: Die Kirche nach der Reformation, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 515-529.

Bielefeld 2001

Karl Heinz Bielefeld: Das Westportal der Albanikirche in Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 49, 2001, S. 17-20.

Bielefeld 2007

Karl Heinz Bielefeld: Orgeln und Orgelbauer in Göttingen, Berlin 2007 (= Norddeutsche Orgeln 14).

Bielefeld/Grobe 1994

Karl Heinz Bielefeld / Dietrich Wilhelm Grobe: Die Orgel der Universitätskirche, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 97-99.

Binding 1989

Günther Binding: Maßwerk, Darmstadt 1989.

Binding 1997

Günther Binding: Steinmetzzeichen, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München, Zürich 1997, S. 105.

Binding 2003

Günther Binding: Die Bedeutung von Licht und Farbe für den mittelalterlichen Kirchenbau, in: Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, Bd. 41,3, Stuttgart 2003, S. 130-171.

Binding/Untermann 1993

Günther Binding / Matthias Untermann: Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, 2., unveränderte Auflage, Darmstadt 1993.

Blaschke 1997

Karlheinz Blaschke: St. Nikolai in Göttingen. Eine Kaufmannskirche des 12. Jahrhunderts, in: Ders.: Stadtgrundriß und Stadtentwicklung. Forschungen zur Entstehung mitteleuropäischer Städte. Ausgewählte Aufsätze, Köln u. a. 1997, S. 352-358 (= Städteforschung A, 44).

Blumenbach 1822

Georg H. W. Blumenbach: Nachricht von den bei Abbruch des ehemaligen Franciskanerklosters zu Göttingen im J. 1820 entdeckten Merkwürdigkeiten (Nebst einer Kupfertafel), in: Neues vaterländisches Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover wie es war und ist, Bd. 1, Lüneburg 1822, S. 320-338.

Böhme 2002

Ernst Böhme: Göttingen verändert sein Gesicht. Stadtentwicklung zwischen 1650 und 1866, in: Böhme/Vierhaus 2002 (siehe dort), S. 429-450.

Böhme/Vierhaus 2002

Ernst Böhme / Rudolf Vierhaus (Hg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Anschluss an Preußen – Der Wiederaufstieg als Universitätsstadt (1648-1866), Göttingen 2002.

Böker 1983

Hans Josef Böker: Prag oder Köln? Das architekturgeschichtliche Beziehungsfeld der südniedersächsischen Stadtpfarrkirchen zu Beginn der Spätgotik, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 22, 1983, S. 9-27.

Boockmann, A. 1993

Andrea Boockmann (Bearb.): Die Inschriften der Stadt Braunschweig bis 1528, Wiesbaden 1993 (= Die Deutschen Inschriften 35).

Boockmann, H. 1983

Hartmut Boockmann: Leben und Sterben im mittelalterlichen Göttingen. Über ein Testament des 15. Jahrhunderts, in: Göttinger Jahrbuch 31, 1984, S. 73-94.

Boockmann, H. 1986

Hartmut Boockmann: Die Stadt im späten Mittelalter, München 1986.

Boockmann, H. 1998

Hartmut Boockmann: Kirche und Stadt in Göttingen zur Zeit der Ausmalung von St. Albani, in: Aufgebauer/Ohainski/Schubert 1998 (siehe dort), S. 229-239.

Borheck 1808

Georg Heinrich Borheck: Anweisung über zweckmäßige Anlegung der Landkirchen, Göttingen 1808.

Brandl/Forster 2011

Heiko Brandl / Christian Forster: Der Dom zu Magdeburg. Architektur, Regensburg 2011 (= Die Bau- und Kunstdenkmäler von Sachsen-Anhalt 1, Beiträge zur Denkmalkunde 6).

Braun 1924

Joseph Braun: Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung, 2 Bde., München 1924.

Braun 1937

Joseph Braun: Altar (kath.), in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 1, Stuttgart 1937, Sp. 412-429.

Brinkmann, I. 2010

Inga Brinkmann: Grabdenkmäler, Grablegen und Begräbniswesen des lutherischen Adels. Adelige Funeralrepräsentation im Spannungsfeld von Kontinuität und Wandel im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert, Berlin, München 2010 (= Kunstwissenschaftliche Studien 163).

Brinkmann, J.-U. 1986

Jens-Uwe Brinkmann: Silbernes Altargerät aus Göttinger Kirchen vom 14. bis 19. Jahrhundert, Göttingen 1986.

Brinkmann, J.-U. 1987

Jens-Uwe Brinkmann: „Der gantzen Stadt zur Zierde und Annehmlichkeit“. Die öffentliche Bautätigkeit, in: Göttingen im 18. Jahrhundert. Eine Stadt verändert ihr Gesicht. Texte und Materialien zur Ausstellung im Städtischen Museum und im Stadtarchiv Göttingen 26. April-30. August 1987, Göttingen 1987, S. 255-324.

Brinkmann, J.-U. 1993

Jens-Uwe Brinkmann: Altes Rathaus Göttingen, Göttingen, Zürich 1993 (= Kleine Kunstführer für Niedersachsen 1).

Browe 1933

Peter Browe: Die Verehrung der Eucharistie im Mittelalter, München 1933.

Brückner 1963

Wolfgang Brückner: Cera – Cera virgo – Cera virginea. Ein Beitrag zu „Wörter und Sachen“ und zur Theorie der „Stoffheiligkeit“, in: Zeitschrift für Volkskunde 59, 1963, S. 233-253.

Bünting/Letzner 1722

Heinrich Bünting / Johann Letzner: Braunschweigisch-Lüneburgische Chronika, Magdeburg 1584, hg. von Philipp Julius Rethmeier, Braunschweig 1722.

Bürger 2007

Stefan Bürger: Figurierte Gewölbe zwischen Saale und Neiße. Spätgotische Wölbkunst von 1400 bis 1600, 3 Bde., Weimar 2007.

Carqué/Röckelein 2005

Bernd Carqué / Hedwig Röckelein (Hg.): Das Hochaltarretabel der St. Jacobi-Kirche in Göttingen, Göttingen 2005 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 213).

Claussen 1962

Hilde Claussen: Tabernakel, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, 3., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 6, Tübingen 1962, Sp. 597f.

Cramer 1971

Joachim Cramer: Phönix, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 3, Freiburg/Breisgau 1971, Sp. 430-432.

Dehio Bayern I, 1999

Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I: Franken. Die Regierungsbezirke Oberfranken, Mittelfranken und Unterfranken, 2. Aufl. München, Berlin 1999.

Dehio Bremen, Niedersachsen 1992

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Bremen, Niedersachsen, neubearbeitete, stark erweiterte Auflage München, Berlin 1992.

Dehio Hessen I, 2008

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Hessen I: Regierungsbezirke Gießen und Kassel, München, Berlin 2008.

Dehio Nordrhein-Westfalen II, 2011

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Nordrhein-Westfalen II: Westfalen, Berlin, München 2011.

Dehio Sachsen-Anhalt I, 2002

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Sachsen-Anhalt I: Regierungsbezirk Magdeburg, Neubearbeitung, Berlin, München 2002.

Dehio Sachsen-Anhalt II, 1999

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Sachsen-Anhalt II: Regierungsbezirke Dessau und Halle, Berlin, München 1999-

Dehio Thüringen 1998

Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler: Thüringen, München, Berlin 1998.

Denecke 1987

Dietrich Denecke: Göttingen im Netz der mittelalterlichen Verkehrswege, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 346-391.

Denecke/Kühn 1987

Dietrich Denecke / Helga-Maria Kühn (Hg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, Göttingen 1987.

Döring 1983

Jürgen Döring: Geschichte der alten Göttinger Friedhöfe, in: Göttinger Jahrbuch 31, 1983, S. 95-142.

Döring 1984a

Jürgen Döring: Grabmäler des 18. Jahrhunderts in Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 32, 1984, S. 99-206.

Döring 1984b

Jürgen Döring: Die alten Göttinger Friedhöfe und ihre Grabdenkmäler, in: Hans-Kurt Boehlke (Red.): Vom Kirchhof zum Friedhof. Wandlungsprozesse zwischen 1750 und 1850, Kassel 1984 (= Kasseler Studien zur Sepulkralkultur 2).

Dolle 2014

Josef Dolle (Bearb.): Das Rechnungs- und Kopiaibuch der Kirche St. Jacobi in Göttingen 1416-1603. Einführung und Edition, Bielefeld 2014 (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 59).

Dorn 1978

Reinhard Dorn: Mittelalterliche Kirchen in Braunschweig, Hameln 1978.

Düker 1996

Silke Düker: Die Marienkirche zu Göttingen, Magisterarbeit Göttingen 1996 (Msschr.).

Düker 1998

Silke Düker: Neue Baubefunde an St. Marien in Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 46, 1998, S. 19-30.

Dülberg 2012

Angelica Dülberg: Die Zehngebottetafel des Jacobimeisters, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 28-44.

Dürre 1861

Hermann Dürre: Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, Braunschweig 1861.

Eck 1994

Reimer Eck: Vom Pädagogium zur Keimzelle von Universität und Bibliothek. Zur Bau- und Nutzungsgeschichte des Pauliner-Klosters im 18. Jahrhundert, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 145-149.

Elbern 1959

Victor H. Elbern: Eucharistie, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 3, Freiburg/Breisgau 1959, Sp. 1142-1159.

Elm 1989

Kaspar Elm: Franziskus. 1. F. v. Assisi, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, München, Zürich 1989, Sp. 830-833.

Erdmann 1990

Wolfgang Erdmann: Zur Diskussion um die Lübecker Marienkirche im 13. Jahrhundert, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 44, 1990, S. 92-111.

Fahlbusch 1952

Otto Fahlbusch: Die Topographie der Stadt Göttingen, Göttingen 1952 (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens 21).

Fiorillo 1803

Johann Dominicus Fiorillo: Ueber das Alter der Oehlmalerey, in: Ders.: Kleine Schriften artistischen Inhalts, Bd. 1, Göttingen 1803, S. 189-228.

Fink 1924/25

August Fink: Zur Deutung der Göttinger Zehngebote Tafel, in: Jahrbuch für Kunstwissenschaft 1, 1924/35, S. 103-109.

Fischer 1959

Balthasar Fischer: Elevation, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 3, Freiburg/Breisgau 1959, Sp. 802.

Frank 1997

Volker Frank: Büsinck, Ludwig, in: Saur Allgemeines Künstlerlexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, Bd. 15, München u. a. 1997, S. 58.

Freigang 1994a

Christian Freigang: Baugeschichte und Ausstattung der Paulinerkirche – Die Architektur, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 77-87, 102-106 (Katalog).

Freigang 1994b

Christian Freigang: Die Ausstattung im 18. Jahrhundert: Der projektierte Kanzelaltar, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 96f., 107f. (Katalog).

Freigang 2000

Christian Freigang: Neue Forschungen zu St. Nikolai, in: Spektrum. Informationen aus Forschung und Lehre 1/2, 2000, S. 16f.

Freigang 2002

Christian Freigang: Architektur und Städtebau von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1866, in: Böhme/Vierhaus 2002 (siehe dort), S. 765-812.

Friederich 1932

Karl Friederich: Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert, Augsburg 1932.

Fuchs 1994

Heinz Fuchs: Die Paulinerkirche als Teil der Universitätsbibliothek (19. und 20. Jahrhundert), in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 149-153.

Furttenbach 1971 [1649]

Joseph Furttenbach d. J.: Kirchen Gebäw, Augsburg 1649, als Faksimile publiziert in: Gerhard Langmaack: Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichte, Dokumentation, Synopse, Kassel 1971, S. 187-215.

Gäßler 1976

Ewald Gäßler: Das Westportal der Johanniskirche in Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 24, 1976, S. 51-57.

Gerstenberg 1913

Kurt Gerstenberg: Deutsche Sondergotik. Eine Untersuchung über das Wesen der deutschen Baukunst im späten Mittelalter, München 1913.

Girod 2012

Kim Nina Girod: Das Hochaltarretabel der St. Marien-Kirche in Göttingen, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 258-282.

Glitsch/Rohlfing 2006

Silke Glitsch / Helmut Rohlfing (Hg.): Das Historische Gebäude – Keimzelle der Georgia Augusta 1294-2006, Göttingen 2006.

Gorys 2001

Erhard Gorys: Jakobus der Ältere, in: Ders.: Lexikon der Heiligen, München 2001, S. 144ff.

Grewolls 1999

Antje Grewolls: Die Kapellen der norddeutschen Kirchen im Mittelalter. Architektur und Funktion, Kiel 1999.

Grobe 1994

Dietrich Wilhelm Grobe: Die sogenannte „Barock“-Kanzel, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 99-101.

Grote/Schütte 1988

Klaus Grote / Sven Schütte (Hg.): Stadt und Landkreis Göttingen, Stuttgart 1988 (= Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, hg. vom Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege 17).

Härtel 2004

Maren Christine Härtel: Die spätgotische Pfarr- und Stiftskirche St. Andreas in Hildesheim. Planen und Bauen nach französischem Kathedralschema, Hannover 2004 (= Quellen und Studien zur Geschichte des Bistums Hildesheim 8).

Hahn 1994

Karin Hahn: Der Passionsaltar des Hans Raphon, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 88-92, 106f. (Katalog).

Hammann 2002

Konrad Hammann: Geschichte der evangelischen Kirche in Göttingen (ca. 1650-1866), in: Böhme/Vierhaus 2002 (siehe dort), S. 535-586.

Hasse 1983

Max Hasse: Die Marienkirche zu Lübeck, München, Berlin 1983.

Heinig 1987

Paul-Joachim Heinig: Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 15, Berlin 1987, S. 401.

Henke 2012

Thomas Henke: Das Göttinger Passionsretabel und die Hospitalkirche St. Crucis, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 120-137.

Hipp 1979

Hermann Hipp: Studien zur „Nachgotik“ des 16. und 17. Jahrhunderts in Deutschland, Böhmen, Österreich und der Schweiz, 3 Bde., Phil. Diss. Tübingen 1979.

Hoheisel 1998

Peter Hoheisel: Reform und Reformation in Göttingen zwischen 1500 und 1530, in: Aufgebauer/Ohainski/Schubert 1998 (siehe dort), S. 265-281.

Hollmann 1787

Samuel Christian Hollmann: Die Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, in der Wiege, in Ihrer blühenden Jugend und reifferem Alter, Göttingen 1787.

Hubel 2006

Achim Hubel: Denkmalpflege. Geschichte – Themen – Aufgaben. Eine Einführung, Stuttgart 2006.

Iserloh 1985

Erwin Iserloh: Die Spiritualenbewegung und der Armutsstreit, in: Hubert Jedin (Hg.): Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. 3: Die mittelalterliche Kirche, Zweiter Halbband: Vom kirchlichen Hochmittelalter bis zum Vorabend der Reformation, Freiburg/Breisgau, Basel, Wien 1985, S. 453-460.

Jahresberichte 1930-33

Jahresberichte des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung, in: Neues Göttinger Jahrbuch 3, 1930-33, S. 84-92.

Jünemann 1977

Joachim Jünemann: Rillen und Näpfchen auf sakralen Denkmälern. Steinpulver als Arzneimittel, in: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie. Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. Beilage der Deutschen Apotheker Zeitung, 29, 1977, Nr. 4, S. 26-33.

Jünemann 1980

Joachim Jünemann: Nachlese zu Rillen und Näpfchen auf sakralen Denkmälern. Steinpulver als Arzneimittel, in: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie. Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. Beilage der Deutschen Apotheker Zeitung, 31, 1980, Nr. 7, S. 50-54.

Jungmann 1958

Josef Andreas Jungmann: Missarum Sollemnia. Eine genetische Erklärung der römischen Messe, 4., ergänzte Auflage, 2 Bde., Freiburg/Breisgau 1958.

Jungmann 1962

Josef Andreas Jungmann: Messe, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 7, Freiburg/Breisgau 1962, Sp. 321-329.

Kämmerer/Lufen 2002

Christian Kämmerer / Peter Ferdinand Lufen: Landkreis Northeim. Südlicher Teil mit den Städten Hardegsen, Moringen, Northeim und Uslar, den Flecken Bodenfelde und Nörten-Hardenberg, der Gemeinde Katlenburg-Lindau und dem Gemeindefreien Gebiet Solling, Hameln 2002 (= Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen 7,1).

Kahsnitz 2008

Rainer Kahsnitz: Forschungen zu Funktion, Technologie und Stil des Göttinger Barfüßeraltars von 1424. Symposium im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover, 28.-30. September 2006, in: Kunstchronik 61, 2008, S. 222-228.

Kahsnitz 2012

Rainer Kahsnitz: Das Hochaltarretabel in St. Jacobi zu Göttingen, in: Noll/Warnecke 2012 (siehe dort), S. 45-82.

Kellenbenz 1990

Hermann Kellenbenz: Das Straßensystem in Mitteleuropa, besonders während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Robert Plötz (Hg.): Europäische Wege der Santiago-Pilgerfahrt, Tübingen 1990 (Jakobus-Studien 2), S. 27-41.

Kelterborn 1961

Heinz Kelterborn (Bearb.): Die Göttinger Bürgeraufnahmen 1328-1640, Göttingen 1961 (= Die Göttinger Bürgeraufnahmen: 1328-1918, 1).

Keyser 1958

Erich Keyser: Städtegründungen und Städtebau in Nordwestdeutschland im Mittelalter, Remagen 1958 (= Forschungen zur deutschen Landeskunde 111).

Kiesow 1988

Kiesow, Gottfried: Gotik in Hessen, Stuttgart 1988.

Kießling 1995

Gotthard Kießling: Der Herrschaftsstand. Aspekte repräsentativer Gestaltung im evangelischen Kirchenbau, München 1995 (= Beiträge zur Kunstwissenschaft 58).

Kimpel/Suckale 1985

Dieter Kimpel / Robert Suckale: Die gotische Architektur in Frankreich 1130-1270, München 1985.

Kirschbaum 1930

Engelbert Kirschbaum: Deutsche Nachgotik. Ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Architektur von 1550-1800, Augsburg 1930.

Klauser 1957

Theodor Klauser: Altar IV. Kirche, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 1, Freiburg/Breisgau 1957, Sp. 370-375.

Körner 2014

Burkhard Körner: Kitsch oder Kunst: Der Umgang mit den Malereien Johann Baptist Schraudolphs im 20. Jahrhundert, in: Karl-Markus Ritter (Hg.): Johann Baptist Schraudolph, die Nazarener und die Speyerer Domfresken, Darmstadt 2014, S. 265-283.

Kötting 1984

Bernhard Kötting: Die Tradition der Grabkirche, in: Karl Schmid / Joachim Wollasch (Hg.): Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter, München 1984 (= Münstersche Mittelalter-Schriften 48), S. 69-78.

Kokkelink 1968

Günther Kokkelink: Die Neugotik Conrad Wilhelm Hases. Eine Spielform des Historismus. Erster Teil: 1818 bis 1859, Hannover 1968.

Kroesen 2010

Justin E. A. Kroesen: Seitenaltäre in mittelalterlichen Kirchen – Standort – Raum – Liturgie, Regensburg 2010.

Kroesen/Steensma 2011

Justin E. A. Kroesen / Regnerus Steensma: Kirchen in Ostfriesland und ihre mittelalterliche Ausstattung, Petersberg 2011.

Kroos 1985

Renate Kroos: Vom Umgang mit Reliquien, in: Ausst. Kat. Köln 1985: Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik, hg. von Anton Legner, 3 Bde., Köln 1985, Bd. 3, S. 25-49.

Kühlhorn 1972

Erhard Kühlhorn (Hg.): Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte von Niedersachsen, Teil 3, Blatt Göttingen, Erläuterungsheft, Hildesheim 1972 (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 2, 3).

Kühn 2001

Helga-Maria Kühn: Vom „Geschäftszimmer“ zum „Quartier“ – die Geschichte der Gebäude und Grundstücke, in: Karl Heinrich Kaufhold (Hg.): 1801 bis 2001. 200 Jahre Sparkasse Göttingen, Älteste deutsche kommunale Sparkasse, Stuttgart 2001, S. 14-27.

Künzig 1987 [1932]

Johannes Künzig: Kirchenstaub, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin, New York 1987, Bd. 4 [unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1932], Sp. 1417f.

Kunst 1969

Hans-Joachim Kunst: Die Entstehung des Hallenumgangschores. Der Domchor zu Verden an der Aller und seine Stellung in der gotischen Architektur, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 18, 1970, S. 1-104.

Kunst 1971

Hans-Joachim Kunst: Zur Ideologie der deutschen Hallenkirche als Einheitsraum, in: Architectura 1, 1971, S. 38-53.

Kunst 1981

Hans-Joachim Kunst: Freiheit und Zitat in der Architektur des 13. Jahrhunderts – Die Kathedrale von Reims, in: Karl Clausberg / Dieter Kimpel / Hans-Joachim Kunst / Robert Suckale (Hg.): Bauwerk und Bildwerk im Hochmittelalter. Anschauliche Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte, Gießen 1981 (Kunstwissenschaftliche Untersuchungen des Ulmer Vereins 11), S. 87-102.

Kuper 2005

Gaby Kuper: Die Kirche im Dorf – Zur Geschichte der Pfarrkirche St. Albani, in: Ausst. Kat. Göttingen 2005 (siehe dort), S. 115-122.

Kuper/Mindermann 1991

Gaby Kuper / Arend Mindermann: Die Frühgeschichte der Stadt Göttingen: sechs neue Thesen zu einem alten Problem, in: Göttinger Jahrbuch 39, 1991, S. 13-45.

Kurmann 2011

Peter Kurmann: Als die Kathedralen farbig waren..., in: Ingrid Bennewitz / Andrea Schindler (Hg.): Farbe im Mittelalter. Materialität – Medialität – Semantik. Akten des 13. Symposiums des Mediävistenverbandes vom 1. bis 5. März 2009 in Bamberg, Berlin 2011, Bd. 1, S. 31-46.

Kurrat 1985

Rainer Kurrat: Das Göttinger Dominikanerkloster 1294-1533, Göttingen 1985 (Eigenverlag).

Lamm, Lamm Gottes 1971

Redaktion: Lamm, Lamm Gottes, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 3, Freiburg/Breisgau 1971, Sp. 7-14.

Last 1987

Martin Last: Die Topographie der Stadt vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 70-106.

Leistner 1981

Armin Leistner: Die Wetzrillen und Rundnäpfchen an sakralen und profanen Bauwerken des Coburger Landes, in: Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 26, 1981, S. 145-180.

Lemmens 1896

Leonhard Lemmens: Niedersächsische Franziskanerklöster im Mittelalter. Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte, Hildesheim 1896.

Lentes 2003

Thomas Lentes: Soweit das Auge reicht. Sehrituale im Spätmittelalter, in: Barbara Welzel / Thomas Lentes / Heike Schlie (Hg.): Das „Goldene Wunder“ in der Dortmunder Petrikirche. Bildgebrauch und Bildproduktion im Mittelalter, Bielefeld 2003 (Dortmunder Mittelalter-Forschungen 2), S. 241-258.

Letzner (17. Jh.)

Johannes Letzner: Drittes Buch der Braunschweig-Lüneburgischen und Göttingischen Chronik. Von den Kirchen, Klöstern, Hospitalen. Verenderungen der Religion und Schulen der Stadt Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. Hist. 248 und 249.

Lichtenberg 1967

Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe, Bd. 4: Briefe, hg. von Wolfgang Promies, München 1967.

Lobbedey 2000

Uwe Lobbedey: Romanik in Westfalen, Regensburg 2000.

Lubecus 1994

Franciscus Lubecus: Göttinger Annalen. Von den Anfängen bis zum Jahr 1588, bearb. von Reinhard Vogelsang, Göttingen 1994 (= Quellen zur Geschichte der Stadt Göttingen 1).

Lubecus/Volz 1967

Franz Lubecus: Bericht über die Einführung der Reformation in Göttingen im Jahre 1529. Anlässlich der 450jährigen Wiederkehr des Reformationstages im Auftrage der Stadt Göttingen bearbeitet von Hans Volz, Göttingen 1967.

Luckhardt 2008

Jochen Luckhardt: Altäre und Retabel, in: Harald Meller / Ingo Mundt / Boje E. Hans Schmuhl (Hg.): Der heilige Schatz im Dom zu Halberstadt, Regensburg 2008, S. 319-321.

Ludwig 1998

Steve Ludwig: St. Georgen zu Wismar. Die Geschichte einer mittelalterlichen Pfarrkirche vom 13. bis zum frühen 16. Jahrhundert, Kiel 1998.

Lufen 1993

Peter Ferdinand Lufen (Bearb.): Landkreis Göttingen. Altkreis Münden mit den Gemeinden Adelebsen, Bovenden und Rosdorf, Hameln 1993 (= Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen 5,2).

Lufen 1997

Peter Ferdinand Lufen (Bearb.): Landkreis Göttingen. Altkreis Duderstadt mit den Gemeinden Friedland und Gleichen und den Samtgemeinden Gieboldehausen und Radolfshausen, Hameln 1997 (= Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen 5,3).

Magirius 2005

Heinrich Magirius: Die Dresdner Frauenkirche von George Bähr. Entstehung und Bedeutung, Berlin 2005 (= Jahrgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 2004/2005).

Magirius 2010

Heinrich Magirius: Der Lettner im Kirchenraum des hohen und späten Mittelalters. Überlegungen zu seiner Typologie und Gestaltung, in: Nußbaum 2010 (siehe dort), S. 127-140.

Mahrenholz 1931

Christhard Mahrenholz: Die neue Orgel in der St. Mariengemeinde zu Göttingen, 2., verb. Auflage, Kassel 1931.

Mai 1969

Hartmut Mai: Der evangelische Kanzelaltar. Geschichte und Bedeutung, Halle/Saale 1969 (= Arbeiten zur Kirchengeschichte und Religionswissenschaft 1).

Manso 2009

Iris Manso: „Gott dem Erlöser und den Gottesdiensten der Reformierten gewidmet 1753“. Die spätbarocke Evangelisch-Reformierte Kirche in Göttingen, Göttingen 2009.

Meuche 1971

Hermann Meuche: Anmerkungen zur Gestalt der sächsischen Hallenkirchen um 1500, in: Hans Müller / Gudrun Hahn (Hg.): Aspekte zur Kunstgeschichte von Mittelalter und Neuzeit. Karl Heinz Clasen zum 75. Geburtstag, Weimar 1971, S. 167-189.

Meyer 1993

Hans B. Meyer: Messe, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 6, München, Zürich 1993, Sp. 555-558.

Michael 1994

Berthold Michael: Die beiden Pädagogien im Paulinerkloster 1542-1545 und 1586-1734, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 111-124.

Middeldorf Kosegarten 2012

Antje Middeldorf Kosegarten: Das Marienretabel aus St. Martini in Geismar, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 138-161.

Mindermann 1996

Arend Mindermann: Adel in der Stadt des Spätmittelalters. Göttingen und Stade 1300 bis 1600, Bielefeld 1996 (= Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen 35).

Mindermann 2005

Arend Mindermann: Von der Burgkirche zur „Bürgerkirche“. Die Pfarrkirche St. Jacobi im spätmittelalterlichen Göttingen, in: Carqué/Röckelein 2005 (siehe dort), S. 131-150.

Mithoff 1873

Hector Wilhelm Heinrich Mithoff: Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Nebst dem hannoverschen Theile des Harzes und der Grafschaft Hohnstein, Hannover 1873 (= Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen 2).

Mithoff 1885

Hector Wilhelm Heinrich Mithoff: Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens. Lexikalisch dargestellt, 2. Aufl. Hannover 1885.

Möhle 1995

Martin Möhle: Der Braunschweiger Dom Heinrichs des Löwen. Die Architektur der Stiftskirche St. Blasius von 1173-1250, Braunschweig 1995 (= Beiheft zum Braunschweiger Jahrbuch 11).

Moeller 1987

Bernd Moeller: Die Reformation, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 492-514.

Moeller 2012

Bernd Moeller: Die Göttinger Kirchenbilder in der Reformation, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 296-308.

Mörke 1987

Olaf Mörke: Göttingen im politischen Umfeld: Städtische Macht- und Territorialpolitik, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 260-297.

MGH SS rer. Merov. I, 2, 1969

Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum rerum Merovingicarum 1: Gregorii Episcopi Turonensis miracula et Opera minora, Hannover 1969.

MGH, Diplomata regum et imperatorum Germaniae, I, 1879-84

Monumenta Germaniae Historica, Diplomata regum et imperatorum Germaniae, I: Die Urkunden Konrad I. Heinrich I. und Otto I., Hannover 1879-1884.

Müller, H. 1678

Heinrich Müller: Abbildung der uhralten und weitberühmten Frontier-Stadt und Vestung Göttingen. Nach ihrer Lage/ Grösse/ und Befestigung; Auch was darinnen/ heutigs Tages/ an Geist- und Weltlichen Gebäuden/ sampt einigen Alterthümen/ und Gedächtnissen/ insonderheit zu sehen/ und zu beobachten / Theils/ nach selbst genommenem Augenschein/ theils/ nach alter und glaubwürdiger Einwohner/ Bericht/ kürzlich und wolmeinend entworffen/ und vorgestellt Von Henrico Müllero, Rectore der Schulen zu Harlessen, Osterode 1678.

Müller, M. 2011

Matthias Müller: Steine als Reliquien. Zum Verhältnis von Form und Materie in der mittelalterlichen Kirchenarchitektur, in: Tobias Kunz / Dirk Schumann (Hg.): Werk und Rezeption. Architektur und ihre Ausstattung. Festschrift Ernst Badstübner zum 80. Geburtstag, Berlin 2011 (= Studien zur Backsteinarchitektur 10), S. 21-49.

Müller/Reiche 2015

Monika Müller / Jens Reiche (Hg.): Zentrum oder Peripherie? Kulturtransfer in Hildesheim und im Raum Niedersachsen (12.-15. Jahrhundert), Arbeitsgespräch an der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, 5.-7. Juni 2013, Wolfenbüttel 2015 (in Vorbereitung).

Neitzert 2005

Dieter Neitzert: Die Stadt Göttingen als Handelsstadt um 1400, in: Carqué/Röckelein 2005 (siehe dort), S. 151-174.

Neuhardt 1981

Johannes Neuhardt (Hg.): Dommuseum und alte erzbischöfliche Kunst- und Wunderkammer zu Salzburg. Katalog, 2., stark veränderte Auflage Salzburg 1981.

Nitz 1996

Hans-Jürgen Nitz: Mittelalterliche Stadtplanung in Göttingen. Metrologische Grundrißanalyse als Beitrag der historischen Siedlungsgeographie zur Rekonstruktion der Stadtgenese, in: Göttinger Jahrbuch 44, 1996, S. 61-92.

Nitz 1998

Hans-Jürgen Nitz: Ging der Gründungsstadt Göttingen eine genossenschaftliche Nikolai-Kaufmannssiedlung voraus? Bemerkungen und Überlegungen zu einer These des Städtehistorikers K. Blaschke (1997), in: Göttinger Jahrbuch 46, 1998, S. 9-17.

Noll 2004

Thomas Noll: Zu Begriff, Gestalt und Funktion des Andachtsbildes im späten Mittelalter, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 67, 2004, S. 297-328.

Noll 2005

Thomas Noll: Zur Ikonographie des Hochaltarretabels der St. Jacobi-Kirche in Göttingen, in: Carqué/Röckelein 2005 (siehe dort), S. 207-247.

Noll 2012

Thomas Noll: Das Hochaltarretabel von St. Albani in Göttingen, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 162-187.

Noll/Warncke 2012

Thomas Noll / Carsten-Peter Warncke (Hg.). Kunst und Frömmigkeit in Göttingen. Die Altarbilder des späten Mittelalters, Berlin, München 2012.

Nußbaum 1985

Norbert Nußbaum: Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik. Entwicklung und Bauformen, Köln 1985.

Nußbaum 2010

Norbert Nußbaum (Hg.): Die gebrauchte Kirche. Symposium und Vortragsreihe anlässlich des Jubiläums der Hochaltarweihe der Stadtkirche Unserer Lieben Frau in Friedberg (Hessen) 1306-2006, Stuttgart 2010 (= Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 15).

Nußbaum/Lepsky 1999

Norbert Nußbaum / Sabine Lepsky: Das gotische Gewölbe. Eine Geschichte seiner Form und Konstruktion, Darmstadt 1999.

Oberdiek 1984

Alfred Oberdiek: Die Altäre des Hans von Geismar aus der St.-Albani-Kirche zu Göttingen, Göttingen 1984 (= Alte Göttinger Altäre 2).

Oberdiek 2002

Alfred Oberdiek: Göttinger Universitätsbauten. Die Baugeschichte der Georg-August-Universität, 2. überarb. u. erw. Aufl., Göttingen 2002.

Oberdiek 2006

Alfred Oberdiek: Die Universitätskirche Sankt Nicolai zu Göttingen. Zusammentragung der historischen Berichte und vermuteten Begebenheiten sowie auffindbarer alter Darstellungen und jetzigen Fotos, Göttingen 2006 (Eigenverlag).

Oberdiek 2008

Alfred Oberdiek: Alte Göttinger Altäre. Eine Zusammenstellung der Göttinger spätmittelalterlichen Altäre oder deren Fragmente von 1400 bis 1636, einschließlich derer in den eingemeindeten Vororten, Nicht öffentlicher Privatdruck, Parenden, Nörten-Hardenberg 2008.

Oberdiek 2010

Alfred Oberdiek: Die Markt- und Ratskirche Sankt Johannis zu Göttingen. Historischer Bericht zur St. Johanniskirche und deren Illustrationen unter Verwendung der Texte von Karl Heinz Bielefeld, Göttingen 2010 (Eigenverlag).

Olbrich 1987-94

Harald Olbrich u. a. (Hg.): Lexikon der Kunst. Architektur, Bildende Kunst, Angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, 7 Bde., Leipzig 1987-94.

Oltmann 1982

Bernhard O. Oltmann: Wallfahrt nach Santiago de Compostela. Nachtrag zum Beitrag „Die Kirche an der weltoffenen Platea Wendensis“ in den Göttinger Jahresblättern 1981, in: Göttinger Jahresblätter 1982, Göttingen 1982, S. 99-101.

Overhoff 1974

Frank Overhoff: Ein Beitrag zur Geschichte des Göttinger Dominikanerklosters und seiner Kirche (1294-1533), Wuppertal 1974 (Eigenverlag).

Pelikan 1971

Redaktion: Pelikan, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 3, Freiburg/Breisgau 1971, Sp. 390-392.

Pellegrini 1989

Luigi Pellegrini: Franziskaner, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, München, Zürich 1989, Sp. 799-805.

Penther 1738

Johann Friedrich Penther: Collegium architectonicum oder Anleitung zur Civil-Bau-Kunst, Welche er bereits in seinen Collegiis architectonicis zum Grunde gelegt, und fernerhin darzu brauchen wird, bisher aber seinen Herren Auditoribus nur schriftlich communiciret, nunmehr aber zu deren Nutzen und Erleichterung zum Druck befördert hat, worzu aber die Lernende die allegirten Risse, nach hinreichender Anweisung, selbst zu verfertigen verbunden werden, Göttingen 1738.

Pfeiffer 2012

Götz J. Pfeiffer: Das Kreuzigungsretabel von 1506 aus der St. Jürgens-Kapelle samt einem Anhang der Werke Hans Raphons und seiner Werkstatt, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 220-240.

Philipp 1987

Klaus Jan Philipp: Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur. Eine Studie am Beispiel der Pfarrkirchen der schwäbischen Reichsstädte im Spätmittelalter, Marburg 1987 (= Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 4).

Philipp 2010

Klaus Jan Philipp: Hallenkirche „reloaded“. Die Halle als ideale Kirchenbauform des Spätmittelalters, in: Nußbaum 2010 (siehe dort), S. 13-22.

Pieper 1993

Roland Pieper: Die Kirchen der Bettelorden in Westfalen. Baukunst im Spannungsfeld zwischen Landespolitik, Stadt und Orden im 13. und frühen 14. Jahrhundert, Werl/Westfalen 1993 (= Franziskanische Forschungen 39).

Pöhls o. J.

Willi Pöhls: St. Albani-Kirche Göttingen, Göttingen o. J. [ca. 1996].

Poeschke/Syndikus/Weigel 1993

Joachim Poeschke / Candida Syndikus / Thomas Weigel: Mittelalterliche Kirchen in Münster, München 1993.

Poscharsky 1963

Peter Poscharsky: Die Kanzel. Erscheinungsform im Protestantismus bis zum Ende des Barocks, Gütersloh 1963 (= Schriftenreihe des Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart 1).

Poscharsky 1978

Peter Poscharsky: Altar III. Mittelalter. In: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 2, Berlin, New York 1978, S. 318-312.

Prietzl 1993

Malte Prietzl: Alterleute und Kastenherren. Die Rechnungen der Kirche St. Jacobi in Göttingen vor 1523/24 und 1534. Mitgeteilt aus den Beständen des Kirchenkreisarchivs, in: Göttinger Jahrbuch 41, 1993, S. 61-95.

Prietzl 1995

Malte Prietzl: Die Kalande im südlichen Niedersachsen. Zur Entstehung und Entwicklung von Priesterbruderschaften im Spätmittelalter, Göttingen 1995 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 117).

Pütter 1765/88

Johann Stephan Pütter: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, Bd. 1, Göttingen 1765; Bd. 2, Göttingen 1788.

Puza 1989

Richard Puza: Exemption, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, München und Zürich 1989, Sp. 165f.

Rave 1981

Paul Ortwin Rave: Berlin I. Bauten für die Kunst. Kirchen / Denkmalpflege (= Karl Friedrich Schinkel, Lebenswerk), Berlin 1981.

Reiche 2015

Jens Reiche: Maßwerkformen im Raum Niedersachsen, in: Müller/Reiche 2015 (siehe dort, in Vorbereitung).

Reimers 1909

Jakobus Reimers: Hans Raphon, Hannover 1909.

Reinle 1988

Adolf Reinle: Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter. Eine Einführung, Darmstadt 1988.

Reinle 1995

Adolf Reinle: Sakramentshaus, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München 1995, Sp. 1275f.

Reinle 1998

Adolf Reinle: Zelebrantensitz, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 9, München 1998, Sp. 518f.

Reudenbach 2005

Bruno Reudenbach: Wandlung als symbolische Form. Liturgische Bezüge im Flügelaltar der St. Jacobi-Kirche in Göttingen, in: Carqué/Röckelein 2005 (siehe dort), S. 249-272.

Reuther 1978

Hans Reuther: Die reformierte Kirche zu Göttingen. Eine Studie zum spätbarocken Sakralbau im südlichen Niedersachsen, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 17, 1978, S. 163-184.

Reuther 1981

Hans Reuther: Johann Friedrich Penther (1693-1749). Ein Göttinger Architekturtheoretiker des Spätbarock, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 20, 1981, S. 151-176.

Reuther 1987

Hans Reuther: Architektur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 530-570.

Ritter 1955/56

Annelies Ritter: Der Turm der Jakobikirche zu Göttingen. Einzelheiten zu seiner Baugeschichte, in: Göttinger Jahrbuch 4, 1955/56, S. 68-75.

Röckelein 2002

Hedwig Röckelein: Vorwort, in: Tiedemann 2002 (siehe dort), S. 7-9.

Röckelein 2005a

Hedwig Röckelein (Hg.): Der Kult des Apostels Jakobus d. Ä. in norddeutschen Hansestädten, Tübingen 2005.

Röckelein 2005b

Hedwig Röckelein: Die Verehrung des Apostels Jakobus d. Ä. in den norddeutschen Hansestädten. Eine Einführung, in: Röckelein 2005a (siehe dort), S. 3-26.

Römer 1980

Christof Römer: Die Dominikaner in Braunschweig. Vom mittelalterlichen Paulinerkloster zum St.-Albertus-Magnus-Kloster. Ein Beitrag zum Albertus-Magnus-Jahr, Braunschweig 1980 (= Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 25).

Rogacki-Thiemann 2007

Birte Rogacki-Thiemann: Magdeburger Dom St. Mauritius et St. Katharina. Beiträge zu seiner Baugeschichte 1207 bis 1567, Petersberg 2007 (= Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 6).

Rüttgerodt-Riechmann 1982

Ilse Rüttgerodt-Riechmann (Bearb.): Stadt Göttingen, Braunschweig 1982 (= Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Niedersachsen 5,1).

Saalfeld 1920

Friedrich Saalfeld: Johann Stephan Pütters Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, fortgesetzt von Friedrich Saalfeld, Bd. 3, Hannover 1920.

Saathoff 1929

Albrecht Saathoff: Aus Göttingens Kirchengeschichte. Festschrift zur 400jährigen Gedächtnisfeier der Reformation am 21. Oktober 1929, Göttingen 1929.

Saathoff 1937

Albrecht Saathoff: Geschichte der Stadt Göttingen bis zur Gründung der Universität, Göttingen 1937.

Schaar 1937

Louis Schaar: Baugeschichte der St. Johanniskirche in Göttingen, ihrer inneren Einrichtungen und des Kirchhofes sowie der kircheneigenen Gebäude, Göttingen 1937 (Msschr., Exemplar im Kirchenkreisarchiv Göttingen).

Schaar 1938

Louis Schaar: Die Geschichte der Nikolaikirche zu Göttingen nach dem Siebenjährigen Kriege, in: Göttinger Blätter 1938, Heft 1, S. 27-46.

Schadendorf 1953

Wulf Schadendorf: Göttinger Kirchen, Göttingen 1953 (= Kleine Kunstführer für Niedersachsen 2).

Schadendorf 1955

Wulf Schadendorf: St. Cyriakus zu Duderstadt, Göttingen 1955 (= Kleine Kunstführer für Niedersachsen 13).

Schädlich 1990

Christian Schädlich: Leonhard Christoph Sturm 1669-1719, in: Große Baumeister. Hinrich Brunsberg, Elias Holl, Leonhard Christoph Sturm, Leo von Klenze, Gotthilf Ludwig Möckel, Ludwig Hoffmann, Richard Paulick, Berlin 1990, S. 92-139.

Schaich 2008

Anne Schaich: Mittelalterliche Sakristeien im deutschsprachigen Gebiet. Architektur und Funktion eines liturgischen Raums, Kiel 2008 (= Bau + Kunst. Schleswig-Holsteinische Schriften zur Kunstgeschichte 17).

Schawe 1988

Martin Schawe: Zur „Alltagsseite“ des Göttinger Barfüßeraltares von 1424, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 27, 1988, S. 63-84.

Schawe 1989

Martin Schawe: Ikonographische Untersuchungen zum Göttinger Barfüßer-Altar von 1424. Der geschlossene Zustand, Phil. Diss. Göttingen 1987, Göttingen 1989.

Schellenberg 1928

Kurt Schellenberg: Der Borheck-Bau und seine Vorläufer. Beitrag zur Grundrißgeschichte der Göttinger Universitätsbibliothek 1767-1787, in: Beiträge zur Göttinger Bibliotheks- und Gelehrten-geschichte, hg. und den Teilnehmern der 24. Versammlung deutscher Bibliothekare gewidmet von der Universitäts-Bibliothek, Göttingen 1928, S. 55-74.

Schelter 1981

Alfred Schelter: Der protestantische Kirchenbau des 18. Jahrhunderts in Franken, Kulmbach 1981 (= Die Plassenburg. Schriftenreihe für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken 41).

Schels 2014

Peter Schels: Schabespuren auf Stein (Rillen und Näpfchen). Fakten, Überlegungen, Funde. Stand 9. März 2014, <http://u01151612502.user.hosting-agency.de/wetzrillen/index.php/> Hauptseite (zuletzt aufgerufen: 16.04.2014).

Schenkluhn 1989

Wolfgang Schenkluhn: Die Erfindung der Hallenkirche in der Kunstgeschichte, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 22, 1989, S. 193-202.

Schenkluhn 2000

Wolfgang Schenkluhn: Architektur der Bettelorden. Die Baukunst der Dominikaner und Franziskaner in Europa, Darmstadt 2000.

Schilling 1887

Andreas Schilling (Hg.): Die religiösen und kirchlichen Zustände der ehemaligen Reichsstadt Biberach unmittelbar vor Einführung der Reformation. Geschildert von einem Zeitgenossen, in: Freiburger Diöcesan-Archiv. Organ des kirchlich-historischen Vereins für Geschichte, Alterthumskunde und christliche Kunst der Erzdiocese Freiburg, 19, 1887, S. 1-191.

Schlotheuber 1994

Eva Schlotheuber: Die Auflösung der Bettelordensklöster in der Reformation, in: Ausst. Kat. Göttingen 1994 (siehe dort), S. 35-39.

Schlotheuber 1996

Eva Schlotheuber: Die Franziskaner in Göttingen. Die Geschichte des Klosters und seiner Bibliothek. Werl 1996 (= Saxonia Franciscana. Beiträge zur Geschichte der Sächsischen Ordensprovinz 8).

Schlotheuber 2012

Eva Schlotheuber: Die Göttinger Kirchenorganisation im späten Mittelalter, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 15-27.

Schmelzer 2004

Monika Schmelzer: Der mittelalterliche Lettner im deutschsprachigen Raum. Typologie und Funktion, Petersberg 2004 (= Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 33).

Schmelzer 2010

Monika Schmelzer: „... das man es oben uff dem lathener bruchen und legen solle ...“. Die Funktion der mittelalterlichen Lettner und zur Frage der Lettner in Pfarrkirchen, in: Nußbaum 2010 (siehe dort), S. 141-157.

Schmidt 1999

Michael Schmidt: „Reverentia“ und „Magnificentia“. Historizität in der Architektur Süddeutschlands, Österreichs und Böhmens vom 14. bis 17. Jahrhundert, Regensburg 1999.

Schönfeld de Reyes 1999

Dagmar von Schönfeld de Reyes: Westwerkprobleme. Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung, Weimar 1999.

Scholl 2000

Christian Scholl: Zur Deutung des Berliner Marienkirchturnaufsatzes, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 63, 2000, S. 516-531.

Scholl 2010

Christian Scholl: Zukünftige Vergangenheit: Conrad Wilhelm Hase und die Restaurierung der Göttinger Jakobikirche 1880-1901, in: Göttinger Jahrbuch 58, 2010, S. 79-112.

Scholl 2012a

Christian Scholl: Die St. Nikolaus-Kirche in Göttingen-Nikolausberg, Berlin, München 2012 (= DKV Kunstführer 676).

Scholl 2012b

Christian Scholl: Revisionen der Romantik. Zur Rezeption der „neudeutschen Malerei“ 1817-1906, Berlin 2012 (= Ars et Scientia 3).

Schütte, Sv. 1980

Sven Schütte: Archäologische und bauhistorische Untersuchungen an der ehemaligen Deutschordens-Kommende in Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 28, 1980, S. 23-48.

Schütte, Sv. 1984

Sven Schütte: 5 Jahre Stadtarchäologie. Das neue Bild des alten Göttingen, Göttingen 1984.

Schütte, Sv. 1987

Sven Schütte: Zur frühesten Stadtbefestigung Göttingens und zur mittelalterlichen Geschichte der Groner Straße, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 56, 1987, S. 279-312.

Schütte, Sv. 1988

Sven Schütte: Die Befestigungsanlagen der Stadt Göttingen im Mittelalter, in: Grote/Schütte 1988 (siehe dort), S. 137-142.

Schütte, Sv. 1989

Sven Schütte: Aspekte zur Frühgeschichte der Stadt Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 37, 1989, S. 19-34.

Schütte, Sv. 1995

Sven Schütte: Handwerk in kirchlicher Abhängigkeit um 1300. Beiträge zur Baugeschichte, Archäologie und Kulturgeschichte einer Werkstatt auf der Pfarrparzelle und der zugehörigen Marktkirche St. Johannis in Göttingen, Diss. Hamburg 1990, Köln 1995.

Schütte, U. 1984

Ulrich Schütte: Die Lehre von den Gebäudetypen, in: Ausst. Kat. Wolfenbüttel 1984: Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden, Wolfenbüttel 1984, S. 156-262.

Schultz 2012

Michael Schultz: Die Blumenbachsche Schädelammlung. Ene historische Schädelammlung als Quelle interdisziplinärer Forschung, in: Ausst. Kat. Göttingen 2012: Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen, Göttingen 2012, S. 106-116.

Schupp 1658

[Johann Balthasar Schupp:] Salomo, Oder Regenten-Spiegel/ Vorgestellet Aus denen elff ersten Capitulen des ersten Buchs der Königen. Andern Gottesfürchtigen und Sinnreichen

Politiciis auszuführen und genauer zu elaboriren überlassen: Von Antenore, Einem Liebhaber der H. Schrift. o. O. 1658.

Schwarz 1987

Birgit Schwarz: Johannes Schreiter. Das glasbildnerische Werk 1959 bis 1980, Darmstadt 1987 (= Kunst in Hessen und am Mittelrhein 26).

Sebald 1997

Eduard Sebald: Die Kunstdenkmäler des Rhein-Hunsrück-Kreises, Teil 2.2: Ehemaliger Kreis St. Goar, 2: Stadt Oberwesel, 1, München, Berlin 1997. (= Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz 9,1).

Sehling 1955

Emil Sehling (Hg.): Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Bd. 6: Niedersachsen, 1. Hälfte: Die Welfischen Lande, 1. Halbband: Die Fürstentümer Wolfenbüttel und Lüneburg mit den Städten Braunschweig und Lüneburg, Tübingen 1955.

Sehling 1957

Emil Sehling (Hg.): Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Bd. 6: Niedersachsen, 1. Hälfte: Die Welfischen Lande, 2. Halbband: Die Fürstentümer Calenberg-Göttingen und Grubenhagen mit den Städten Göttingen, Northeim, Hannover, Hameln und Einbeck. Die Grafschaften Hoya und Diepholz. Anhang: Das Freie Reichsstift Loccum, Tübingen 1957.

Seidel 1953

Werner Seidel: Baugeschichte der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen, Göttingen 1953 (= Hainbergschriften. Arbeiten Göttinger Bibliothekare 11).

Seng 1995

Eva-Maria Seng: Der evangelische Kirchenbau im 19. Jahrhundert. Die Eisenacher Bewegung und der Architekt Christian Friedrich von Leins, Tübingen 1995 (= Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte 15).

Sors 2014

Anne-Katrin Sors: Johann Jacob Haid: Bildnis Johann Friedrich Penther, in: Ausst. Kat. Göttingen 2014: Die Englische Manier. Mezzotinto als Medium druckgraphischer Reproduktion und Innovation, hg. von Anne-Katrin Sors, Göttingen 2014, S. 148f.

Spangenberg 1807-08

Adolph Conrad Franz Spangenberg: Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen, zusammengetragen und durch Abbildung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt erläutert, Göttingen 1807-1808 [Transskript der unveröffentlichten Handschrift im Göttinger Stadtarchiv, Inv. Nr. der Handschrift: 11454]

Steenweg 1994

Helge Steenweg: Göttingen um 1400. Sozialstruktur und Sozialtopographie der Stadt Göttingen im 14. und 15. Jahrhundert, Göttingen 1994 (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 33).

Stisser 1923

Karl Stisser: Die St. Albanikirche zu Göttingen. Ein Blick in ihre Geschichte am fünfhundertjährigen Gedächtnistage ihres Bestehens, den 13. April 1923, o. O. 1923.

Stölting / Brinkmann 1996

Hartmut Stölting / Jens-Uwe Brinkmann: Göttingen – Das Bild der Stadt in historischen Ansichten. Eine Auswahl aus der Graphischen Sammlung des Städtischen Museums, Göttingen 1996.

Storz 2013

Harald Storz: Dr. Christian Ernst Simonetti und ein „skandaleuses Gerücht“ aus der Gründungszeit der Göttinger Universität, 1. Teil, in: Göttinger Jahrbuch 61, 2013, S. 127-154.

Streich 1986

Gerhard Streich: Klöster, Stifte und Kommenden in Niedersachsen vor der Reformation mit einem Quellen- und Literaturanhang zur kirchlichen Gliederung Niedersachsens um 1500, Hildesheim 1986 (= Veröffentlichungen der historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen II: Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens 30).

Sturm 1718

Leonhard Christoph Sturm: Vollständige Anweisung alle Arten von Kirchen wohl anzugeben. Worinnen 1. Nic. Goldmanns Anweisung und drey Exempel angeführet/ und mit Anmerckungen erläutert. 2. Außführlicher von Römisch-Catholischen Kirchen/ und insonderheit 3. Von dem künstlichen Bau der grossen Kuppeln. 4. Von Protestantischen Kirchen gehandelt/ Mit fünff neuen Inventionen von jenen/ und sechs von diesen der Praxi gemäß erkläret/ und in 22. saubern Kupffer-Platten appliciret wird, Augsburg 1718.

Sturm 1971 [1712]

Leonhard Christoph Sturm: Architectonisches Bedencken von Protestantischer Kleinen Kirchen Figur, Hamburg 1712, als Faksimile publiziert in: Gerhard Langmaack: Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichte, Dokumentation, Synopse, Kassel 1971, S. 217-258.

Tecklenburg 1930

August Tecklenburg: Göttingen. Die Geschichte einer deutschen Stadt, Göttingen 1930.

Thadden/Trittel 1999

Rudolf von Thadden / Günter J. Trittel (Hg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 3: Von der preußischen Mittelstadt zur südniedersächsischen Großstadt 1866-1989, Göttingen 1999.

Thies 1987

Harmen Thies: Zu Bau und Entwurf der Hauptkirche Beatae Mariae Virginis, in: Hans-Herbert Möller (Hg.): Die Hauptkirche Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel, Hildesheim 1987 (= Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 4), S. 39-78.

Thümmler 1970

Hans Thümmler: Weserbaukunst im Mittelalter, Hameln 1970.

Tiedemann 2002

Dirk Tiedemann (Hg.): Im Inneren das Gold des Himmels. Der Flügelaltar der Göttinger St. Jacobi-Kirche, Göttingen 2002.

Tiedemann 2007

Dirk Tiedemann: KunstGriffe. Neue Türklinen an den Portalen der mittelalterlichen Kirchen in Göttingens Innenstadt, in: Göttinger Jahrbuch 55, 2007, S. 183-186.

Tiedemann 2009

Dirk Tiedemann: Vorwort, in: Besser 2009 (siehe dort), S. 7-9.

Todenhöfer 2010

Achim Todenhöfer: Kirchen der Bettelorden. Die Baukunst der Dominikaner und Franziskaner in Sachsen-Anhalt, Berlin 2010.

Tollmien 1999

Cordula Tollmien: Nationalsozialismus in Göttingen (1933-1945), in: Thadden/Trittel 1999 (siehe dort), S. 127-273.

Topfstedt 1986

Thomas Topfstedt: Der Westbau der Magdeburger Liebfrauenkirche und die Ausformung der mittelalterlichen Stadtsilhouette Magdeburgs, in: Hiltrud Kier / Ulrich Krings (Hg.): Köln: Die romanischen Kirchen in der Diskussion 1946/47 und 1985, Köln 1986 (= Stadtspuren – Denkmäler in Köln 4), S. 195-210.

Topfstedt 1989

Thomas Topfstedt: Der Dom in der mittelalterlichen Elbfront Magdeburgs, in: Ernst Ullmann (Hg.): Der Magdeburger Dom. Ottonische Gründung und staufischer Neubau. Symposium vom 7.-11. Oktober 1986 in Magdeburg. Ausgerichtet vom Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig, Leipzig 1989, S. 194-199.

Trost 2006

Heike Trost: Die Katharinenkirche in Lübeck. Franziskanische Baukunst im Backsteingebiet. Von der Bettelordensarchitektur zur Bürgerkirche, Kevelaer 2006 (= Franziskanische Forschungen 47).

Tschackert 1897

Paul Tschackert: Magister Johann Sutel (1504-1575), Reformator von Göttingen, Schweinfurt und Northeim, erster evangelischer Prediger an der heutigen Universitätskirche und

erster Superintendent zu Göttingen, in: Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 2, 1897, S. 1-140.

UB Göttingen, Bd. 1, 1974 [1863]

Urkundenbuch der Stadt Göttingen, hg. von Karl Gustav Schmidt, Teil 1: Bis zum Jahre 1400, Neudruck der Ausgabe Hannover 1863, Aalen 1974.

UB Göttingen, Bd. 2, 1974 [1867]

Urkundenbuch der Stadt Göttingen, hg. von Karl Gustav Schmidt, Teil 2: Vom Jahre 1401 bis 1500, Neudruck der Ausgabe Hannover 1867, Aalen 1974.

UB Göttingen, Bd. 3, 1881

Urkunden der Stadt Göttingen aus dem XVI. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte von Braunschweig-Lüneburg 1500-1533, hg. von Arnold Hasselblatt und Georg Kaestner, Göttingen 1881.

UB Hildesheim 6, 1980

Urkundenbuch der Stadt Hildesheim, bearb. von Richard Doebner, Band 6, Hildesheim 1980.

Unckenbold 1953

Dieter Unckenbold: Das Nordportal der Johanniskirche zu Göttingen. Eine Studie zu seiner Datierung und seiner stilistischen Einordnung, in: Göttinger Jahrbuch 2, 1953, S. 21-34.

Unckenbold/Bielefeld 1953a

Dieter Unckenbold / Karl Heinz Bielefeld: Die gotischen Pfarrkirchen in Göttingen. Eine kurze Bau- und Stilgeschichte, Göttingen 1953.

Unckenbold/Bielefeld 1953b

Dieter Unckenbold / Karl Heinz Bielefeld: Göttingens alte Kirchen, Göttingen 1953.

Ungewitter 1859-64

Georg Gottlob Ungewitter: Lehrbuch der gothischen Constructionen. Nebst einem Atlas mit 47 lithographirten Tafeln, Leipzig 1859-64.

Ungewitter 1890

Georg Gottlob Ungewitter: Lehrbuch der gotischen Konstruktionen, 3. Aufl., neu bearb. von Karl Mohrmann, 2 Bde., Leipzig 1890.

Untermann 1996

Matthias Untermann: Chorschranken und Lettner in südwestdeutschen Stadtkirchen – Beobachtungen zu einer Typologie mittelalterlicher Pfarrkirchen, in: Udo Mainzer / Petra Leser (Hg.): Architektur-Geschichten. Festschrift für Günther Binding zum 60. Geburtstag, Köln 1996, S. 73-90.

Van Kempen 1953

Wilhelm van Kempen: Göttinger Chronik, Göttingen 1953.

Verheyen 1959

Egon Verheyen: Die Minoritenkirche zu Duisburg. Neue Untersuchungen zur ihrer Geschichte, Duisburg 1959 (= Duisburger Forschungen. Schriftenreihe für Geschichte und Heimatkunde Duisburgs 3, Beiheft).

Vogelsang 1987

Reinhard Vogelsang: Die Kirche vor der Reformation. Ihre Institutionen und ihr Verhältnis zur Bürgerschaft, in: Denecke/Kühn 1987 (siehe dort), S. 465-491.

Vollmer 1947

Hans Vollmer: Ziesenis, Johann Georg, in: Hans Vollmer (Hg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker, Bd. 36, Leipzig 1947, S. 497f.

Wähner 2012

Andreas Georg Wähner: Tagebuch aus dem Siebenjährigen Krieg, Göttingen 2012 (= Quellen zur Geschichte der Stadt Göttingen 2).

Wäb 2006

Helga Wäb: Form und Wahrnehmung mitteldeutscher Gedächtniskulptur im 14. Jahrhundert. Katalog ausgewählter Objekte vom Hohen Mittelalter bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, Bd. 2, Berlin 2006.

Wagner 1908

Ferdinand Wagner: Die Baugeschichte des Göttinger Rathauses, in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung 1, 1908, S. 1-42, 144, 183-185.

Wagner 1909

Ferdinand Wagner: Eine päpstliche Urkunde zum Bau der Jacobi-Kirche, in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung 2, 1909, S. 134-136.

Waldmann 1928

Friedrich Waldmann: Aus einem Rechnungsbuche der Nicolaipfarre zu Göttingen (von 1642-1742), in: Neues Göttinger Jahrbuch 1, 1928, S. 28-48.

Warncke 2012

Carsten-Peter Warncke: Der sogenannte Barfüßer-Altar, in: Noll/Warncke 2012 (siehe dort), S. 109-119.

Wasmann 1990

Walter Wasmann: 1000 Jahre Hetjershausen 990-1990, Hetjershausen 1990.

Wedemeyer 1997

Bernd Wedemeyer: Die Blasiuskirche in Mühlhausen und die thüringische Sakralbaukunst zwischen 1270 und 1350, 2 Bde., Berlin 1997 (= Braunschweiger kunsthistorische Arbeiten 2).

Weiher/Bielefeld 1961

Lucy von Weiher / Karl Heinz Bielefeld: Funde zur Baugeschichte der St. Jakobikirche in Göttingen, in: Göttinger Jahrbuch 9, 1961, S. 51-54.

Weilandt 2003

Gerhard Weilandt: Alltag einer Küsterin. Die Ausstattung und liturgische Nutzung von Chor und Nonnenempore der Nürnberger Dominikanerinnenkirche nach dem unbekanntem „Notel der Küsterin“ (1436), in: Anna Moraht-Fromm (Hg.): Kunst und Liturgie. Choranlagen des Spätmittelalters – ihre Architektur, Ausstattung und Nutzung, Ostfildern 2003, S. 159-187.

Weilandt 2007

Gerhard Weilandt: Die Sebalduskirche in Nürnberg. Bild und Gesellschaft um Zeitalter der Gotik und Renaissance, Petersberg 2007 (= Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 47).

Weilandt 2010

Gerhard Weilandt: Die leere Mitte. Das Langhaus mittelalterlicher Kirchen als Ort von Predigt, Totenfeier und Ablasshandel, in: Nußbaum 2010 (siehe dort), S. 111-126.

Weinobst 1975

Theo Weinobst: Göttinger Kirchen. Ein Spiegelbild der Stadtgeschichte, Göttingen 1975.

Wellschmied 1963

Karl Wellschmied: Die Hospitäler der Stadt Göttingen. Ihre Entwicklung, Verwaltung und Wirtschaft von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1963 (= Studien zu Geschichte der Stadt Göttingen 4).

Wex 1984

Reinhold Wex: Ordnung und Unfriede. Raumprobleme des protestantischen Kirchenbaus im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland, Marburg 1984 (= Kulturwissenschaftliche Reihe im Jonas Verlag 2).

Wiesenfeldt 1965

Hans Wiesenfeldt: Die St. Johanniskirche. Ein Wort zu ihrer Erneuerung. 12.12.1965, in: Wiesenfeldt 1978b (siehe dort), 73-6-7.

Wiesenfeldt 1978a

Hans Wiesenfeldt: Aus der Geschichte der St. Jacobigemeinde zu Göttingen in den Jahren 1929-1977, 1978, in: Hans Wiesenfeldt: Sammlung Aus Göttingens Kirchengeschichte 1925-1977. Teil II: Die Gemeinden, Bd. A: St. Albani, St. Jacobi, St. Johannis, St. Marien (Typskript im Kirchenkreisarchiv Göttingen, Sammlungen, S 2, Nr. 25, II).

Wiesenfeldt 1978b

Hans Wiesenfeldt: Aus der Geschichte der Johanniskirche zu Göttingen in den Jahren 1929-1977, in: Ders.: Sammlung Aus Göttingens Kirchengeschichte 1925-1977. Teil II: Die Gemeinden, Bd. A: St. Albani, St. Jacobi, St. Johannis, St. Marien (Typoskript im Kirchenkreisarchiv Göttingen, Sammlungen, S 2, Nr. 25, II).

Wilhelm 2006

Jan Volker Wilhelm: Das Baugeschäft und die Stadt. Stadtplanung, Grundstücksgeschäfte und Bautätigkeit in Göttingen 1861-1924, Göttingen 2006 (= Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen 24).

Wolfson 1992

Michael Wolfson (Bearb.): Niedersächsisches Landesmuseum Hannover, Landesgalerie: Die deutschen und niederländischen Gemälde bis 1550. Kritischer Katalog mit Abbildung aller Werke, Hannover 1992.

Wollkopf 1986

Peter Wollkopf: Sondierungsgrabung in der Jakobikirche in Göttingen, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 55, 1986, S. 327-335.

Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1734

Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen, worin derselben Civil- Natur-Kirchen- und Schul-Historie, aus verschiedenen alten Urkunden, auch andern sichern Nachrichten umständlich vorgetragen wird. Erster Theil. Mit einer Vorrede und unpartheyischen Betrachtungen über die älteste Nachrichten von Göttingen und der Göttingischen Gegend, Hannover, Göttingen 1734.

Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1736

Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen, worin derselben Civil- Natur-Kirchen- und Schul-Historie, aus verschiedenen alten Urkunden, auch andern sichern Nachrichten umständlich vorgetragen wird. Zweiter Theil. In welchem die Religions- und Kirchen-Geschichte abgehandelt werden, Hannover, Göttingen 1736.

Zeit- und Geschicht-Beschreibung 1738

Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen, worin derselben Civil- Natur-Kirchen- und Schul-Historie, aus verschiedenen alten Urkunden, auch andern sichern Nachrichten umständlich vorgetragen wird. Dritter Theil. In welchem von dem Schul-Wesen, und denen ehemaligen gelehrten Göttingern und ihren Schrifften gehandelt wird: Mit fortgesetzten Betrachtungen über die ältesten Nachrichten von Göttingen und der Göttingischen Gegend, Göttingen 1738.

Zeller 1911

Adolf Zeller (Bearb.): Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, 2, 4, 1: Stadt Hildesheim. Kirchliche Bauten, Hannover 1911.

Ziegahn 1963

Klaus-Günther Ziegahn: Die Baugeschichte der Stiftskirche St. Alexandri in Einbeck, Diss. Göttingen 1954, Einbeck 1963 (= Studien zur Einbecker Geschichte 1).

Bildnachweis

Göttingen, Städtisches Museum: Abb. 1, 51, 53, 76, 112, 115, 137-139, 146, 172, 174, 222, 223

Göttingen, Städtisches Museum, Bildarchiv: 10, 80, 101, 102, 113, 117, 118, 144, 148, 151, 217, 237, 238, 243

Karl-Heinz Bielefeld: Abb. 2 (außer oben links), Grundrisse S. 107, 151, 197, 233, 267, Abb. 251-255

Staatshochbauamt Göttingen: Abb. 2 oben links, Abb. S. 303

Schütte, Sv. 1995: Abb. 3

Jens Reiche: Abb. 4-6, 8, 9, 11-37, 41, 42, 44, 47, 48, 54-59, 61-67, 69, 86-88, 91-96, 103, 111, 114, 119, 121, 123, 124, 126-135, 140, 145, 153-167, 173, 178, 180, 182, 184-193, 195, 196, 198-205, 213, 216, 218, 220-221, 224-232, 234, 242, 245, 256 a-c, 257 a, 258 a-b, 259 a-b, 260 a, 261 a, c, g-h, 262 a-p, 263 b, d, f, k, m, o, g, y, 264 a, d-e, h-o, 265 a-d, f-h, k-m, 266 b, 267 a-f, 268 a-i, 269 a-c, 270 a-l, 271 a-l, 272 a-b, 273 b-c

Kirchenkreisarchiv Göttingen: 50, 60, 70-74, 110, 136, 141-143, 168, 169, 206-208, 264 f

Kirchenkreisarchiv Göttingen, Bildarchiv: Abb. 7, 75, 77, 78, 82-85, 116, 117, 122, 177, 179, 211, 212, 214, 264 g, 268 k-m, 273 a

Christian Scholl: Abb. 38 a-f, 39, 40, 43, 45, 46, 68, 79, 89, 90, 99, 100, 104-108, 149, 181, 183, 194, 209, 210, 219, 248, 257 b-c, 260 b-c, 261 b, d-f, 263 a, c, e, g-i, l, n, p, r-x, 264 b-c, 265 e, i, 266 a, c-t, 274

Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege Hannover, Fotoarchiv: Abb. 49, 52, 241, 244

© Bildarchiv Foto Marburg: Abb. 81, 147, 150, 175, 215, 240

Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek: Abb. 109, 239

Göttingen, Kirchengemeinde St. Jacobi: Abb. 120

Bielefeld 1970: Abb. 125

Schütte, Sv. 1989: Abb. 152

Göttingen, Universitätsarchiv: 170, 171, 176, 233, 235, 236

Bielefeld 2001: Abb. 197

Hannover, Niedersächsisches Landesarchiv: Abb. 246, 247

Beer 1984: Abb. 249

Georg-August-Universität Göttingen, Kunstsammlung, Foto: Kristina Bohle: Abb. 250

Register

Orte

- Alfeld, St. Nicolai 19, 27f.
Altomünster, St. Alto 56
Amberg, St. Martin 165 (Anm.)
Amelungsborn, Klosterkirche 16, 28,
34, 39; *Abb. 4*
Assisi, S. Francesco 350f.
Augsburg, Barfüßerkirche 338 (Anm.)
- Bardowick, Stiftskirche 257
Basel, Barfüßerkirche 338 (Anm.)
Biberach an der Riß, St. Martin 67
(Anm.)
Braunschweig 9, 14, 18, 80
Brüderkirche 23, 27, 34, 44, 317
(Anm.); *Abb. 14*
Dom St. Blasii 20, 34 (Anm.), 118
St. Aegidien 28
St. Andreas 21, 37, 47, 48, 118,
157, 278; *Abb. 25*
St. Jakobi 34
St. Katharinen 20, 34 (Anm.), 35,
118, 157; *Abb. 11*
St. Martini 34, 157
St. Michaelis 207
St. Petri 41
- Bruck an der Mur, Minoritenkirche
349
Bückeburg, Stadtkirche 88
- Bursfelde, Klosterkirche 16, 18;
Abb. 8
- Chartres, Kathedrale 25
- Dahlheim, Klosterkirche 348f., 350
Drübeck, Stiftskirche 117 (Anm.)
Duderstadt 182
St. Cyriakus 19, 25f., 30, 36, 43,
45, 48; *Abb. 17, 23*
St. Servatius 25f., 48
Duisburg, Minoritenkirche 350
- Einbeck
St. Alexandri 20, 34
St. Jacobi 183
- Erfurt
Barfüßerkirche 338 (Anm.)
Kaufmannskirche 27
Predigerkirche 22, 26, 44
- Fritzlar
Dom 43 (Anm.)
Minoritenkirche 350f.
- Gandersheim, Stiftskirche 18f., 43
(Anm.)

- Göttingen
- Accouchierhaus 361
 - Aulagebäude 342
 - Barfüßerkirche 9, 13f., 25, 27, 57, 61, 68, 79, 82, 84-86, 253, **336-356**, 357, 366; *Abb. S. 337, Abb. 246-248, 274*
 - Bartholomäus-Friedhof 154, 366
 - Bartholomäus-Kapelle 357, 365, **366f.**
 - Burg Bolruz 12, 74, 160f., 182
 - Fronleichnamskapelle 14, 74 (Anm.), 357, **359-361**, 366
 - Heilig-Geist-Kapelle 357, **364-366**
 - Heilig-Kreuz-Kapelle (St. Crucis) 14, 357, **361-364**; *Abb. 249f.*
 - Heilig-Kreuz-Spital 358; *Abb. 249f.*
 - Kapelle im Walkenrieder Hof 14, 357, **367**
 - Paulinerkirche 9, 11, 21-25, 27-29, 31-33, 38f., 41, 44, 48, 55-57, 61, 68, 73, 75-77, 79f., 82-84, 85 (Anm.), 86, 93, 96f., 113f., 119f., 122, 208, 215, 234, 249, 254f., 289, **302-335**, 337, 339, 341, 348, 354f., 357, 366f.; *Abb. 2, 12, 26, 31, 49, S. 303, Abb. 217-245, 261 a-b, 267 a*
 - Rathaus 9, 30, 43, 46, 48, 74, 109, 115, 160; *Abb. 18, 36, 53*
 - Reformierte Kirche 13, 90
 - St. Albani 9, 12, 14, 20f., 24f., 28-32, 34-36, 38-40, 42, 45, 47, 50, 56, 62, 68-70, 73, 75f., 80, 82, 93, 101, 103, 105, 215, 234, 240, **266-300**, 325, 337, 357, 361; *Abb. 2, 12, 16, 27, 38 a, S. 267, Abb. 181-216, 255, 260 a-c, 261 g, 266 a-t, 267 f, 273 a-c*
 - St. Georgs-Kapelle (St. Jürgen) 357, **358f.**, 360, 365f.
 - St. Jacobi 9, 12, 20, 21, 24f., 28, 31-40, 42f., 45-48, 50, 55-58, 60-68, 73-77, 80, 82, 86f., 93f., 97, 101, 104f., 114, **150-195**, 207, 217, 238, 240f., 243, 247, 270, 272, 278, 284, 291, 312, 337, 357; *Abb. 2, 12, 24, 35, 38 e-f, 39f., 43, 45f., S. 151, Abb. 87-121, 252, 257 a-c, 261 f, 263 a-y, 267 e, 269 a-c*
 - St. Jodocus-Kapelle (St. Just) 357, **367**
 - St. Johannis 9-11, 13, 15-21, 24f., 28, 31-33, 39-41, 44f., 50, 58f., 62-64, 66-69, 73, 74 (Anm.), 75-77, 80, 82, 86f., 96f., 99-102, 103-105, **106-148**, 159f., 171, 173, 174 (Anm.), 181, 215, 217, 235, 237 (Anm.), 238-241, 243, 245, 247, 252, 272, 325, 337, 357; *Abb. 2f., 5, 7, 10, 12, 29, 32f., 38b, 41, 51f., S. 107, Abb. 53-86, 251, 256 a-c, 261 c, 262 a-p, 267 b, 268 a-m*
 - St. Marien 9-14, 21, 24f., 28f., 32, 34-37, 39f., 43, 45, 50, 56, 61, 66-69, 73, 75-77, 80, 82, 91-94, 96f., 102, 105, 110-112, 115, 124, 158f., 173, 181, **196-231**, 235, 237 (Anm.), 238-240, 245, 274, 284, 290, 312, 325, 337, 349, 357; *Abb. 2, 12, 20, 22, 28, 30, 37, 38c, 50, S. 197, Abb. 122-151, 253, 258 a-b, 261 d, b, 264 a-o, 267 c, 270 a-l*
 - St. Michael 13
 - St. Nikolai 9-12, 17f., 20f., 24f., 28, 31f., 34f., 40-42, 45f., 50, 59f., 65-69, 72f., 74 (Anm.), 75-77, 80, 82, 101, 111f., 124, 156, 158f., 173f., 207, 217, **232-265**, 268, 284, 312, 337, 355, 357; *Abb. 2, 12, 21, 34, 38 d, 42, 44, 47f., S. 233, Abb. 152-180, 254, 259 a-b, 261 e, 265 a-m, 267 d, 271 a-l, 272 a-b*
 - Goslar 18, 166
 - Frankenberg-Kirche 118
 - Neuwerk-Kirche 118
 - Grebenstein, Stadtkirche 27, 46
 - Gutingi 10, 267, 269

- Halberstadt
 Dom 28, 118 (Anm.)
 St. Andreas 22f., 27, 317 (Anm.)
 St. Katharinen 22
- Halle/Saale
 Dominikanerkirche (Dom) 22, 26,
 317
 St. Moritz 27
- Hannover, Christuskirche 98f.
- Hannover-Kirchrode, St. Jakobi 183
- Hannoversch Münden, St. Blasii 27,
 46
- Hecklingen, Klosterkirche 117 (Anm.)
- Heiligenstadt
 St. Ägidien 19, 26, 39, 48
 St. Marien 19, 25f., 39, 48; *Abb. 9,*
13
 St. Martin 20, 25f., 39, 46, 48
- Herford
 Franziskanerkirche 347
 Münster 22
- Hessisch Lichtenau, Stadtkirche 46
- Hettstedt, St. Jakobi 183
- Hildesheim 14
 Dom 27, 34 (Anm.)
 St. Andreas 25-28, 47; *Abb. 15*
 St. Lamberti 26
 St. Paulus 47, 317
- Höxter, Minoritenkirche 22, 26
- Hofgeismar, Franziskanerkirche 347
- Huysburg, Klosterkirche 117 (Anm.)
- Ilsenburg, Klosterkirche 117 (Anm.)
- Köln 182
 Dom 14, 24 (Anm.), 33f.
- Konstanz, Franziskanerkirche 26
- Landolfshausen, St. Petri 95
- Lippoldsberg, Klosterkirche 18, 365
- Lübeck 14, 80
 Rathaus 109
 St. Katharinen 351
 St. Marien 28, 74 (Anm.)
- Lüneburg, St. Nikolai 28
- Magdeburg 80
 Dom 14, 30, 249
- Mainz, Dom 50 (Anm.), 118 (Anm.)
- Mariaspring 166
- Melsungen, Stadtkirche 26
- Merseburg, Dom 69 (Anm.)
- Minden, Dom 22
- Mühlhausen, St. Marien 39
- Münchenlohra, St. Gangolf 18
- Münster, Apostelkirche 22, 26f.
- Nikolausberg, St. Nikolaus 55, 72f.,
 75 (Anm.), 76
- Nörten, Stift St. Peter 12, 153, 160
- Northeim, St. Sixti 25, 27
- Nürnberg, St. Sebald 36
- Oberwesel, Liebfrauenkirche 35
 (Anm.)
- Osnabrück, St. Marien 28
- Osterode, St. Jacobi 183
- Paderborn
 Dom 22
 Franziskanerkirche 347
- Paris, Sainte-Chapelle 24 (Anm.)
- Pforzheim, Barfüßerkirche 338
 (Anm.)
- Pöhlde, Kloster 268
- Prag, Veitsdom 14, 29f., 43, 170
- Reims, Kathedrale 33, 350
- Reinhausen 166
- Riddagshausen, Klosterkirche 17, 118
 (Anm.); *Abb. 6*
- Saint-Denis, Abteikirche 24 (Anm.),
 25
- Sangerhausen, St. Jacobi 183
- Santiago de Compostela 151, 182
- Schottenstein, St. Pankratius 50
 (Anm.)
- Schwerin, Schelfkirche 89
- Soest, Hohnekirche 22
- Speyer, Dom 103

- Stralsund 80
 Rathaus 109
 St. Johannis 27
 Straßburg, Münster 14
- Trier
 Franziskanerkirche 27
 Liebfrauenkirche 350
- Ulm, Münster 27
- Verden, Dom 28, 33; *Abb. 19*
- Walkenried, Kloster 85 (Anm.), 323, 367
 Warburg, Neustädter Kirche 39
 Wels, Minoritenkirche 349
 Wien, Stephansdom 14
 Wittenberg, Schlosskirche 180
 Wolfenbüttel, Kirche Beatae Mariae Virginis 88
 Worms, Liebfrauenkirche 47
 Würzburg, Deutschhauskirche 21
- Zwinge, St. Jakobus 183

Personen

- Albrecht I., Herzog von Braunschweig 268, 340f.
 Albrecht II., Herzog von Braunschweig 197, 204, 306, 341f., 348, 353, 364
- Berckelmann, Theodor 127
 Besemann, Christian Andreas 363f.; *Abb. 250*
 Besemann, Friedrich 243, 316; *Abb. 115, 146, 172*
 Blumenbach, Georg H. W. 353, 355
 Bodener, Hans 167
 Böhmer, Gerhard Ludwig 127
 Boin, Heinrich 126 (Anm.)
 Bonifatius 267f.
 Borheck, Georg Heinrich 95f., 99, 128, 130 (Anm.), 325
 Bornemann, Johann Günther 130
 Bruno, Sohn Herzog Albrechts II. von Braunschweig 342, 348, 353
 Bürvenich, Adam 341
 Büsinck, Ludwig 127
 Bütemeister, Johann Daniel 127
 Bughenhagen, Johannes 85f.
- Dassel, Simon von 358, 366
 Dinklage, August 177 (Anm.)
 Dominikus Guzmán 304
 Dopmeyer, Carl 101 (Anm.), 217
- Eberlein, Johann Christian 128 (Anm.)
 Eckstein, Rudolph 127
 Eckstein, Magdalena Clara 127
 Einbeck, Anselm von 361
 Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Göttingen 353
 Erich I., Herzog von Braunschweig-Calenberg 82
 Ernst I., Herzog von Braunschweig-Göttingen 74, 120, 152, 159f., 353
- Fabricius, Theodosius 127
 Fiorillo, Johann Dominicus 87
 Fischer, Friedrich 180
 Franz von Assisi 304, 338, 352
 Friedländer, Max J. 103
 Furtwängler, Philipp 223
- Geißler, Robert 131 (Anm.)
 Geismar, Hans von 287
 Georg II. August, Kurfürst von Hannover, König von Großbritannien, 308, 314
 Gesner, Johann Matthias 256
 Gregor XI., Papst 153
 Gregor von Tours 52
 Grimm, Ludwig Emil 128 (Anm.); *Abb. 53*
 Grisebach, Hans 170, 176, 177 (Anm.)

- Guden, Heinrich Philipp 321, 323
Hase, Conrad Wilhelm 33, 75 (Anm.),
97-104, 108, 128 (Anm.), 131-137,
159 (Anm.), 177-179, 199, 211, 213,
217-222, 237, 256, 257; *Abb. 70-74,*
109, 176
Heiber, Hans 137
Heinrich der Löwe 50, 152
Heisen, Heinrich 211
Heisen, Jacob 358
Helmolder, Bartolt 58
Helmolder, Hans 58
Helmolder, Heinrich 58, 126 (Anm.)
Herte, Heinrich 46
Herwig von Pöhlde 268
Heumann, Georg Daniel 120, 124
(Anm.), 312, 314, 316, 318, 321, 324;
Abb. 222f., 239
Hollenberg, Georg Heinrich 236 (Anm.)
Hollmann, Samuel Christian 322
Hüventhal, Friedrich 82-84

Innozenz III., Papst 338

Jacob von Göttingen 37
Jacob, Friedrich 178 (Anm.), 179
Jakob von Worms 37 (Anm.), 47, 76
(Anm.), 269, 270
Jani, Berthold 127
Jeep, Johannes 124 (Anm.), 168, 362,
364; *Abb. 1*

Kampe, B. 360, 365
Kampe, F. L. 213; *Abb. 136*
Kastrop, Bartold 211
Kettler, Bau-Conducteur 256; *Abb. 171*
Klatt, Heinz Günther 128 (Anm.)
Knoke, Wilhelm 30 (Anm.)
Koedderitz, Gerhard 128 (Anm.)

Letzner, Johannes 267, 306
Lichtenberg, Georg Christoph 236
(Anm.)
Lingen, Johannes von 256
Linne, H. C. 280
Loening, Gerhard 256

Lubecus, Franciscus 58, 63, 66f., 82f.,
85-87, 118, 125, 166, 202, 210f., 233,
236, 269, 306, 323, 340f., 358f., 365f.
Lübecke, Thomas Christoph 213
Lueder, Wilhelm 128 (Anm.)
Lufft, Hans 84
Luther, Martin 84

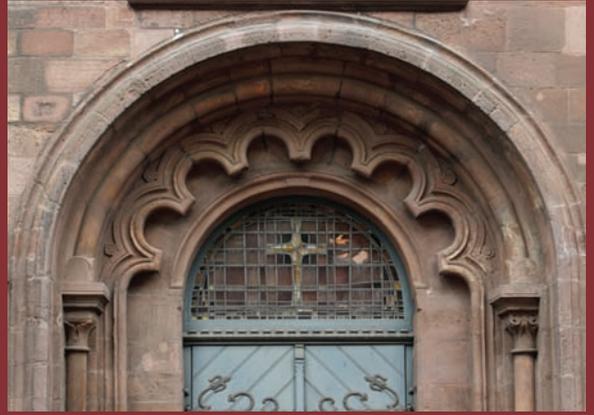
Mahrenholz, Christhard 223
Martin IV., Papst 339 (Anm.)
Meier, Helmbrecht 154
Meinecke, Hans 25 (Anm.)
Menten, Conrad 359
Merian, Caspar 120 (Anm.), 168, 362,
364
Miede, Karl Heinrich 216
Mirow, Karl 128 (Anm.)
Mittag, Heinrich 222
Mörlin, Joachim 86f., 126
Mohrmann, Karl 178 (Anm.), 179
Mosheim, Johann Lorenz von 255f.
Müller, Johann Michael 90, 93; *Abb. 235*
Müller, Justus Heinrich 97, 237, 243,
326f.; *Abb. 170*
Münch, Justus 253
Münden, Anna Barbara 127
Münden, Giseler von 63

Nörten, Giseler von 76 (Anm.), 285

Ott, Paul 137, 166, 181, 292
Otto I., Kaiser 268
Otto II., Herzog von Braunschweig-
Wolfenbüttel 73 (Anm.), 198
Otto III. (der Quade), Herzog von
Braunschweig-Göttingen 12, 74, 120
(Anm.), 153, 160
Overheide, A. 342; *Abb. 246f.*

Pallon, Egon 128 (Anm.)
Parler, Peter 29f., 36, 43, 170
Penther, Johann Friedrich 90f.
Philipp, Landgraf von Hessen 83
Piper, Johann 322
Pütter, Johann Stephan 324

- Raphon, Hans 322, 358f., 364
Rathkamp, Conrad 217, 219
Rathkamp, Wilhelm 116f., 131f.
Rauen, Conradus 118
Ribow, Georg Heinrich 127
Rocholl, Friedrich Wilhelm Rudolf 128
(Anm.)
Rohns, Christian Andreas 356
Rudolph, Hermann *Abb. 137*
Rutenstein, Hans 46f., 166
- Salzmann, Max 177 (Anm.), 178
Schinkel, Karl Friedrich 97
Schmid, Siegfried 166 (Anm.)
Schraudolph, Johann Baptist 103
Schreiter, Johannes 105, 181, 222
Schupp, Johann Balthasar 88f.
Schwaneflügel, Familie 65
Schwarzbach, Anna Franziska 105, 181
Simonetti, Christian Ernst 62, 93, 94
(Anm.), 155
Spangenberg, Adolph Conrad Franz 62,
353, 359
Sturm, Leonhard Christoph 89-91, 98
Sutel, Johannes 86, 234
- Thomas von Aquin 55, 323
Tilly, Johann Tserclaes Graf von 355
- Tolle, Heinrich 127
Trefurt, Johann Philipp 128 (Anm.)
- Urban V., Papst 160
- Velguth, Wilhelm 219
Vick, Sudfeld *Abb. 233*
- Waake, Bartold von 63f., 154
Waake, Johannes von 63f., 154
Wagemann, Johann Gottfried Wilhelm
127 (Anm.)
Wagemann, Ludwig Gerhard 215
Weidner, Christian Gottlieb 130 (Anm.)
Weinbrenner, Friedrich 96f., 325-327;
Abb. 236
Widekindus, Priester an St. Nikolai in
Göttingen 233
Wiesenfeldt, Hans 104, 128 (Anm.)
Winther, Just 83, 86
Wiß, Christoph Ludwig 254f.
- Ziesenis, Georg 127
Zipolle, Johann 287



Die Stadt Göttingen beherbergt viele und wichtige mittelalterliche Kirchen. Das Panorama der Baugeschichten, der Nutzungen und der Formenvielfalt reicht vom 13. zum 16. Jahrhundert und sogar bis in die Gegenwart, da die Kirchen auch später immer wieder verändert worden sind.

Die Kirchenbauten sind das sichtbarste Zeugnis einer längst vergangenen Epoche. Das Buch hebt diesen Schatz und nimmt den Leser auf eine Zeitreise mit, bei der die sechs erhaltenen Kirchen in bisher nie dagewesener Weise ausführlich untersucht werden.